

# Die tolle Herzogin

Nanny Lambrecht

3466

004

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION





# Die tolle Herzogin

Von Nanny Lambrecht sind bisher folgende  
Werke erschienen :

Verlag F. Fontane & Co.

Die Suchenden

Verlag W. R. Medlenburg

Armsünderin

Notwehr

Bruder Mensch

Verlag J. E. Bruns, Minden i. W.

Die Statuendame

Verlag Fredebeul & Koenen, Essen Ruhr

Was im Bann geschah

Das Haus im Moor

Allsünderdorf

Verlag J. Thum, Kevelaer

Das Land der Nacht

# Die tolle Herzogin

Roman

von

Manny Lambrecht



Egon Fleischel & Co.  
Berlin  
1918

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1913 by Egon Fleischel & Co. Berlin



## Erstes Kapitel

Auch der Hof war anwesend.

Im imposanten Nachhall verklang des Henricus Predigt. Die Orgel dröhnte.

„Er predigt durch Mark und Bein,“ sagte gerührt die bayerische Landesmutter.

Doch waren nun viele Blicke auf Prinzess Jakobe, die mit leidenschaftlicher Inbrunst des Henricus donnernde Verkündigung auffog. Aus tiefen melancholischen Schatten brannten ihre Augen. Das goldwellende Haar illuminierte den stolzgehobenen Kopf. Sie könnte in den Kirchen Roms auf Marmor stehen. So inbrünstig. Sie konnte die bayerische Landmannschaft wie verliebte Buben an den Münchener Hof bannen und in keuscher Kälte weinen. So dämonisch. Eine sinnbetörende Heilige.

Ein Mensch schlich sich in ihr Gefolg, ein krankhaft bleicher mit schwarzem Spitzbart. Seine Blicke umschmeichelten sie in scheuer Freude, in dem leidenschaftlich demütigen Bewußtsein bangender Liebe. Und als nun der Hof den Weihkessel passierte, da geschah das.

Bis zur weißen Mantelschleppe, die zwei Pagen nachtrugen, schlich der Mann. Seine Halsketten klrzten. Der flüchtende Blick der Prinzess traf ihn. Sie hob ihre Hand, die bleich war wie Immenwachs, und senkte sie in den Weihkessel . . . und da sah man's, ein Zettelchen flog über den Rand, schwamm in die wachsbleiche Hand.

Ranny Lambrecht, Die tolle Herzogin.

1

3466  
49A  
39

546874

RECAP

Und vorüber rispelten die Gewänder. Süß duftete der Weihrauch.

Draußen flammte die Morgensonne auf über München. Ein Trompetenstoß verkündete den Beginn der kleinen Audienzen.

Bei der Lormache brachten die Trabanten derbe Späße an, die frechen Trabanten, die für zwölf Ellen Mantelsamt die Küsse der Hofdamen verkauften.

„Hast du's sehen, Dieter?“

„Noin.“

„Hast doch den Manderscheider wieder bei Prinzeßle anschleichen sehn.“

„Noin.“

„Dann fahr zum Düwel.“

„Gleichfalls.“

Da kamen zwei Knappen, schleppten Schilde in die Waffenhalle, rekelten sich im Eingang und pußten blank Eisen.

Der Trabant schob zu ihnen: „Bon matin, wann's beliebt.“

„Wir verstahn nit spanisch.“

„Is besseres Teutsch, wanns beliebt, man sprechts in den Häusern, wo venetianische Wachteln gessen werden. Ja, bitt, ein Erzherzog schnuffelt hierum, es geht izt wohl dem Prinzeßle an'n Kopf?“

„Ans Herz, oder maskulinisch ausdrückt: an sein Grafen.“

„Is doch nur an den Hof hie angevettert, is ein badisch Kind; wanns absoluter will, derfs sein Maskuliner heiraten, wanns will; aber absoluter.“

„Wann du ein Prinzehle wärst und wärst ain Frauenbild und ein Waislein und wolltst dem Manderſcheider ſain Braut ſein und nit ain anderm, wolltst d u dann abſoluter wollen ins Angeſicht unſrer Landesmutter?“

„Noin.“

„Nu, dann dich troll, hie kommt ſie.“

In ſteif brokatenem Umfang ſchleift die Landesmutter heran, führt den Erzherzog an ihrer Seite, führt ihn rund durch die Hofburg, ein langer Spaziergang, auf dem ſich viel und unabiſichtlich erzählen läßt.

Der Kammerherr, der auf fünf Schritte Distanz folgen muß, iſt auf zehn Schritte abgewinkt. Sie iſt auf jeden Fall eine vortreffliche Frau mit praktiſcher Diplomatie. Es ſind jezt ſchlimme Zeiten und Umſtänd, ganz ſchlimme. Die Reformation von Luther aus, dem Kumpelgeiſt, geht wie ein Geſpenſt durch die Lande. Da müſſen jezt treurömische Leut ans Werk, müſſen die Jeſuiten ins Land rufen und eine mächtige Reſtaurationspartei ſchaffen. Und grad drunten am Rhein iſt ſolch ein Ländle, wo eine gutrömische Prinzeh die rechte Hand der bayeriſchen Rom-Partei werden könnte. — Iſt jezt am ſpringenden Punkt und geht entſchloſſen vor.

„Habt ſie nu ſehen, unſer badische Zufferchen, ſain hoch aufgeſchoſſen, rund und ſtattlich und ſo ins Gebieteriſche hinein. Sah ſchon wie aine Braut aus, als man ſie uns mit ſieben Jahren herbracht hat. Liebden, wir werden ſie irgendwo an die Regentſchaft bringen, he? Nu ja, gottlob, Ihr habt ja Plane, he?“

„Ja,“ ſagte der Erzherzog.

„Müßt auch ſchaun, wie das guet Kind nu frumb iſt wie ain Nunn; halt's truzig Köpfel tief — es ſteht ihr

Ja nit," lachte die Gute, „hat doch nit umfunft das rot Haar, wengleich auch die verliebten Frauen an Tür und Thor Epigramme anschrieben, daß es ist gesponnen Gold und fließend Sonnenschein — sein verrückt Mannsleut," lachte wieder behäbig los die Gute, „ist jetzt aine Papistin dorch und dorch, wir sein ihr stark ans Gemüt gangen, denn ihr Herr Vater, der Lutherkopf, hat ihr doch mehr seines Bluts geben, als ihre Frau Mutter, was auch aine guete Person war. Mögen alle beid selig sein, das Entchen ist uns grad guet in den Teich schwommen, ist streng vorbereitet, und wenn Ihr sie auf ainen rheinisch Fürstenthuhl künnt bringen, Liebden."

„Ja," sagte der Erzherzog.

„Und auch," eine energische Handbewegung, als fege sie das Terrain vor sich frei, „mit dem Herzen nach allen Richtungen hin frei."

Da blieb der Erzherzog bei den Waffenputzern stehen.

„Wem der Schild?"

„Dem hochgeporen Grafen Hans Philipp zu Manderscheid, Blankenheim und Geroldstein, fürstlich Gnaden."

Nun faßte der Erzherzog die wohlgenährte Hand der Landesmutter, tat galant wie ein Franke und half ihr die steinerne Freitreppe hinauf in den weitoffenen Eingang zu den Audienzsälen, warf seine Worte mit Bedacht und so, als ziehe vor jedem her ein Herold: Achtung! Im Namen des Kaisers! — Er sprach also:

„Nehmt den Manderscheider unter Observanz, Liebden, Ihr habts, scheint, übersehen, daß Ihr ihn schön finden würdet, — wenn Ihr noch jung wärt." Machte seine ehrfürchtigste Reverenz. „Wollt mich entlassen." Und trat in den Vorfaal mit den gewaltigen Löwenköpfen

an den Bronzetüren. Die sechs Schildwachen präsentierten. Pagen warfen die Türen zum Audienzsaal auf.

Gleich schwebte wieder auf fünf Schritte Distanz der Kammerherr her. Ein vorwurfsvoller stiller Herr, der seiner Landesmutter bis zum letzten grauen Haar nicht das Gedächtnis ersparte, daß er ihr als Kapitänleutnant einmal nahe gestanden.

Und nun stand sie da, sah platterdings starr in die feiertägige Stille des Schloßplatzes, wo die Frauengemächer in die Rotunde mündeten. Und lauschte. Eine Laute schwirrte sehnsüchtige Klänge. Prinzess sang leise Hymnen dazu.

„Was singt sie, Kammerherr?“

„Psalmen, fürstliche Gnaden.“

„Sie singt verrückt Zeug, Kammerherr.“

„Psalmen der Liebe, fürstliche Gnaden.“ Und er überreichte ihr mit großer Genugtuung ein Büchlein, das Missale, das als frommer Bote zwischen den Liebenden zirkulierte. Von dem Manderscheid hingekrickelt darin: „Gold fürstlich Lieb, spielt auf der Laute, und ich will drunten stahn und still getrost sein den ganzen Tag. Betet auch das, was ich hab beigelegt, es soll kräftig sein, es war auf eine Hostie gestreift. Ihr mögt es da küssen, wo ich ein Kreuz gemalt hab.“

Klingklang verhallte die Laute. Bitterlich stand der Kammerherr. Ach Gott, die Landesmutter, — sie hat doch auch einmal schlanke Hüften gehabt.

Da rauschte sie kopfschüttelnd davon: das dumm Ding droben, das dumm Ding, wenns bloß erst runde Hüften hätte! — — —

„Jaköble, Jaköble, jezt sein wir sein drin, der Erz-

teufel hat alles rausbracht, sie sein allsamt schon eglische Stund beim Principem in Audienz, och, was da jetzt allerhand gekocht werd!“

Die kleine Hall, die mit Augen in die Welt schaute, als warte sie immer auf eine Überraschung, schlüpfte ganz desperat bei Prinzeß ein. Die saß in der Nische des gotischen Fensters, und grellbuntfarbig floß das Licht aus der Glasmalerei über sie, in leuchtenden Konturen über den gebeugten Nacken, in die offene Flor krause der entblößten Brust, und entzündete schimmernde Reflexe in ihrem tizianischen Haar.

Der sinnlich geschwellte Mund seufzte noch im Lächeln der Hymnensehnsucht, und so erwiderte sie: „Lieb Uzwögle, das mußt doch einmal kommen, und jetzt ist's da. Ich sag: Amen.“

Da stand die Hall starr, sagte: „Wart noch ein wenigß, dann könnt gleich darbei: R. I. P. sprechen. Jakoble, Euer Graf muß um die bayrisch Eck.“

„Sag mir kein Hasen in Busen, Uz. Das halt mein Bub nit aus, der ist schon jetzt in Desperation. Geh, schaff Rat, geh, sag ihm, er muß ein wenigß Ruh halten, mein Hans Philippfen, bis der Erzherzog wieder aus München ist, will ihn dann wieder ans Herz nehmen. Ade, liebe Hall.“

„Und sunst nichts?“

Prinzeß küßte ihr in die flache Hand, drückte ihr die Finger zu: „Er soll sich da heraufser den Kuß holen.“

Als die kleine Hall hinaus wollte, wollte die alte Schloßferin Gerhardgen hinein, stand breit und behäbig mit wulstgepolsterten Hüften. Ihre klein und klugblinzelnden Augen wüteten das Hoffräulein an: das Ding da macht die Stafetten, die nit nuß sind und Prinzeß den Kopf verdrehen,

es hilft doch zu nir, sie weiß das, sie ist dreißig Jahr in Fürstendienst. Doch flüchte das Fräulein sichernd an ihr vorüber: „Was stehst denn da, Mutter von der stillen Wut? Hast ein Gök im Bauch, Mutter von der bittern Zunge?“

Prinzeß dehnte sich auf den Rissen der Nische, das Seidengewirkte knisterte wie flüsternd gelauchte Geräusche. Sie holte aus dem Busen das Zettelchen. Er dichtet, der herzliche Schatz, er dichtet traurig. Ach Gott, wenn der Erzherzog soviel Angst könnt lesen! Sie will dem armen Bub eine eilige Antwort schreiben, winkt Gerhardgen, daß sie das Dreibein heranrücke. Hinter ihr blieb die Alte breit und stumm stehen.

„Mein Herzallerliebster, der Erzherzog hat wohl dies und das Fragen an mich stellt, doch sagt ich, ich kenn Euch so viel als nicht, aber mein Herz hat anders dabei denkt und heimlich Freud gehabt. Ach mein Schatz, so laßt Euch nichts anfechten und durch allerhand Geschichten nit traurig machen. Ihr sollt wissen, so wahr mir Gott helf, daß der Erzherzog noch so viel anhaltet, ich Euch trotzdem nit will aufgeben und sollt ich mein Leben drin lassen. Datum München in großer Eil und Langweil von der, so Euch mit treuem Herze meint und minnt bis in den Tod.“

Da stand Gerhardgen aufdringlich hinter ihr. Die Prinzeß schob den Zettel in den Busen, ihr Herzschlag stieß stürmisch in die wogende Brust. Sie nahm das Buch her, in das der Mönch Henticus mit der Feder das Calendarium perpetuum zu zeichnen angefangen, sagte hastig zerstreut: „Der Mönch Henticus soll kommen.“

Gerhardgen sprach kurz und knapp wie das böse Verhängnis: „Der Herr Henticus kann nit kommen, ist auch in Audienz befohlen.“

Prinzeß sah sie an, sah sie scharf an: weiß die Alte mehr? „Alte Kacke, was weißt du?“ Sie sprang auf, legte den Arm um den runden Rücken der Amme, „willst mich schrecken und fragen?“

Da pläzte die Alte heraus: „Gott erbarm — nein . . . Der Graf sagt —“

„Mein Graf —?“

„— läßt sagen, es werd jetzt in der Audienz besorgt —“

„Besorgt? Sagt er das?“

„Mit der Heurat an den Rhein, und hat ein Gesicht gemacht —“

„Nein, sag das nicht,“ sie schloß ihr den Mund, „mag nit wissen, was der arm Bub ein Gesicht macht.“ Sie schüttelte sich wie unter schauervollem Frösteln, preßte die Faust an den zuckenden Mund, „liebbe alte Kack, ich muß den Bub bei mir haben,“ und da die Alte Einwendungen machen möchte, „nein, sag nichts, ihr andern könnt viel mit kaltem Blut sagen, um uns zwei aber geht nun das schlecht Spiel,“ sie reckte in hochfahrendem Stolze auf, „du mußt den Bub heunt zur Nachtzeit herholen.“

Gerhardgen wußte, nun half kein Zureden mehr. Sie hatte die süßheimlichen Zusammenkünfte bisher immer zustand bringen müssen, no, also will sie auch das Letzte tun — vielleicht das Allerlezt.

Mit heftigem Flüstern neigte sich die Prinzeß über sie. Wo das sein soll? Sie nit im Schloß, man hat die Zimmer der Prinzeß unter Observanz gestellt. Aber — wann sie zur Nacht in die Schloßkapelle geht . . . wie immer, wenn sie vor Schlafen die lange Gewissensforschung hält . . . also so wird's gemacht, der Rustos muß den Grafen in die



Sakristei einlassen und soll ihn da versteckt halten. Sie drängt, schiebt Gerhardgen hinaus, ach Gott, sie soll eilen. Und flüchtet in die Fensternische zurück, betet in heißen Er-schütterungen. — —

Der Abend fiel in leiser Traurigkeit. Die Wind-lichter in den Kreuzgängen zuckten in trüben Lichtstrahlen. Da sah man's schweben mit eilendem Tritt an den Tür-wachen vorüber, ein schlanker Page voran mit der Wach-sackel, hinter ihm mit schleifenden Gewändern Prinzess Jakobé mit Gerhardgen. Die Wachen salutierten. Prin-zeß hält ihre Abendandacht; wenn sie zurückkehrt, wird sie glücklich lächeln. Wie Erzengel lächeln, mit süß und schwermütig verschleierten Blicken.

Das Kapellentor knarrte im Eisenbeschlag. Prinzess mit ihrer Fraué verschwand in den heiligen Schatten der Kapelle, der Page lehnte mit der Fackel zwischen den Pi-lastern des Portals.

Die Nacht ist wie eine Wüste still. Durch das rote Ampellicht des Chors huscht der Frauenschatten, die Sakristeitüre neben dem Hochaltar klirrt auf. Zwei Arme pressen sich um die Prinzessin, ziehen sie in die feuchte Dun-kelheit des Gewölbes. Der Mann sinkt vor ihr nieder, wühlt seinen Kopf in ihren Schoß, stammelt unsinnige, ver-zweifelte Worte, ist ganz trostlos, verstört. Er will keinen Zuspruch und keinen Bertrost, er will sein blutendes Elend so sehen, wie es jetzt aus dieser todbringenden Audienz her-vorgeht.

„Ich wollt mich eh willig in den Tod begeben,“ be-teuerte sie ihm in die gräßlichen Verwünschungen seines verlorenen Lebens. Er lachte hart und bitter: „M e i n e m Lieb glaub ich das, dem fürstlich Lieb soll mans nit glauben.“

die Weltgeschichte hat schlechte Beispiele. Ich werd dran sterben müssen, daß Ihr Euch von mir habt lieben lassen."

Sie strich über seinen Kopf hin, weich tröstend wie einem Kranken, er stöhnte leise, sie preßte in heftiger Rührung ihre Worte heraus: „Ich kann nit lang hie sein, komm machs nit so schwer, komm, ich muß dich küssen . . . für lange Zeit . . . wer weiß —“

Er klammert sich an ihr empor, tastet nach ihrem Gesicht, faßt mit seinen zuckenden Händen in ihr Haar, sein Flüstern zischt durch die blitzenden Zähne: „Ghe möcht ich deinen Kopf abgeschlagen in meinen Händen halten, als dich einem andern lassen.“ Seine krallenden Hände reißen sie schmerzhaft, und er küßt sie, daß seine Zähne auf die ihren schürfen; so könnte ein Wahnsinniger in seiner gepreßten Liebe quälen und beglücken.

„Willst du schwören?“ knirscht er.

„Ich schwöre,“ schluchzt sie in sein heißverzerrtes Gesicht.

Da drängte er sie durch die Türe in den Chor der Kapelle.

„Schwör aufs Sakrament!“

Sie fallen beide auf die Stufen des Hochaltars in das rote mystische Licht. Sie heben die Schwurfinger, sie schwören mit bebend zusammenklingenden Stimmen. Er läßt den Kopf sinken.

„Auch dem Himmel sind Schwüre schon gebrochen worden.“

„Ich kann nit höher schwören.“

„Auf dein Blut.“

Da stürzt sie flach nieder dicht vor dem Sanktissimum, reißt den Goldspieß aus ihrem Haar und rißt sich die

Haut. Ein Tröpfchen Blut quillt wie eine rote Perle. Sie taucht die Nadel ein, schreibt's ihm auf den nackten Arm: Ich schwöre.

Nun steht er ruhig auf. Sein Atem jagt noch, aber sein wirr flackernder Blick fließt jetzt in mildem Glücke über sie. Er führt sie das Kirchenschiff hinunter bis zum Weihwasserkessel, taucht seine Finger ein, segnet ihre Stirne. Und küßt sie nicht mehr. Als sei sie nun geweiht zum Kampf.

Als die Türe hinter ihr zufällt, steht er noch und horcht auf das Schleifen ihres Gewandes, drückt das Ohr an den Eisenbeschlag. Dann schleicht er davon in die grabdumpe Finsternis. Das Türchen des Beichtstuhls knarrt. Dort wird er die Nacht verbringen, von den heiligen Schauern ihrer Küsse träumen. —

Am Morgen hielt ein päpstlicher Legat in der Hofburg seinen Einzug. Er kam mit einem Breve Sr. Heiligkeit an Jakobe von Baden.

„Geliebte Tochter in Christo! Deine absonderliche Frömmigkeit und andächtige Verehrung Unser und der Heiligen Römischen Kirche verdienet Unsere ganz besondere Gunst und Gnadenbezeugungen . . .“ Und daß sie ausersehen sei zu einem hohen Verufe.

Danach kam der Mönch Henricus, stand mit jungen, fanatisch glühenden Augen wie ein Psalterfänger vor ihr.

Von fürstlichen Frauen am Rhein sprach er, die auserwählt waren, die Geschicke ihrer Zeit lenken zu helfen. Von Agrippina, Tochter des Germanikus, die um das heilige Cöln Verdiente. Colonia Agrippina nannte man zum Angedenken diese reichste und bedeutendste Stadt des deutschen Nordwestens. Von Chlotilde, der Gemahlin des

Frankenkönigs. Sie hat die Fackel der Christianisierung in die Rheinlande vorangetragen. O heldenhaft dreimalteilig Frau! Er sprach von Hildegardis am Karolingerhofe in Aachen, sie war Mutter von Kaisern und Königen, war Heilige. Er sprach von der schuldlos verfolgten Theotberga, rechtmäßigen Gemahlin Lothars II. Hat die Waffen der Unschuld geführt, hat ihr kirchlich Ehrecht verteidigt, hat päpstliche Breve erwirkt, die übers ganze Abendland ihre Bedeutung erlangten. Er lobpries die lange Reihe gekrönter Frauen, die in der Aachener Kaiserpfalz im Purpur ihrer Tugenden, im Gold ihrer Taten siegreichen Einzug hielten.

Von solchen Frauen sprach er.

Und atmete tief, und eine ängstliche Stille ward. Danach sagte er nur noch: „Und fragt Ihr mich nach Frauen, die ihrem auserwählten Berufe nicht nachkamen, — so weiß ich keine unter Fürstenfrauen.“

Da fiel die Stille wie ein Bahrtuch herein.

„Sie werden nichts erringen,“ sprach Prinzess in stolzen Träumen.

Da kam klirrklarr ein Mann von Eisen, kam von Baden her, der Bruder Markgraf. Er müßt in politischer Mission nach Frankreich, sagte man und ordonnierte ihm als Adjutanten den Grafen Hans Philipp von Manderstheid zum Geleit. Es sei eine Auszeichnung, sagte man.

„Sie werden nichts erreichen,“ träumte stolz Jakobe.

Da sandte der Graf sein Abschiedslied:

„Wanneh, mein Lieb, in fremde Land ich muß ziehn,  
Soll mannigfach mein Seufzen zu Euch fliehn,  
Ich wandre fort in vieler Tage Plag,  
Niemand, den ich ansah, zu reizen mich vermag.“

Und da ich bin nun außer Land,  
Fürstlich Lieb, in Euer Hand  
Leg ich mein Lieben, Leben und Vaterland.  
Ich wandre fort in vieler Tage Plag,  
Niemand, den ich ansah, zu reizen mich vermag.“

Und weil an diesem Tage die Sonne blutrot unterging,  
hatte die Prinzessin keine mutigen Träume mehr.

In einer Nacht war's, da konnte Prinzess in namen-  
loser Angst nicht schlafen, stand auf und schlich hilfsuchend  
zur Schloßkapelle. Die Ampel brannte im Duster der  
Kuppel. Die Heiligen an den Wänden standen wie Leichen.  
Da betete sie zu allen Heiligen . . . Und da stand hinter ihr  
die Landesmutter, sprach majestätisch und unerbittlich:

„Es ist abgemacht. Der Erzherzog ist mit unserer Zu-  
sag an den Wiener Hof abgereist. Kind! Er. Heiligkeit  
der Papst, die Kaiserliche Majestät und König Philipp von  
Spanien haben dich auserwählt zur Herzogin an einen  
rheinischen Fürstenhof. Den Räkern am Niederrhein  
sollest die Geißel Gottes werden! Der lezt Nachkomme der  
Schwanenritter regiert da, und du sollest Herzogin sein am  
Schwanenhof.“

Prinzess stürzte mit gerungenen Händen zum Hoch-  
altar; als müsse sie Tote erwecken, gellte ihr Schrei: „Hans  
Philipp! . . .“

Man sagte in der Hofburg: Ihr Herz wird brechen.

— — —

Doch war das wohl ein Märchen. Ehe Herzen aus  
Liebe brechen, fließt der Rhein in die Donau.

---

## Zweites Kapitel

Da war Hochzeit am Rhein.

Und der Rhein schwamm voll Rosen, rotrote Rosen wie in Strömen vergossenes Blut. Die Winzer und Winzerinnen waren mit geschmückten Rähnen losgesteuert nach Bonn hinauf, und da die Reben nicht reiften, warfen sie Rosen. Von Bonn aus holte das Schwanenschiff die Braut und die fürstlichen Verwandten. Die Morgenluft leuchtete lichterloh feiertägig. Es war, als ob der Abglanz des königlichen Abschiedes, den der Vetter von Cöln in Bonn nun bereitete, verheißungsvoll am Himmel stünde.

In Himmelgeist sollte sie den Fuß auf das Land setzen, über das sie zu herrschen berufen war. Die Fürstlichkeit der ganzen Düsseldorf'schen Residenz würde zum Empfange bereitstehen, in ihrer Mitte der, den sie nannten: den letzten Nachkommen der Schwanenritter.

Schon dröhnte es dumpf herüber von Düsseldorf. Vor den Toren der alten Residenz dehnte sich das Bivak der sechshundert Fußknechte aus. Ihre Rotmäntel flatterten, die zerschlizten Hosen bauchten sich, die stramm muskulösen Beine steckten in grünen und weißen Wadenstrümpfen. Holla! Grün und weiß die Jülicher Farben, und auch die Wimpel von Cleve und Berg flaggten an den Lanzenschäften, Sturmsignale niederrheinischer Macht. Die weißhaarigen Bronzekerle, die mit den steifen Knochen und verwitterten Gesichtern, die unter dem Regime ihres Altherzogs die ver-

einigten Herzogtümer groß werden sahen, die erzählten nun vor den Toren der alten Residenz, wie das einmal war. Auf leergetrunkenen Fässern saßen sie, und ein paar aus dem überhitzten Volksgeschrei blieben bei ihnen stehen, wie man bei Großvaters Lehnstessel einen flüchtigen Augenblick hinzuhört, das versunkene Lächeln sieht und kopfschüttelnd weitergeht. Dann bröhnte der alte Krieger Märe hinter ihnen wie zersprungene Glocken: So war's einmal! Eine Armee eiserner Fäuste waren wir. Der Niederrhein war unser . . . Und ließen die struppigen Köpfe hängen, und wo ein Spanier sich blicken ließ, fletschten sie grimmige Flüche. Man könnt freilich meinen, daß der Niederrhein schon in der spanischen Tasche sei.

Aber die da bei ihnen stehen blieben mit geschwellenem Bauch und weinglühenden Gesichtern, die lachten. Die hatten jetzt vorderhand sieben Feste und Tandaradei und Heidelbideldum — und das Ubrige walte Gott.

Der Metzger, dieser Wampenwascher, der sich wunder was zugute tat, den Ochsen des Landesvaters für das liebe Volk abgeschlachtet zu haben, riß den schmerzenden Mund breit und schmalzte in fetter Bewußtlosigkeit, warum anders komme nun eine neue Herzogin, als am Rhein in der Kumpelkammer aufzuräumen. Dreimal Amen, es geschehe. Da knurrten die alten Krieger wie gezüchtigte Raubtiere, sahen sich scheufinster um nach den Türwächtern und Kredenzern, die von dem Tore der Rheinwerft hergezogen kamen, und lachten ihre geheime Wut: „Die Papistin!“ . . . Bumm! schlugen die Heerpauker los, denn in die Menge sprengte eine Kavalkade fürstlicher Herren.

„Die Schwäger des Erbherzogs!“

Auf der Galerie über dem Haupttore schmetterte und

wetterte es, die Bläser mit flatterndem Trompetentuch, die Pauker und Trommler und der Lärm der eingekleiteten Menge und das Gewieher der Rosse und ein solch grandios feierlicher Skandal. „Présentez les armes!“ schrie Hauptmann Ratterbach die Schloßwache an, seine Halsabern schienen zu pläzen, „präsentiert Sakrimentdümelundwetter-schlag! . . .“

„Es sein alles Lutherköpf,“ raunte der Pechzwicker, der Schuster, und duckte ein, als erwarte er hinterrücks eine Ohrfeige. Dann sauste es mit klatschenden Hufschlägen vorüber, die Pfalzgrafen in silbergleißender Rüstung bis zur Nase hinauf, einer mit starrspähenden Augen, hu, was ein Häher! Der kalvinisch Pfalzgraf, hu, wie der gestiefelte Dümel. Aber der lange Bornehme neben ihm — was für Farben trägt seine Knappschast — die preußischen? Herregott, der Preußenherzog! Auch solch ein lutherischer Kumpelgeist. Helf Gott, was eine keßerisch Gesellschaft jezt in dem römisch Haus Jülich! No, die neue Herzogin wird den Unflat hinauskehren.

„Sie wird die Jesuiters ins Land brengen,“ sagte ein Mann aus dem Binger Loch, wo in der Christnacht die Schiffe untergehen, „ohne die Jesuiters kann sie nichts due.“

Die Jesuiters? Sie steckten die Köpfe zusammen. Die haben gesegnete Dolche unterm Gewand, die beten um einen jähen und plöchligen Tod, die haben Wilhelm von Dranien, den alten Kezer, aus der Welt geschafft, — no, die werdens auch jezt im Jülichen mit Gottes und der Herzogin Hilfe schaffen können.

So wurde da ein wildes Geschwätz aller guten Bürger, sie schrienen sich in eine große Begeisterung, und wo ein voller Humpen stand, tranken sie ihn leer.



Aber mit Hejuchhe sprangen die Frauen und Kinder von ihnen fort und zu dem hinkend Krämer von der Kreuzbrüderkirche hin. Das war ein Mann! Ein orientalischer Märchenerzähler, denn was der aus seinem flächjernen Bart heraus erzählte — helf Gott! Der Küchenmeister nickte, es sei wahr und wahrhaftig so, im Bankettsaal sei es aufgebaut, ganze Berge von Zuckerschnee, eine Burg darauf mit Quadersteinen aus Gebäck und Geschnack, kartonierte Landsknechte mit verzuckerten Früchten im Bauch, perspektivische Wasserbäche, ja, und so, wie man's im schlimmsten Scharlachfieber nicht schöner träumen könne.

Und eingekleilt in stauenden Massen wartete das Volk auf sein Märchen.

„Präsentiert!“ brüllte wieder Katterbachs Stimme ins Bivak der Fußknechte. In die Morgenluft wallte eine Staubwolke, ein schimmernder Reitertrupp darin, Trabanten voran, Knappschafft hintennach, zwölf Reiter im Gefolg. In Reih und Glied fuhren die Fußknechte, die schweren Arkebuser bei Fuß; aus dem Schloßtor flogen die Heldecken an die Steigbügel der Herren.

„Es sein spanische und kaiserliche Gesandte.“

Sehr anmutig wirkte ein junger spanischer Prinz, der von Parma schritt ein wenig hochnäsiger und im Bewußtsein, Spaniens Großmacht als Rückenschild zu haben, durch das Spalier der Rotmäntel und unter dem Wimpelschmuck des Torbogens hindurch in das Fürstenzelt des inneren Schloßplatzes. Ihm entgegen zog schon der Herold, der die Zugordnung zur Einholung der Braut vom Landungsplatz in Himmelgeist ausrief.

Im Fürstenzelt erwartete man den Antritt des Hofes. Im Gegensatz zu dem begeisterten Volkstreiben draußen

standen sie hier in stummer Feierlichkeit, und wo ein Gemurmelpflaß lief, richteten sich aller Blicke aus gesteißten Köpfen. Mit grellen Farbenkleben hingemalte Bildnisse, ein Glitzern, Blendens und Gluten von Silber und Goldverschmürung, Harnischen und Purpurmänteln, die unter den kuppelbögischen Seidendraperien des Zeltes wie hingeschobene Gliederpuppen paradierten. Da — sprang Leben in sie:

„Reverenz!“ knarrte eine Stimme aus dem Staffeldiebel, eine heißere, verroßt lallende Stimme. Wie hingeschossen fuhr ein Leibjäger in das offene Fenster des Diebels, schrie herunter:

„Er. Fürstlich Gnaden Altherzog Wilhelm wünschen Reverenz.“

Drunten im Fürstenzelt rissen sie die Federbuschhüte ab, hielten sie salutierend in der straff ausgestreckten Hand, stierten mit leeren Augen zum Staffeldiebel hinauf, und zeremoniell unisono:

„Reverenz Er. Fürstlichen Gnaden Herzog Wilhelm!“

Und standen wieder steif, zu Gruppen zusammengeschoben, der kalvinisch Pfalzgraf bei dem hageren, schmalköpfigen Mann mit dem strengen Mund und den Kinder-Augen, dem Droßt Werner von Pallant. Auch der Bergbart des Landhofmeisters Bongart tauchte bei ihnen auf, obwohl dieser Staatsmann von der Ruhestandspolitik sich römischen Glaubens, doch nicht jesuitisch bekannte. Man sah, daß das Verhalten des kaiserlichen und spanischen Gesandten ihr höchst verschwiegenes Erstaunen erregte. Sie hielten sich abseits vom Bizetkanzler, den die katholische Partei nur so ad tempus angestellt hatte. War ihnen diese Partei zu unbequem am Staatsruder und gedachte das große Spanien nun allein die deutsche Weltgeschichte zu regeln?

In den Landen, welche der Jungherzog Johann Wilhelm erben sollte, hatten sich Adel und Städte in überwiegender Mehrheit der evangelischen Lehre ergeben. Nur im Herzogtum Jülich verblieb noch ein katholischer Hort, mit dessen Hilfe die bayerische Restaurationspartei die abtrünnigen Untertanen zur alten Kirche zurückzwingen wollte. Und nicht nur aus Glaubenseifer, auch ein Gebot politischer Klugheit zwang zum einmütigen Vorgehen.

Jülicher Gebiet war umgrenzt von den gegen das katholische Spanien erbitterten Niederlanden, auch von Belgien. War auch durchsetzt von den Besitzungen des Kölner Kurfürsten, dem Hochstift Münster und so weiter. Die Gefahr der neuen Lehre schlug dort schon mächtige Flammen. Der Altherzog tat nichts dagegen. Er wurzelte selbst in reformatorischen Anschauungen. Auch sein Sohn, der Erbherzog, der anfänglich theologische Erziehung genoß, stand unter neukatholischem Einfluß.

Da sollte ihm nun eine treurömische, kluge Gemahlin zum Herzogstuhl geführt werden. Und wehe den ‚Kekern!‘

Der kalvinische Pfalzgraf sandte seine Blicke wie Raubvögel aus:

„Seht das äugend Kuhauge des Wize, der ist unter drei Schurken der Ehrliche, weil er zu dumm ist, um schlecht zu sein. Der hat keinen Anhang, der ist ein Anhang am Zipfel des Hofmarschallmantels, und ohne den Hofmarschall ist das Mannsbild ein Hahn ohn Kamm.“

Schwieg dann jäh, und alles Gemurmelt verstummte, und Pallant nickte.

„Nennt mir einen Platz in den vereinigten Herzogtümern, wo Hofmarschall Schinkern nicht steht.“

Und nun hörte man einen Schritt, der wichtig auf den

Fußsohlen auszuruhen schien. Ein Mann wie eine Festung, drohend und undurchdringlich. Ein Blick über alle hin, fest, doch nicht klug, niederschmetternd, ohne Intelligenz. — Das war Hofmarschall Schinkern.

In seinen großen Schritt trippelte mit Schrittden ein kleines malitioses Männchen mit lauernd springenden Blicken, Haushofmeister Offenbroich.

Als diese beiden Matadore der Jülicher Politik zu dem Vizekanzler stießen, setzte wieder in der hohen Suite das dumpfe Raunen ein:

„Das schreckliche Triumvirat.“

Indessen traten die drei Männer des Triumvirats in die Tiefe des Fürstenzeltes hinter die Pfeiler des Säulenaufgangs zur Waffenhalle zu und eröffneten eine leise stürmische Verhandlung.

Der Vize streckte seinen gebeugten Rücken und sprach zu dem steinernen Gesichte Hofmarschall Schinkerns hinauf.

„— ist nit mehr der schweigsam Prinz, duet Neben führen von der badisch Braut, er ist ungewöhnlich animieret, der Erbprinz, kann nit mehr aufhoren, sein — ungeduldig Herz zu zeigen; oder wißt Ihr ein ander Traduction?“

Der Haushofmeister bedenklich und ironisch: „So lustig dies Schauspiel wäre, so gefährlich ist's.“

„Hab ihn sehen im langen Saal auf und abwandern und eine Ansprach formulieren —“

„Die Ansprach,“ gab der Hofmarschall mit der unerschütterlichen Ruhe eines Menschen zurück, für den es keine Überraschungen gibt, „die Ansprach halt der Pfalzgraf in des Altherzogs Namen, — wir wollen Prinzipi nit die Ruh in der Krankenstüb stören, — und die Er-

widerung halt der Bruder der Badenserin, der jung Markgraf. So ist's ordonnieret, so bleibt's. Dixi."

Doch der Kanzler mit der Zähigkeit des alten Mannes: „Ich büрге nit für die Passivität des Prinzen."

„Wetter! Laß ich mir einen Papageien ins Programm schwätzen?" Und über ihn hinweg schleiften die Blicke des Marschalls, als lese er das nun in der drohenden Wolke, die sich in die Morgensonne schob: „Es soll ihm augenblicks ein Siegel auf die Zähne fallen, sowie ihm der Mund aufsperrt, — hab schon ärgere Schwätzer stumm bracht."

„Reverenz!" Inarrte es wieder vom Staffelleibel.

„Reverenz!" schrie der Leibjäger.

„Reverenz!" bröhnte es von der Wache her.

Reverenz! hallte es aus der sonnweißweiten Rotunde des Schloßplatzes, aus den Gängen, aus den Hallen.

Wie aus Erz stand huldigend der Hofmarschall, seine starren Blicke über alle hin im Fürstenzelt. Ehre der alten Marionette in seiner Hand! Bravo! Sie huldigten alle, auch der verschlossene Edelmannsch Pallant, auch der Hengst seiner Partei, der Pfalzgraf. Des Marschalls sagenhafte Seele lächelte. Das Wunder war vollbracht: eine zusammengeschnittenete Einträchtigkeit zum Hochzeitsmummenschanz. Nach den sieben Festen — wieder Frontstellung.

„Wir wollen der Badenserin doch nicht den Hochzeitscarmen verderben," sagte der Marschall in hartem Spott.

Da stürzte mit geschwungenem Wimpel und sonnverhitzt ein Kurier auf ihn zu: „Das Schwanenschiff in Sicht, passiert den kurdölnischen Weiler!"

Schinkern erhob den Marschallstab mit dem Kopfschmuck der vereinigten Wappen von Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravenstein. Der Stadtkommandant Wessel von

Knippenberg gab das Zeichen weiter mit erhobenem Stabe des Wappens von Düsseldorf an den Zeremonienmeister, und dieser wieder an die Kammermeister zu Dienst. Ein Posausensignal aus dem Innern des Schlosses antwortete zurück: Der Hof kommt!

„Herr Kammermeister, auf ein paar Wörter hernacher.“

Pallant wandte sich um und sah einen Junker, schlank und elegant, das schwarze Samtmäntelchen lässig über die linke Schulter geworfen, blinkende Halsketten dreireihig bis zum Gürtel herunterhängend, das Barett unterm Arm, den kurzgeschorenen Schwarzkopf keck und schön, im Sonnen-<sup>gl</sup>ast des Torbogens verschwinden.

Die Schloßwache fuhr in Präsentierstellung, den Blick unverwandt nach dem Fürstenzelt, den Hof erwartend. Vor dem Hauptportal ritten die Wandelierreiter vor, die Bereiter der Landmannschaft und spanische Soldateska, zwölfhundert und siebenzig Tiere edler Zucht, mit kräftiger Brust, die Scheweife wie Trauerschleppen. Sie verteilten sich in kleinen Trupps zwischen den Biererreihen der Junker, Fähnriche, der gesamten Pagenschule, der gemeinen Ritterschaft und der Domänenpächter.

„Woran erkenne ich den Erbprinzen?“ fragte ein Lande-  
dler, dessen entlegene Burg dem Erzengel Michael geweiht war.

„Derjelbe, der die Jülicher Farben grün und weiß auf dem Hut trägt.“

Und da quoll schon das buntscheckige Gemühl des Hof-  
gesinds durch das Bogentor, die Kredenzer, Borschneider, Küchenmeister, Türwächter, hierauf die schwarzen Talare der Rechtsgelehrten, die Reihen der Hofmeister, und im weißen Flor der lichten Gewänder hinter ihnen die Edel-

damen, die zum persönlichen Dienst der neuen Herzogin freiert waren.

Dann staute sich die lange Länge des glanzvollen Zuges, und man wartete. Vom Marstall her, unter Vorantritt des Großstallmeisters, führten zwei Stallmeister den Brandfuchs des Erbherzogs Johann Wilhelm, silbergeschirrt, die goldgewirkte Decke fast bis zum Boden herunter, am gleißenden Stirnband den achteckig geschliffenen Rubin. Hinter ihnen in schwerem Trab, ab und zu in wildem Sprung auf die Hinterhand, die traditionellen sechs Hengste im Festzug, mit Purpurdecken und weißem Sattelzeug.

Dann erschien auf der Estrade des Fürstenzeltes der grünweiße Federbusch — einen Moment nur — und tauchte unter in der Suite der Marschälle und höheren Chargen. Die Heibucken flogen an die Steigbügel. Die Prinzen und Pfalzgrafen, auch der Erzherzog Ferdinand, schwangen sich auf die Kofse, hoch aus dem glänzenden Troß hob sich das Schild des Preußenherzogs. Und dann tauchte ein Reiter im Dämmer des Torbogens auf, die Bläser auf der Torgalerie schmetterten los, die Schwäger ritten ihm entgegen und schlossen den glänzenden Kreis um ihn.

Der Schwanenritter.

Um seine schwächliche Schulter hingen die schweren Falten des karmoisinroten Mantels, auf seinem Hute schimmerte der kostbare Perlenkranz.

Sein Blick glitt in die verstummte Menge. Sie lieben ihn nicht. Sie kennen ihn nicht. Er fürchtet sie.

Dicht neben ihm ritt sein Hofmeister. Der wird auf jeden Verstoß einspringen, man ist auf Überraschungen gefaßt.

Der grünweiße Federbusch verschwand in der nachflutenden Ritterschaft.

Und noch im Zwiellicht des Hauptportals eine lichtweiße Gruppe. Ein Milchschimmel in sanftmütiger Grandezza, von sechs Leibpagen der zukünftigen Herzogin eskortiert, tänzelte in den Nachtrab des Zuges, auf seinem Stirnband eine funkelnde Spirale Edelsteintröpfchen auf Golddraht. Der Brautschimmel, der die schönste deutsche Fürstin tragen sollte. Mit einer Flankenschwenkung setzten dreihundert Fußknechte zum Nachtrab ein.

Die Morgensonne schwamm wie eine Riesenampel aus den Rheinfluten auf und illuminierte die weite nieder-rheinische Ebene.

Im Fürstenzelte blieb eine intime Hofsippe zurück. Die Schwestern des Erbherzogs hatten die Schwanenbraut im Zelt zu begrüßen. Man gefiel sich, das Wort Schwanenbraut mit gewichtigem Druck weiter zu geben. Aber boshafte Blicke sprangen hinterdrein. Ein paar Edeldamen aus dem Gefolg der Herzogsschwestern lächelten sogar, hielten jedoch im übrigen den Kopf in den spanischen Krausen steif. Der Junker, jener mit dem eleganten Schwung seines Mäntelchens, dem das schwarze kurze Haar spitz in die Stirne hineinwuchs und dem ein feines Büschelchen Bart am Kinn saß, also dieser Junker Dietrich von Hall konnte seine lose Zunge nicht hinter den Zähnen halten und spötelte verbotene Apercus über die Schulter zurück.

„Schwanenbraut? Verzeiht, es ist kein Schwan, ein Gänserich schwimmt unter der Düsselbrücke.“ Da licherten die Edelräulein hinter der vorgehaltenen Hand. „Fräulein, ihr lacht?“ piff er sie an, „Leda schwimmt zum Schwan und erwacht in den Armen des Gansfert. Der Gansfert ist ein mehr nützlich als schönes Tier, und seid ihr mehr schön, weil ihr nit nützlich seid? Ahe, steckt den



Kopf in die Krause und schläft ein, ihr Schwanenjungfern, mög euch die Hölle einen lieberlichen Traum bescheren.“ Da erblickte er den Drosten Pallant, der schnell aus dem Säulenaufgang trat. „He, Kammermeister! Dienst im leeren Schloß wie ich? Hofmarschall Schinkern weiß un-  
bequeme Zuschauer vom Empfange zu entfernen. Merkt Ihr nichts?“

Pallant klopfte ihm mit feinem Gleichmut auf die Schulter: „Patriot, seid so gut und merkt nichts.“

Der Junker legte die Hand über die Augen, sah noch die Standarten des Zuges in der weißschwefelnden Luft: „Ein grandioser Behang um ein paar zerfetzte Herzogtümer,“ und strich sich über den Nacken hin in stillwissendem Lächeln. „Wenn jetzt in Himmelgeist Jakobe von Baden an rheinisch Land steigt, wird die Lambertiglocke mit schwerem Hammer losläuten, und dann ist das merkwürdigste aller Schicksale gemacht: Leda wollte zum Schwan und erwacht in dem Arm des Gänserichs, — ich glaube, der Gedanke war mir schon gekommen, aber er gefällt mir.“

Drauf Pallant ungewöhnlich ernst: „Wir werden aus dieser Schwanenhochzeit vielleicht eine unsichere Weltgeschichte erleben.“

Ohne auf das Nachdenkliche des Staatsmannes einzugehen, raunte der Junker ihm zu: „Habt Ihr ein Bildnis der Badenserin sehen? Sie ist schön. Der Teufel versucht mich zu sagen: schön wie Delila. Hat nicht der Holbein sie gemalt? Ach Herregott, Ihr wißt nit viel.“ Er stand nun dicht an der Schulter Pallants: „Ich vermute ex tempore, daß ich dieser neuen Herzogin eine alte Neuigkeit zu sagen habe.“

Pallant lächelte: „Was Euch wohl bei jeder schönen Fraue so fürkommt, Junker Liebesang.“

„Ernsthaft, Herr Werner Pallant, ich werde Herzogin Jakobe eine fatale Botschaft zu machen haben.“

„So ernst?“

„Weil triste.“

„Nun dann quidquid sit.“

„Jakobe von Baden hat sich schnell über ihr zerbrochen Herz hinweggetrost.“

„Das müßt Ihr freilich kühn wissen, habt ja die niedlich Verwandte am bayerisch Hof.“

„Ja, ein gepfeffert Mühmchen, eine freche Nase als Erbschaft. — Nu also, ich hab eine Granate, um diese Hochzeit in die Luft zu sprengen.“

„Man weiß nie, wann bei Euch der Spaß uffhört.“

„Wo er bei ander Leut erst anfängt. — Doch kurz, es prickelt mir im Blut, meine Nouvelle uff die Schwelle des Brautgemachs zu legen.“

„Will der — Manderscheid etwan ein que machen?“

„Meint ein Hindernis legen? Ach Herregott nein, er hat ein Hindernis geräumt — sich selber.“

„Der Graf ist —“

„— von der Nachricht, daß Hochzeit am Rhein, wahrhaftig nit fröhlicher worden.“

„Ihr stockt?“

„Ein wenigß unbequem auf eine bequeme Zunge zu nehmen.“

„Er starb —“

„. . . im Wahnsinn.“

Als sei ein Gewitterschatten über sie gefallen, so stand Pallant. Leidlich bekümmert fuhr der Junker fort: „Wenn

nun der Lambertiturm losbrummt, hat Jakobe von Baden den Fuß auf rheinisch Land gesetzt und will herrschen. Der Graf schläft indes von seiner Liebe aus."

Langsam sprach Pallant: „Wann sie es weiß, dann empfahn wir heunt, so reich und schön sie auch sein mag, eine arme Fraue. Daran wollen wir uns erinnern, wann wir gegen sie sein müssen.“

Da streckte der Junker den Arm aus nach dem zum Siegesbogen herausgeschmückten Tore: „Wann ich sie unter diesem jetzt stehen sehe, dann weiß ich, was sie weiß.“

„Ober nit.“

„Ja recht; wenn sie so stolz ist als schön, so wird sie lächeln, man verkauft Hochzeitgesichter wie Masken. Aber ich müßte der erbärmlichste Mietling in der Kemenate des Frauenherzens sein, wenn ich dieser Fraue nit durch das Lächeln hinunter schaute.“

„Still," rief Pallant, denn der Lambertiturm schien zu bersten und zu wanken, die Glocken dröhnten los — tantintum — ein Geschützdonnern dumpfstosend von Himmelgeist her, wie erzene Männer am Schloßtor die Wache im Banne der Ergriffenheit, in feierlicher Erschütterung das Volk, harrend die Rheinufer hinauf. Heil! die da kommt im Namen von Papst und Kaiser!

Nach dem Fürstenzelt haben sich alle Türen geöffnet. Prinzess Sibilla mit der Schwester Pfalzgräfin und deren Töchtern samt Gefolge von Fräulein und Junkern und Kämmerlingen tritt zum Empfang an, an ihrer Seite der Kanonikus mit seinem glatten wohlgenährten Dübengesicht, nimmt Aufstellung unter dem Goldbaldachin gegenüber den erhöht stehenden Fürstenthronen. Klingklang setzt nun auch das Geläut von der Kreuzbrüderkirche ein. Tumm ...

brummt bedächtig in den feierlichen Standal die Turmstimme vom Collegiatstift.

Das Fräulein Sybilla winkte den Kanonikus, ohne dessen Wissen kein Haar von ihrem Haupte fiel, heran, mit einer bleichen, knöchigen Hand, die wie Geierfänge aus dem schweren Armel herauszuckte; dabei verzog sich ihr Gesicht, das in der Wiege schon schmal und alt wie das einer nörgelnden Frau gewesen.

„O mon Dieu, wan doch die fürstlich Braut Jakobe dorch ein Gebet hie begrüßt sein soll, warum seh ich dann kein Kruzifixum, noch ein Abbild der Mutter Maria? Was ist dann das hie for ein Desordre — oder ist's Absicht?“

Ihr Blick stach nach Pallant hin, der als Kammermeister zu Dienst dafür verantwortlich war. Der trat vor, brach seine Verbeugung knapp da ab, wo sie anfang devot zu werden, sagte: „Es ist desgleichen nit vorgedacht.“

Über ihn hinweg zum Kanonikus sprach die Prinzessjung und altflug: „On oublie ce qu'on veut.“

Da aber hatte schon der Kanonikus unter den Mantel gegriffen:

„Kann mit dem Herregott stet aushelfen,“ nahm ein Kruzifix in die gefalteten Hände über der Brust, die schon der Bauch sein könnte. Doch schon sprengte ein Kurier an — die Spitze des Zuges passierte das Zolltor . . . Da setzte in das Gedröhne der Stadtglocken jäh, scharf und prätentios das Signalglöckchen der Schloßkapelle ein, am Portal brüllte das Wachtkommando, die Arkebuzen knatterten den Salut, ein Krachen und Wetter und Tosen in die Rheinebene hinein, fernher rauschte die Musik, nahte, trug das große, festliche, landbeglückende Ereignis näher, immer

näher, und das Volk schrie seine grenzenlose Begeisterung, und der Rhein schwamm voll Rosen, roter blutender Rosen.

Und dann ward's still, jäh still. Unter dem Siegestor hält der weiße Zelter, der die schönste deutsche Fürstin trägt, hält an der Lichtgrenze von Sonnenstreif und Tor-schatten. Der Großstallmeister faßt in den Zügel, die Pfalzgrafen harren am Steigbügel, der Hofmarschall schiebt ihr den Schemel zum Abstieg hin, ein bronzenener Dreifuß ist's mit Polster von niederländischer Wirkarbeit. Des Marschalls totsteinernes Gesicht ist zu ihr empor: Eine gefährliche Frau, denkt er. Ihr flüchtiger Blick zu ihm hinunter: Welch ein Mann! denkt sie und schaudert. Da streckt der Erbprinz seine Hand nach ihr — sein schlaffes Gesicht fiebert, — und führt sie hastigen, überstürzenden Schrittes auf die Estrade des Fürstenzeltes.

Ein einziger Sprecher nun in der Totenstille, der Kanonikus betete seinen schallenden Hymnus, der zum schwungvollen Finale einsetzte:

„Laß, Allmächtiger, die Fürsten deine Wege gehen!  
Laß ihre Geschicke leuchten wie die ewigen Sterne!“

Da schwand das Lächeln stolzer Güte aus Jakobens Antlitz, und in sichtsicher Bestürzung wiederholte sie leise: „Laß ihre Geschicke leuchten — wie die ewigen Sterne —.“ Ihre Blicke weiteten sich hellseherisch, spannten weite Perspektiven über die Schloßwälle und -mauern hinaus, wo die Weinberge in ihrer grünen Dürftigkeit aus den Flußufeln stiegen und in herber Fruchtbarkeit die niederrheinische Ebene sich ausdehnte. Über dieses Landes verworrene Geschicke sollte sie nun herrschen, sie, Jakobe von Baden! Gesandte des Herrn, die da kommen sollte, die Fackel des alleinseigmachenden Glaubens in den finstern Schrecknissen

des bedrohten Niederrheins zu schwingen! Der Rausch apostolischer Begeisterung schwamm wie eine Opferwolke über sie. Und in dieser weinenden Verzückung beugte sie sich zu dem erhobenen Kreuzifix herab, sprach erstickte Worte:

„Ich nehme das Kreuz und küsse es in Demut.“

In prickelnder Deutlichkeit wehte das Flüstern in die starrhöfischen Gesichter ringsum. Doch führte der Pfalzgraf schon die Verwandten her. Sybilla begann ein bißchen endlos und förmlich den Willkomm des Altherzogs, der gelähmt in der Krankenstube die Braut erwartete, vorzubringen, da stand Jakobe mit ausgebreiteten Armen, über sah die kühle Hand, die Sybilla ihr hinstreckte, und schloß sie an ihre Brust.

„Nicht Euer Hand will ich, Schwester, sondern Euer Herz.“

Und zur Pfalzgräfin Anna, auch zu der Preußenherzogin: „Schwestern, Ihr seht, ich hab keine Worte, ich hab nur Lieb.“

Aber die zwei Blondköpfe der robusten Pfalzgräfin! Sie drängten auf ein Zeichen des Zeremonienmeisters, dessen Stab ihnen Winke des Himmels gab, vor und legten ihr zartes Küßchen wie ein Rosenblatt auf Jakobens Hand. Diese streichelte ihnen über die schönen dummen Augen:

„Augen, die noch nicht geweint haben. — Kommt, ihr sollt mich küssen.“

„Seht den Prinzen!“ raunte heftig der Haushofmeister dem Marschall zu. Wer hätte ihn beachtet, den Prinzen! Hunderttausend Blicke hingen an der schönsten deutschen Fürstin. Sie gewann Herzen wie lächelnde Kinder. Die Woge der Begeisterung, die das strahlende Weib an seiner Seite auslöste, hob auch den Erbprinzen empor, riß seine

kümmertlichen Gedanken hoch. Und da stand er! Den Arm weit ausgestreckt —. In seine zage Stimme stieß aufgewachter Herrscherwille. Er rief's wie eine Verkündigung:

„An mein Volk...!“

Es wirkte schreckhaft wie eine Katastrophe, das jähe Schweigen fiel wie plötzlicher Tod.

Da winkte der Marschall, — nach dem Fähnlein Ratterbachs winkte er — und losdonnerte eine Salve aus zweihundert Arkebuzen, es brüllte hinab in die sonnweißweite Ebene, übern Rhein in die Schluchten der Berge. Die Pfalzgrafen sprangen herzu, nahmen den erschreckten Erbprinzen in ihre Mitte — und fort. Der junge Markgraf preßte den Arm der Schwester. Haltung! gebot sein Blick. Und in eisernem Zeremoniell regelte sich der Zug, Heil! brüllte das Volk.

Leer, ganz leer das Fürstenzelt. Die Stille lauerte wie eine Schlange im Gebüsch. Pallant blieb vor der Estrade stehen, denn dort saß einer mit aufgestütztem Kopfe wie ein träumender Philosoph.

„Nun, Junker?“

„Sie ist schön, Kammermeister,“ antwortete der dumpf und ernst.

Pallant zog die Brauen hoch: „Und mehr sahet Ihr nicht?“

„Sie nahm das Kreuz und sprach: ich küsse es in Demut. — Ah, ich habe die Demut niemals so stolz gesehen, Kammermeister.“

Doch Pallant leise und eindringlich: „Und mehr sahet Ihr nicht?“

Da stand der Junker auf, stülpte das Barett auf: „Die Hülle fiel zu früh. Was ihr die Brautnacht erst enthüllen

solte, weiß sie jetzt schon. Die Wahrheit vor oder nach Sonnenuntergang — ein Zurück gibt's nit mehr für sie.“

„Ihr wißt, daß Ihr zu den Zwölfen rangiert seid, die der Braut zur Trauung voran die Wachsfackeln tragen?“

„Ja, mir ist, als gingen wir wie Mitschuldige zu dieser halberhabenen Blöderei.“

„Junker, Junker, Ihr seid ein schlechter Hofmann, — aber vielleicht ein guter Zeittotschläger.“

„Euch das Kompliment umgekehrt, Herr Kammermeister.“ Er bohrte ihn mit seinem schalkisch verhaltenen Lächeln an. „Gebt acht, ich werde Euch einmal überholen.“

Der Kammermeister legte bedächtig die Hand an das glatte Kinn:

„Nehmt an mir keinen Maßstab. Ich bin der Mann bei Hofe, den man wohlwollend auf die Schulter klopft und zum Heimgehen nötigt.“

„Halt, noch eins. Man spricht davon, daß — verzeiht die Wissenschaft, denn man soll vom Fürsten nit wissen, was der Sakai sieht — daß also eine gülden gewirkt Decke übers Brautbett spreitet ist und einsticht darin die Gesichte des Mars und der Venus?“

„Hab's nicht gesehn noch gehört, doch glaub ich's.“

„Ist's erlaubt zu lachen?“

„Wenn's Euch darum ist.“

„Au revoir denn am Hochaltar. Und — Kammermeister, noch fällt mir ein Epigramm ein, an dem ich ersticken könnte. Jakobe ist schön wie Jezabel. Sie wird als Herzogin tugendhaft wie Ruth oder frivol wie Herodias sein.“ Sprach's, winkte dem kopfschüttelnd davoneilenden Pallant nach, verschwand in dem lautlosen Gemühl, das durch Gänge und Säle bis hin zur Schloßkapelle drängte.



Eine atemlose Spannung fieberte in dem feierlichen Schweigen. Es löste sich in dem Moment, als wie eine schrille Klage Trompeten- und Paukenschall das Schloß durchhallte und die fürstliche Braut im Spalier der wehrauchschwingenden Chorknaben erschien, von dem süßlichen Dunst umwölkt, ein stolzes, verschwiegenes Götterbild. Das goldene Herzogskrönlein wie ein blikernder Sonnenstreif über ihr, eingebettet in den Goldwellen des aufgelösten Haares. Das silbergewirkte und goldbordierte Gewand gewebt an die wonnigen Formen ihrer reifen Gestalt. Die stolze Inbrunst hob in starken Schlägen ihre entblößte Brust, auf dem unruhigen Wogen ihres Busens gleißte und zitterte das Feuerstrahlen des Königsprunks. So ging sie in kraftvoller Unterstrichenheit inmitten des weißen Flors ihrer Edeldamen, gefolgt von der vornehmen Greisin, Oberhofmeisterin Agnes von Thys. Sie tauchten unter in dem Weihrauchgewölk.

Und der Erbprinz erschien mit seiner fürstherrlichen Suite. Weißseiden Hosen, Wams und Strümpfe, mit Perlgeschmeide bordiert, auf dem Barett den Kranz von Edelsteinen und in der Rosette die berühmte Medaille mit den Insignien der Justitia. Seine Blicke starrten ins Leere. Er ließ sich führen, das stand darin.

Dann war die Spitze des Zuges am Hochaltar. Hoch in der Kuppel von der Galerie herab schallte von zweihundert Sängern der Psalm. Von dort herab wird auch das Te deum laudamus dem draußen harrenden Volk künden, wenn die Trauung vollzogen.

In einer Lichtlinie defilierten die zwölf Junker an der Braut vorüber. Da neigte ein Wachsstock quer — tröpfelte ab auf das Brautkleid . . . Jakobens versunkene Blicke streif-

ten den Unachtsamen, der stand wie festgeklemmt, seine Augen brannten auf die Königsgestalt dieser Frau, betäubt von einer selbstvergessenen, inbrünstigen Leidenschaftlichkeit.

„Junfer von Hall!“ knirschte ihn der Zeremonienmeister an, schob ihn weiter.

Der Hofprediger redete fürstlich erbaulich aus den Epheser 5, forderte dem prinzlichen Bräutigam den Ring für die Braut ab. Und vom Rheinwall dröhnte das Geschütz. Die Braut überreichte auf goldener Schale den diamantenen Kranz, den der Prediger auf des Prinzen entblößtes Haupt setzte. Und vom Rheinwall dröhnte das Geschütz. Atemlos harrte nun das Volk. Die tausend Köpfe, die vieltausend Gesichter zum Kapellentürmchen empor, das zwischen den Kolossen der Schloßmauern beschaulich aufragte. Stand so, das Jülicher Volk, treuharrend, betend. Da — wie niedergemäht die Menge. Von der Kuppel rauschte das *Te deum laudamus*. Weinende Freude in bebenden Herzen. Die Sonne sank unter in den Rheinbergen und färbte die Ebene wie Blut. Und noch hallte in dem purpurn illuminierten Feierabend das *Te deum laudamus*. —

Der Hoftruchseß winkte, führte den weißen Stab wie ein Marschallscepter, ging den sieben Edeln voran, die auf Riesenschüsseln unter kuppelförmigen Deckeln die Speisen auftrugen. Bläser und Streicher schmetterten abwechselnd ihren Klang und Sang in den Bankettsaal. Deutsche Posaunisten und spanische Fiedler. Der Direktor akkompagnierte. Und nur der Braut ist die Ehre, links am Kopfe der Rittertafel zu sitzen.

Doch ward allenthalben vermerkt, daß der junge Markgraf sich sehr zum dienenden Ritter Sybillas machte. Er

löste den Edeln, der das Ehrenamt hinter ihrem Stuhle hatte, ab, kredenzte ihr den funkelnden Pokal mit einem Blicke, der dieser abseits erzogenen Jungfrau das Blut ungebührlich warm machte. Sie fürchtete sich und dachte: Er steht da wie einer, der mich erwürgen wird, wenn ich nein zu seiner Werbung sage.

Als er ihr den dritten Pokal kredenzt hatte — und die Pfalzgräfin war ihr schon um zwei Pokale voraus — dachte sie mit lechzendem Lächeln: Ach, darum liebe ich ihn, weil er mich erwürgen wird, wenn ich nein zu seiner Werbung sage.

Doch wird sie das morgen reuen, es wird sie morgen gewiß reuen, aber erst morgen.

Die Oberhofmeisterin sprach, und wenn sie sprach, war's immer wie eine mütterliche Liebkosung: „Ich kunnt meine Augen nicht wegnehmen, wie unsere Domina heunt in der Schar ihrer weißen Zuffertlein zum Hochaltar ist schritten, hab gedenkt an die heilig Ursula, die mit elftausend Jungfrauen gezogen kam den Rhein herauf bis Cöln und sein allda samtsonders von Attila hingericht worden, daß der Rhein rot ward vom Blut.“

Sybilla sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Ich würd keinen Menschen mit einer Heiligen vergleichen, am wenigst mit einer ermordeten.“ Da nickte die Pfalzgräfin ihr zu. Die hagere Preußenherzogin machte vor wie nach ihr ver-schwiegenges Gesicht.

Die Oberhofmeisterin fuhr fort, als wäre sie nicht unterbrochen worden: „Man sagt ja, daß sie ehliche Breve von Sr. Heiligkeit empfang hat, so wird man nit irre gahn, hernächst die Tugendrose von Sr. Heiligkeit zu erwarten.“

Mit niedergeschlagenen Augen sagte noch Sybilla:

„Wann uff jede Tugend jultt eine Rose kommen —.“  
Die Pfalzgräfin nickte:

„Dann wären entweder die Tugenden oder die Rosen bald aus der Welt.“ Die Preußenherzogin hatte noch ihr verschwiegenes Gesicht, flüsterte steif: „Das hast du rund heraus und gut gesprochen. Wie tief die Wurzeln ihrer Tugend stecken, werd sich hie zeigen, hie ist sie unter Observanz.“ Hielt inne, denn da ward ein Gepolter am Seitentisch unter den Lehnsleuten.

Der Herr, dessen Burg dem Erzengel Michael geweiht war, sank unter den Tisch. Maria Salome, die Schwester Jakobens, die schon lange mit hänglichem Erstaunen die schnellgeleerten Pokale der Pfalzgräfin Anna gezählt hatte, sagte laut über den Tisch:

„Jaköble wird das nit dulden, sie hat ihre Education in wältsche Mores macht.“

„Schaff du, daß du ihr Düßeldorfer Mores bringst,“ tuschelte die Pfalzgräfin wütig Sybilla zu. Da bemerkte Maria Salome, die über den Düßeldorfer Hof längst die Nase gerümpft und „arm Jaköble“ geseufzt hatte, daß Graf Wirich von Dhaun, ein Mann wie Rübezahl, sich schon zum vierten Male von derselben Platte servieren ließ.

„Gnädiger Herr,“ flüsterte sein Knappe Gudwin hinter ihm, „es ist Schweinefleisch.“

„Das hättest du mir ruhig ein bißchen später sagen können,“ knurrte der Graf und legte den Bissen — auf den Teller zurück.

„Euer Gnaden,“ sagte hinter dem Hofmarschall ein Kammerherr, „das Volk wird unruhig.“

Der massive Flügel der Bronzetüre knirschte auf, und

man hörte das Volksgeschrei. Wie eine blanke Lanze stand der Ceremonienmeister in der Türe und gab das Zeichen zum Fackeltanz. Hinter ihm werden die Diener mit dem bereitgehaltenen Flammeis sichtbar. Dort, wo über den Neuvermählten die Wappen der vereinigten Herzogtümer und der Stadt Düsseldorf prangten, ward nun eine feierliche Regsamkeit. Die Flammen von Hunderten von Wachsfackeln wehten, schwirrten durch die Säle, sehr fürstlich, sehr historisch à la menuet. Das Volk harrete stumm draußen in der anbrechenden Nacht. Die hüpfenden Scheinchen strahlten in den Bogenfenstern, der Glanz drinnen zog wie ein Kindermärchen an ihnen vorüber. Dann ward die Nacht düster wie Schlünde. Der Küchenmeister erschien zwischen zwei Posaunisten auf der Logalerie und gab das ersehnte Zeichen. In die unabsehbare Menge kam ein Schwanken und Wanken, und ununterbrochen flutete der Menschenstrom ins Schloß. Sie drängten in murmelnder Geschwägigkeit ein, füllten die Gänge, Säle und Rotunden. Es beharrte auf seinem Privileg, das liebe Volk, es wird auch die neue Fürsteherrschaft daran erinnern, daß der Fürst seinem Volke alljährlich einen Saal zum Volksbankett zur Verfügung stellen muß. Und stierte mit gierigen Augen in den Prunk der Säle.

So hallte das dumpfe, verworrene Geräusch vielhunderter Schritte durchs Schloß. Da floh die junge Herzogin, sie floh vor dem Volke, das sie beglücken sollte. Ihr Volk! Sie sah schweißheiße Gesichter, sie hörte heißere Stimmen, sie schreckte vor den Schatten an den Wänden zurück, ach Gott, eine jagende Furcht trieb sie zur Flucht. Sie schlich aus dem geisterhaft zuckenden Schein der Windlichter fort, in schauervolles Dunkel, in kellerfeuchte Einsamkeit, und

flüchtete, flüchtete, fiel da irgendwo nieder — in modernder Stille und fröstelnder Kühle — über ihr die goldene Wölbung des Kuppelsaales. Ein verirrter Schein durchs Kuppeldach streifte die dunklen Wände, wo die Kolossal-leiber der Fresken wie die Silhouetten eines sagenhaften Geschlechtes ragten. Die Schwanenritter! Im Zwielflicht wuchsen sie zu Riesen, die armen Schwanenritter.

Mit entgeistertem Lächeln starrte die Herzogin zu ihnen auf. Sie hätte wie eine Tobsüchtige lachen mögen. Dem letzten Schwanenritter führte man sie rheinabwärts zu, in dieser Vision hatte sie die Notsschreie ihres Herzens zu überwältigen geglaubt. Jetzt würgte ihr der Widerwille zum Halse herauf, aus der schimmernden Larve des Schwanenritters kroch dieser Blöde —. Sie qualte sich, den Abscheu zu überwältigen, der in Schauern über sie rann, es gab kein Zurück. — Mit geächzten Rufen hilfloser Angst irrte sie in der modernden Stille des Saales, rannte wirr gegen die Wände an — Gott — Gott — Gott! Sie wollte ja für die Sache des Glaubens das Opfer bringen, das man ihr aufzwang, sie hatte ihre Seele krank gemacht und litt, wie man nicht Tiere leiden lassen würde — und jetzt noch dieses letzte Entseßliche, das ihr den Körper im Widerwillen schützelte. — Sie drängt die geballten Hände an den Mund, um ihre Zammerschreie zu ersticken, sie würgt an einem Namen, den sie wie ein Todesschwert zurückwehrt — und dann schluchzt ihn unaufhaltsam die stöhnende Brust heraus: Hans Philipp! — Sie krampft die Hände ins Haar, reißt das Herzogskrönlein aus der üppigen Haarflut und schleudert es zu Boden. — Dann steht sie und atmet nicht mehr. Das Krönlein rollt in einen Lichtstreif, der aus der Kammer hereinbricht. —

Pagen mit Windlichtern. Hinter ihnen die Oberhofmeisterin. Da diese die Herzogin sah, trat sie halb ins Vorzimmer zurück und winkte auch den Pagen. Sie wartete, um ihrer Herzogin Zeit zu lassen. Der hochgetragene Aristokratentopf mit dem weißen Gelock verriet nichts von dem, was sie geschaut. Auf ihren ausgestreckten Armen spreitete sich duftigweißes Gewebe mit schleifenden Falten bis zum Boden, Rubinen wie Blutstropfen darauf — der Brautschleier. Sie wartete.

Statuenhaft stand die Herzogin, starrte mit gläsernen Augen zu ihr her. —

Dann näherte sich leise die Oberhofmeisterin, warf den Schleier über das wirre Haar der Herzogin und streifte an ihre Hand, als müsse sie ihr Leben einflößen.

„Der Prinz wartet,“ hauchte sie.

Und ging voran. Ihr folgte die Herzogin. Statuenhaft —

Jakobe ging ohne Krone.

Ein entthrontes Weib.

\* \* \*

Die lieben Buben aus der Pagenschule hatten eine schlaflose Nacht. Nicht daß etwa der Besuch der neuen Fürstin schon zu erwarten gewesen wäre, ach Herregott, nein, an die Buben dachte man erst, wenn auf die sieben Feste die magern Notstandswochen folgten, aber dieser zweite Festtag begann in geradezu aufregendem Maße mit Kirchendienst, Pagen dienst und einer sehr kniffligen Sache frühmorgens. Der Erbprinz hatte der Herzogin die Morgengabe zu überreichen. Der Brauch gebot: da er sie nun zum

ersten Male als Gattin umarmt hat, soll er sie reich beschenken.

Er tat's in der Hast kindlichen Entzückens. Die Pagen brachten das in Silber getriebene Kästchen aus Ebenholz mit reichem Schmuck an Ketten, Ringen, Halsbändern, Knechtchen in merkwürdigen Formen mit Tierköpfen. Diese Schmuckstücke hatten die Pagen in ganz bestimmtem Zeremoniell zu präsentieren, und das böse Gerücht ging, daß die neue Domina es damit genau nahm.

Doch standen die Pagen grenzenlos bestürzt. Der Prinz, der arme, verachtete Prinz stürzte kurzerhand das wohlvorbereitete Zeremoniell um und kreierte sich fürstlichen Tones, als wolle er groß sein vor der Geliebten, ganz groß, vielleicht ein Schwanenritter.

Er nestelte der Herzogin die Perlkette um, sie hing bis zum Boden, schlang sie ihr wieder um den Hals, und sie hing noch, da überstürzte er sich, und die Pagen lächelten versteckt. Und sie gestatteten sich das, niemand wehrte ihnen. Doch schnellte nun der Domina Gesicht auf, ganz herrisch, als lache man ihr ins Gesicht. Ihre Augen flammten im Born, sie streifte die Hand des Prinzen ab und legte sich selber flink und gewandt und selbstsicher die vielfach verschlungene Kette um. Aber sie hatte dabei gesagt: „Dank, Liebden.“ Es klang nicht innig, es klang in kalter Güte. Es war der Frauenstolz, der in dem Manne gekränkt war, den man verlachte und dessen Namen sie nun trug. Aber auf ihre Lippen quoll der Widerwille.

In der Pagerie hatte nun die neue Domina alle Gunst verloren. Sie nahm ihn ernst, den armen Prinzen, sie nahm ihn wirklich ernst.

Der arme Prinz aber trug sich mit einer Überraschung,



die er der Geliebten veranstalten wollte, nur ihr, für die Gäste tat er nichts, er schimpfte sie Schüssellecker, zwar heimlich, aber sein Hofmeister sagte trotzdem, es schide sich nicht. Da lächelte er in sich hinein und ging zur Gattin, ging so geradewegs, als sie sich zur Hofstafel umkleiden ließ. Die Schildwachen vor der Türe machten lässigen Salut, der Kammerherr im Vorzimmer sagte bestürzt: „Fürstliche Gnaden!“ Die Kammerfrauen Gerhardgen und Metgen schoben sich in die Türe des Ankleidezimmers, sagten: „Fürstliche Gnaden.“

„Zum Düwel!“ winkte fürstliche Gnaden lintisch ab und stolperte in süßer Bewunderung auf die Herzogin zu, die mit entblößten Schultern saß. Sie sagte nichts, aber ihre melancholischen Augen drohten in eisiger Abwehr. Das wollte sie sich wahren mit allen Mitteln ihrer Frauenmacht und der Landesgesetze, daß sie geschützt vor ihm war, wo es ihr historischer Frauenberuf nicht erheischte. Und da stand er nun vor ihr. Es sollte ein Scheingefecht auf dem Rheine stattfinden wie eine furchtbare Schlacht am Bosphorus. Und als er das verkündigte, wirrten seine Augen groß auf wie die phantasievoller Kinder, wenn sie ihre Märchen erzählen und dann sehen, daß die Großen den Kopf schütteln. Wie man Kindern kein Leids antut, so auch ihm nicht. Sie ließ ihn verzückt gehen, wie er gekommen war.

Nach der Hofstafel geschah es dann. Erbherzog Johann Wilhelm führte seine Gäste an die Fensterreihe des Langbaues, der sich mit plumpen Quadermauern dem Rheinufer entlangzog, rechts bis zum Düsselschloßchen, das separat wie ein weinumrankter Liebestenpel sich abtrennte, links bis zum Zwiebeltürmchen an der Werft. Seine Gäste verteilte der Erbherzog so, daß die fürstlichen Personen bis zum

Düsselschlößchen sich anreiheten, die höhern Hofchargen und herzoglichen Räte bis zum Zwiebeltürmchen hin. Der Hofmeister wies den Prinzen an, von den Räten je einen von der katholischen und der protestantischen Partei anzusprechen, von den widerhaarigen lutherischen Landständen aber keinen zu berücksichtigen.

Da berücksichtigte der Prinz gar keinen, um keinen zu ehren und keinen zu kränken, aber da sein Hofmeister ihn immer wieder im Namen des Kabinettsrats aufmerksam machte, sagte er immer wieder: „Ich hain es vergessen.“ Weshalb sie kopfschüttelnd dachten, daß seine Blödigkeit stetig Fortschritte mache.

Doch da schwamm's schon heran im Geplätscher der Rheinwellen, ein sagenhaftes Schiff mit erotischer Aufstakelung, Tierfrazen an den Masten und mit grotesk musizierenden Matrosen. Es näherte sich langsam dem Schlosse, so daß die hohen Gäste glaubten, es wolle Anker werfen. Der Erbherzog lächelte in sich hinein, denn nun schossen wie Sturmvögel andere Schiffe auf und kreisten lavierend an das merkwürdige Fahrzeug. Die hohen Gäste nickten beifällig. Eine schöne Vue, wird jetzt etwas plazen, vielleicht eine Rakete der Braut zu Ehren. Aber es plakte nichts, nicht einmal die schöne Geduld des hohen Publikums. Sie lächelten nur, Jakobe fiel dieses Lächeln, das sie nun erst zwei Tage sah, wie ein Peitschenschlag auf die Haut.

„Zu Ende, Prinz, zu Ende,“ raunte sie ihm heftig zu. Er reckte sich zum Fenster hinaus, den schmalen Körper von leisen Zuckungen überschauert.

„Warum gebt nit Feuer?“ schrie die seine dünne verzweifelte Stimme. „Feuer! Feuer!“

Mit flackernden Segeln schnitten die Fahrzeuge schöne Kurven um das Schiff, hielten bunte Lappen und trillerten Signale, ein harmloses Kinderspiel.

„Schießt! Schießt!“ schrie wieder der Prinz. Da schob sich an seiner Schulter herauf das spitze Gesicht des Haushofmeisters Offenbroich:

„Keinen Schuß, Prinz, in dieser kritischen Zeit!“ Der Prinz fuhr zusammen. In seinem hilflosen Blick lag die Scham, in einer erbärmlichen Nichtigkeit stecken geblieben zu sein, und gegen den Protest des Haushofmeisters wagte er sich keinen Schritt weiter.

Da — was war das? Er fühlte das Weiche, Zuckende auf seiner Hand, i h r e Hand auf s e i n e r, ihr Wille in seinem. Sein unsteter Blick stieß in ihrem fest, s i e forderte, daß er seine Sache zu Ende führte, und suggestiv befähigte sie ihn dazu. Es entzündete in ihm jenen fiebrischen Gewaltakt, der sich bis zur Agonie der Wut auslösen konnte. Er reckte mit gezogenem Degen zum Fenster hinaus, er entsetzte Hauptmann Ratterbach seines Kommandos, er drohte:

„Der Herzog will's — Feuer!“ Dann erst prasselte die Kanonade los, fauchte, qualmte gegen das Schiff, überflutete es mit Feuerströmen allegorischen Feuerwerks. Von Flammen versilbert gischten die Wellen auf, rauchende Finsternis schwalgte über den Rhein hin, und wie ein ungeheuer rauchender Schlot barst das Schiff. Die Matrosen sprangen in den Rhein, feuerwirbelnd sank der Vulkan in die Tiefe, mit rauschender Siegesmusik fuhren die übrigen Schiffe zur Werft zurück.

Jäh geschüttelt in Schreck und Überraschung stand das Volk und heulte seine Angst: Krieg! . . . und keilte sich zu wirren Knäueln ein. Hilfesgeschrei gellte den Rhein herauf,

in der wüsten Wirrnis glitten viele vom Ufer ab und fielen in die treibende Flut, es wurde ein unbeschreiblicher Tumult, der im Schlosse ein doppeltes Echo fand. Bestürzt stand der Prinz, eine Phalanx von Räten um ihn, tadelnd, zürnend. Seine Schultern fielen schlaff, in jäher Blässe verzerrte sich sein Gesicht, man fing ihn auf und legte ihn in einen Nischenstz nieder. Sybilla schwankte zwischen dem Pfalzgrafen und dem jungen Marktgrafen herzu, sie war wie von allen Schüssen aus diesem scheußlichen Spiel durchbohrt, und man mußte ihr hohen Mut zusprechen. Sie nahm den Zipfel ihres Linnentragens und tupfte dem Bruder die Stirne: „Der kalte Schweiß ist ihm kommen,“ klagte sie mit vorwurfsvollem Blick nach Jakobe.

„Man derf den Herrn Bruder nit in solch Affektion brengen,“ sagte die Pfalzgräfin mit schwerem Atem. Die Preußische nickte und blieb stumm. Und so waren sie alle um ihn, und Jakobe stand fremd, man ließ sie wie eine Fremde stehen und sie verlangte nicht anderes.

Der Kolossal Schatten eines Mannes fiel auf sie.

„Die Herzogin möge sich in die Schwanenzimmer zurückziehen,“ sprach neben ihr der Hofmarschall, er sprach's wohlwollend und entschieden und wie der Lenker aller Dinge. Mit abweisendem Stolze flog ihr Blick über ihn. Wer war Marschall Schinkern, daß er seine Fürstin davonschicken durfte? Schinkern! Nicht einmal von der Ritterschaft des Landes. — Ein kurzes Zögern, dann winkte sie ihm voranzugehen, voranzugehen wie ein Kämmerer. Er ging voran. Man sah sein Gesicht nicht. Hinter ihnen schloß sich der Halbkreis der Hofdamen und Pagen, die eiligst folgten.

Die Abendtafel wurde abgesetzt, und es sollte doch die

Defiliercour der Ritter zum morgigen Quintanstechen erfolgen. Das Fräulein von Hall hatte sich schon im weißen Prunk ihrer Atlasrobe zurechtgestellt, den Federbusch auf der Brust, den jeder zur Quintan angemeldete Ritter berühren mußte. Nun wurde diese Feierlichkeit bis nach der Morgenmesse verschoben.

Drunten im Burghof riefen sie auf diesen dritten Tag das Kartell zum Quintanstechen mit Masken aus. Dann verwich der letzte Sonnenstrahl, und das Schlachttheer rheinischer Stechmücken wirbelte die Ufer entlang. Die grauen Abend Schatten steiften sich zur Nebelwand und mauerten Stadt und Residenzschloß ein. Mitternächtige Ruhe über Türmen und Ruppeln. Kämmerlinge zogen durch die Gänge und entfernten den Lärm von den herzoglichen Gemächern. Noch eine Gruppe edler Herren war da in der langen Galerie. Es waren die zum Quintanstechen Gemeldeten mit ihren Patrinen, die die Stelle von Sekundanten zu vertreten hatten, auch die Rolle des Unparteiischen. Sie besprachen sich zu einer Nachsitzung bei Lübecker Bier, aber ex muro, und zogen zum entferntliegenden Zwiebeltürmchen. Die Knappen zogen mit; wenn der Herr sich untern Stuhl soff, hatte ihn der getreue Knapp hinauszuschleppen.

Ein Luftzug blies die noch schwachflackernden Lichter der langen Galerie aus bis auf eines weit hinten am Pfortchen zur Stadtmauer. In dieser in einem alten Residenzschloß etwas gespenstischen Dunkelheit trippelte das Fräulein von Hall ängstlich von einem Seitengang in den andern und kam doch immer wieder in die lange Galerie zurück. Da tat sie, was vom Pferdeknecht an bis zum Rittersmann jeder in gleicher Lage tun würde, sie rief den Statthalter der Hölle zu Hilfe, stampfte den Fuß auf und sagte: „Düwel!“

Da trat ein Mensch aus den schwülen Finsternissen der Gänge heraus, schwenkte sein Barett und sagte: „Hier bin ich, was wollt Ihr von mir?“

„Herr Better!“ jubelte die kleine Hall auf, wäre ihm fast an den Hals gesprungen, hielt sich aber zurück, denn der sah aus, als nehme er's bar. „Herr Better,“ sagte sie daher sitzamer, „wo ist die Stadtmauer?“

„Wollt Ihr auf die Stadtmauer?“ staunte er.

„Nein, auf meine Kammer, meine Kammer liegt im sechsten Staffelgiebel, der sechste Staffelgiebel stößt an den neunten Seitengang der langen Galerie, und die lange Galerie läuft auf die Stadtmauer. So such ich dann hernächst mal die Stadtmauer, um den neunten Gang von dort aus abzählen zu können, also, Herr Better, wo ist die Stadtmauer?“ Sie atmete auf, er auch, es war eine lange Rede, und einstweilen lag ihm an der Stadtmauer verdammt wenig.

„Vorerst und kurzerhand: ich nenn Euch M ü h m =  
ch e n. Habt Ihr Empfindung für ein Wort mit gespitzten Lippen?“

„Nein.“

„Dann müßt Ihr das noch lernen, denn ein Mühmchen begrüßt man nach Art und Sitt mit einem —,“ er spitzte die Lippen. Da ward sie furchtbar böse, denn sie wollte wissen, ob die Verwandtschaft so nahe sei. Er sagte: „Ich aus der Linie Hall Uphoven.“

Sie sagte: „Ich aus der Linie Hall Landscheid.“ Da sagte er, das sei eine Verwandtschaft so nahe, daß sie zur Heirat keinen päpstlichen Dispens brauchten. Das nahm sie ihm erst recht übel, denn sie sagte, so weit wären sie noch lange nicht.

„Ei freilich nicht,“ sagte er, „denn Ihr sträubt Euch noch für einen Kuß.“

Damit hatte er das Pförtchen aufgeriegelt, nahm sie um die enggepreßte spanische Taille und zog sie in die Nachtkühle hinaus.

„Hier ist die Stadtmauer,“ sagte er in liebenswürdiger Gelassenheit.

„Wenn ich das gewußt hätte —“ sträubte sie sich.

„— hättet Ihr gewiß ein Schultertuchel mitgebracht,“ vollendete er ebenso selbstbewußt, warf ihr scharmant sein Samtmäntelchen um, legte auch, damit es nicht abrutsche, seinen Arm um ihre Schulter.

„Nit, nit,“ wehrte sie.

„Sind wir nit verwandt, Mühmchen?“

„Aber so weitläufig.“

„Habt nit den Federfuß am Busen?“

„Es wurd nit defiliert.“

„Ach wär ich der Federfuß am Busen.“

„Ach nit, viel eh der Ritter, der ihn streift.“

„Gebt acht, wer weiß, wer morgen hinter der Maaß vor Euch passieret.“

„Die Wappenschilder der Kartellritter sein doch in der Waffenhalle aufgehängt.“

„Aber eines verdeckt.“

„Seid Ihr das?“ spöttelte sie.

„Obacht! Ich kann ohne jeden Anlaß ein schrecklicher Ritter sein.“

„Angetan mit furchtbarer Stirn und einer Pfauenfeder.“

„Wir sehen uns morgen wieder.“

„Gutnacht.“

„Gutnacht.“

„Aber so brengt mich doch . . .“

„Wohinauser?“

„Uff mein Kammerl.“

„Das schickt sich nit.“

„Wir sein doch verwandt.“

„Aber so weitläufig.“

„Gott helf, ich bin schön dran mit Euch.“

„Ich führ Euch weiter bis zum Brückchen, da kommt Ihr durch die Kornhall gleich an das Schlupfwinkeltreppchen zum sechst Siebel.“

Der Wind stieß hart und feucht vom Rhein herauf, und sie kauerte sich in sein Mäntelchen. Eine Frage quälte sie.

„Ihr wißt, wer unter dem verhangen Wappenschild sich birgt?“

„Zwei Schildwach stahn davor, wie könnt ich's wissen?“

„Ihr wißt es,“ verharrte sie, „und man sollt's doch nit wissen, die Domina weiß es selbst nit.“

Da stieß er einen leisen Pfiff aus: „Grad eben die Domina soll's nit wissen.“

„Zu was nuß?“

„Man — gönnt Ihr die Surprise.“

Da schüttelte sie ihn energisch beim Wams: „Das ist nit so — da ist was hinter der Hecke. Man sagt, die Ritter wollten ihr Entree in die Bahn durch eine schöne Erfindung schmücken.“

„Ein wandelnder Weinberg kommt in die Bahn, oben-auf Orpheus —“



„Das seid Ihr,“ mit eins fuhr da ihr Finger auf seine Brust.

„Antenauf Pan mit zwei Böcken,“ fuhr er ohne irgendwelche Zustimmung fort. Der Ton seiner Stimme jagte einen Verdacht, einen ungewissen, in ihr auf.

„Wer ist Pan?“

„Einer, der besser geboren ist als ich, aber vielleicht schlechter sterben wird.“

„So ernst mit eins?“

„Seins immer, man merkt's bloß nit.“

Da schob sie sich dicht an ihn, sah ihm ins Gesicht: „Der Erbprinz.“ Er nickte, und da nun keins mehr sprach, wurde eine große Stille. Der Rhein gurgelte irgendwo im Abenddunst. Die Luft roch nach Nebel.

„D, warum denn grad als der schenßlich Pan?“ fragte sie empört.

Er zuckte die Achsel. „Der Prinz will eben seine Rolle spielen.“

„Dann müßt man ihme abraten,“ machte sie aufgeregt.

„Man hat ihme zu geraten.“

„Dann — kann's nur eine Infamie sein.“

„Ihr trifft gut.“

In plötzlichem Verständnis fing sie seinen Blick auf. Sollte man den linkischen Prinzen —? Aber ja, man hatte ihn in die Panshaut hineingerebet, man wollte ihn der Lächerlichkeit anheimgeben, wie man ihm auch die Rhein-schlacht zur Blame intrigieren wollte.

„D, warum?“ fragte sie ganz weh.

„Ein Fülischer Herzog soll eben keine Rolle spielen.“

„Infamie!“

„Das habt Ihr schon einmal gesagt.“

Da machte sie die sonst schaltisch blinzelnden Augen groß, und wie ein erschrockenes Kindchen: „Bei uns zu Hof in München hat man auch in Rabalen gemächt, aber die fürstlich Person blieb aus dem Spiel.“

Nun sagte er's ihr noch einmal mit liebenswürdigem Nachdruck: „Die fürstlich Person ist hie im Spiel. Wir hain auf dem Fürstenstuhl einen alten Mann, der ist eine Mumie, er redet seit einem Jahrzehnt nit mehr, aber lacht wie ein Pavian. Man denkt manchmal, daß er sie alle auslacht, aber das denkt man bloß. Und der Erbprinz soll in gleiche Fassion. Kommt in seinem Hirn ein halbwegs gescheiter Gedanke zur Geburt — flugs wandelt man ihn zur Karikatur. Nu und so erzieht man den Prinzen eines Lands, in dem kein Herzog herrschen darf.“

Da sah sie sich schreckhaft um, als schwimme die Nacht dieses fürstlichen Landes mit lechzenden Drachenmäulern heran. Er zuckte wieder die Schulter, er begriff ihr Entsetzen nicht. Doch preßten sich nun ihre gefalteten Hände um seine in zornzitterndem Druck:

„Die Domina müßte zur Hilf,“ stieß sie plötzlich und siegsicher hervor, und ihre prüfenden Blicke hingen an seinem Gesichte. Sie sah, wie in seine schlaaffe Oberflächlichkeit ein Funke von Interesse einsprang, und der Druck ihrer Hände wurde fester, dringender.

„Sie ist feurigen Geblüts, die Domina. Man weiß das hie noch nit, man werd das erst kommen sehen, wenn sie nun nach den Festen in dem traurigen Schloß allein sitzt. Dann werd das aus ihr herauskommen, was wir all noch nit wissen. — Dann muß man ihr die Augen öffnen.“

Mit Inbrunst beschworen ihn ihre mutigen Blicke. „Dann müssen wir das due, ein großes Werk, Junker Wetter.“

Er stieß sein weiches Lachen aus: „Ein Hoffräulein und ein Junker am Spinnrocken der Politike!“

Da bligte die Frauenlist wie Wetterleuchten in den kleinen Linien ihres Gesichts auf: „Unsere Waffen sein — das Ohr der Herzogin.“

Er stand steif und ließ ihr Flüstern über sich rieseln. Ein Gewühl von unglaublichen Gedanken bohrte in ihm herauf, doch sagte er mit weltmännischer Vorsicht: „Bin ich nit in Ungnad der Domina? Hab ein wenig die Wachsfackel tröpfeln lassen — ei, so müßt Ihr schaffen, daß ich wieder in Gunst und Gratia komme. Schafft das, Fein-Anna, schafft das.“ Und schob etwas den Mantel von ihrer Schulter, küßte den weißen Streif des entblößten Nackens. Sein Atem rann an ihr herab, sie stand drei Herzschläge lang gebannt in diesen nie gefühlten Schauern, drei Herzschläge lang, dann schlug sie sich mit Spott. Frau einer dem Junker Liebesang, der mit gespißtem Mund durchs Leben zog und dem die höchste Politik die war, ein Mädchenherz ins Garn zu spinnen. Pah! und wollte lachen. Warum lachte sie nicht? Die Grübchen fielen wohl in ihre Wangen, — aber sie lachte nicht, sie stand auch noch in der Wärme seines Mantels, und aus der lohenden Pechpfanne vom Zolitor her schlugen die trüben Flammen, warfen eine trübselige Illumination um sie beide, die wie zusammengemeißelte Statuen standen. Und Stadt und Schloß in mitternächtiger Finsternis. Aus dem schwadenden Dunst enggeschachtelt die Dächer und Türme und Kuppen, titanenhaft zum Nachthimmel hinauf die Silhouetten der Lamberti- und Kreuzbrüderkirche. Von der

Werft her dröhnte ein Signalfchuß. Das Fräulein schrat auf und wollte fort; er eilte mit ihr bis zum Brückchen, und sie entschwand.

„Gut Ruh, Fein-Anna!“ rief er ihr nach, doch seine Stimme blieb im Nebel ohne Schall.

Er tat einen weiten Schritt mitten aufs Brückchen. Drunten risselte und schluggerte das glanzlose Gewässer der Düffel, die unter den schrecklichen Mauern des Schlosses sich wie schwärend Gewürm hinwühlte. Die Tiefe war in dem Nebel unsichtbar, aber es fröstelte ihn. Ein Licht hing im Nebel, ein gleißendes, anspruchvolles Licht, es hing weit drüben in dem Gewirr der Zinnen und Giebel, sechs Staffelgiebel, die in ungeheurer Rotunde sich um den Schloßplatz weiteten. Ein Licht in dem riesigen Biforafenster des Mittelbaues, — vielleicht legte man der Herzogin jetzt den Schmuck ab, vielleicht saß sie nun mit entfaltetem Haarmantel um die entblößten Schultern — vielleicht stand der stierende Prinz vor ihr —

Da wollte der Junker lachend davon, aber er fühlte, daß seine Hände wie Krallen um das Brückengeländer festkrampften, daß eine jähe fiebrische Erregung ihn überschüttete. Er fluchte und lachte, es war ihm gräßlich zumut, er zwang seinen Blick die Treppe hinunter, die Anna von Hall flüchtend hinabließ; und wie sie lief, das liebe Dingelchen! Scheutrußig, schon eingefangen und wußte es nicht. Ah, sie machten's ihm leicht, die lieben süßen Fräulein, aber die da, das schalkisch Ding, wollte er einmal heimholen in sein Haus, wo die schöne Greisin wohnte und solch eine Fein-Anna brauchen konnte, also das wollte er — verflucht! Wie ihm das Blut kochte. Er will nit mehr in das Fenster starren, das wie eine Sonne gleißt, so an-

spruchs voll, so gebieterisch, als müßte er niederknieen und in Demut froh sein. Da sprang er von der Brücke ab und wollte ein lustig Tandaradei pfeifen, eins, das wie geflüchtetes Gelächter klang, aber dann schrie er auf, wie an der Kehle gewürgt schrie er.

„Herzogin —“ Und alle Tiefen abgründlicher Leidenschaft brachen auf.

In der einzigen Windlichtflamme der langen Galerie stand der Haushofmeister, als der Junker von der Stadtmauer herstürzte. Er lächelte aufreizend.

„Ich verbitt's mir,“ warf der Junker hin.

„Hab noch nichts gesprochen.“

„Wann Ihr das all sagen wollt, was Ihr lächelt, hingt Ihr längst schon am Galgen. Also was wollt Ihr?“

„Ich betrachte Euch.“

„So wird Euch gewiß die Unähnlichkeit mit Euch auf-fallen.“

„Aber die Ähnlichkeit mit einem andern.“

„Der hoffentlich nit neben Euch lebt.“

„Er lebt überhaupt nit mehr.“

„Dann freut's mich, daß er keinem mehr schadet.“

„Au contraire, er wird Euch nützen.“

„Ich fürcht — bei Euch.“

„Ich fürcht — bei der Herzogin.“ Und stand in wartender Sicherheit. Da rief der Junker seine heißwirbelnden Gedanken zur Vorsicht, sagte: „Fehlt nur noch der Name.“

Nun fixierte ihn der Haushofmeister mit unverhohlener Dreistheit.

„Wenn Euch noch der Spitzbart anklebte, würd ich schwören, der Manderscheider sei wieder in seine Haut ge-

fahren. — Hab ihn oftmalen in den Wäldern seiner Erbpacht bei Geroldstein sehen.“ Und sprang, als sei es nur nebenbei gesagt, zur Aufforderung über:

„Kommt mit zum Turm an der Werft und verküht Euch bei Lübecker Bier, es sein da die Herren all von der Quintan, und der Samson, der Wirich von Dhaun, sauft sich zur Bewußtlosigkeit, der soll morgen mit dem Unbekannt ringen, vor dessen verhangenem Wappenschild zwei Schildwach stehen. Er schwört aber, daß er eckliche Sekund vor Anfang sich Aderlaß geben werd und einen Remplazenten stellt, das schwört er, der Dhauner, denn wenn er mit seiner Räuberfaust ringt und den Unbekannt zu Fall bringt, kann's ihme die Gunst und Stellung bei Hof kosten. Fecht er indes wie ein Zipperling und Zwickelbraht, so ist ihm der Schild besleckt. Und die Partei des Dhauners — es steckt ihme ein geschmorter Kejer im Leib — kann weder das ein noch das ander in dieser verwickelten Zeit brauchen. Ergo möcht er an seiner Statt dem Ungenannt einen Strohmänn vorchieben, einen, der geschmeidig ist wie ein Gladiador und sich durch die Schlachthiebe des Ungenannt nit in Wut reizen läßt — einen, der sich den Dank aller wahren Patrioten verdienet.“

„Wetter! Das klingt.“

„Die Herzogin werd zwar den Sieger Ungenannt krönen, aber soviel man sie von zwo Tagen her kennt, werd sie wohl wissen, wie hoch sie auch den Besiegten zu belohnen hat.“ Sie standen vor der Mauerpforte des Zwiebeltürmchens, der dumpfe Becherlärm drang auf schwalgenden Dünsten heraus. „Tretet ein, Junker.“

Da trat der Junker ein.

Der Morgen froh kahl herauf, da schließ der Junker

noch nicht. Ein Schiff fuhr mit hohlem Tuten bergwärts. In sein Geheul schmetterte der schwerrhythmische Sang der Düsseldorfer Fechter, die sich an der Rheinfront des Residenzschlosses aufreichten und die Feier des dritten Hochzeittages eröffneten.

Schwing mich im Namen Jesu Christi,  
Fürcht kein Fechter, wie wild er ist,  
Drum, Trummelschläger, schlag off, schlag off  
Und wart ein jeder seinen Kopf . . .

Im getrommelten Taktgesang sprang der Junker auf. Hallo, es ging wüst her hinter seiner Stirne. Hatte er so große Unordnung zusammengeträumt? — schlag off — Da pfiß er's mit. Wenn er pfiß, rief er die Situation in sich zur Parade. Geträumt? — Erlebt, Herr Junker.

Es stimmt, er hat so etwas Schuftiges erlebt — zwischen Mitternacht und Hahnenstrei. Der heimtückische Affe mit dem Hofmeistergesicht, der seine Pläne auf ander Leut Wünsche aufbaut! — er hat gut kalkuliert — die Herzogin soll ein Gesicht sehen, das ihr aus dem Grabe steigt — sie wird fünf wilde Herzschnäge lang ihre entsetzten Blicke auf ihm ruhen lassen — wenn ihm der Spitzbart anklebte — fünf Herzschnäge lang die Blicke seiner Herzogin auf sich, mehr verlangte er nicht. Um diesen Zeitraum von fünf wahn sinnigen Herzschnägen hätte er seine ganze Zukunft preisgegeben — Teufel! So weit war er schon. Und als er das wußte, war er ruhig und — er würde fechten unter der Maske gegen Ungenannt. Und wenn die Maske vor den Augen der Herzogin fiel — nun blähten sich seine Rüstern in lechzendem Sehnen nach diesem verruchten Kampf. Sein wahn sinniges Herz tobte ihm zu: schlag off, schlag off —

Vom Schloßplatze herauf klang das Trompetensignal zur Morgentafel. Da drang der Junker in die Kammer des brunnigen Leibarztes ein und machte vorerst berbe Wiße und sagte dann, zum Maskenstechen bedürfte er eines Spizbartes, der hochwohlshiefsgeborene Herr Medikus möge ihm derlei ein Medikamente zurechtmischen, Haare aus den Locken der Schönen, die sie ihm heißgeküßt überliefert und die inzwischen kalt geworden. — Der Leibarzt, der leider tatsächlich mit schiefer Schulter das Licht einer ebenfalls buckligen Welt erblickt hatte, warf ihm eine schmiedeeiserne Grobheit an den Kopf, item seinen Schnallenschuh, und dann erhob er sich, steckte seinen schlohweißen Struppkopf in Waschwasser und — erschuf dann einen Spizbart. „Auf Revanche,“ sagte er freilich dabei, ei was, wie sollte ein simpler Junker am Düsselhofer Hof Revanche geben? Und der Junker lachte. Und der Leibarzt lachte nicht.

Aus den Toren der Werst ratterten die Proviant- und Gerätschaftswagen dem Turnierplatze in Pempelfurt zu. Derweil traten im Vorhofe der Schloßkapelle die Quintanstecher zur Defiliercour an. Gleichzeitig setzte sich vom Marstall her der Train in Bewegung. Da fuhr auch schon der Galawagen der Herzogin vor. Es war in der Nacht ein Regenguß gefallen und hatte den Estrich am Hauptportal eingeweicht. In aller Eile schlugen daher Werstarbeiter mit zusammengeschobenen Brettern einen Steg und legten Felle darüber. Der Erbprinz mit seiner Suite war vorausgeritten. Es brachen ein paar Rufe aus der Menge, ihr Schall war dünn und gemacht, das stärkere Interesse lenkte sich nach dem Wagen der Herzogin. Auch die sich anreihenden Wagen der herzoglichen Schwestern und der Hofelite blieben in dem Gedränge nach dem Fürstenwagen



wenig beachtet. Ein Luscheln nur zog durch die Borderreihen, wo man die Bürgerfrauen vorgelassen hatte. Der junge Marktgraf von Baden machte sich sehr auffällig um die jüngst Prinzess, die Sybilla mit dem linnenweißen frommen Gesicht. Aus der Schwanenhochzeit gab's ein zweite, das war die Ansicht der Bürgerfrauen.

Während sie das noch mit zeterndem Geschwätz besprachen, schritten Kammerherren in gelbverschürzten Röcken und weißer Trikotage aus dem Hauptportal, begleitet von zwanzig Pagen in weißen Atlaswämfern. Sie stellten Spalier bis in die Tiefe des Toreingangs hinein. Und in dieser Furt tauchte nun die Junogestalt der Herzogin auf. Der Mantel aus blauem Atlas mit Schwanenpelzbesatz schleifte in langem Zipfel hinter ihr her. Ihre etwas hochfahrenden Blicke glitten über die Menge, die von einer Abtheilung Rotmäntel wie durch eine Mauer flankiert war. Indem sie schnell den Wagen bestieg, ließ sie den Mantel von den Schultern schleifen, die Kammerherren fingen ihn auf. Der Wageneschlag hallte zu, zwei Bereiter trippelten, die Trabanten sprangen von den Rossen weg, die sie am Zaum fesselten, ein Ruck, das Geschirr tinkte, mit schwerfälligem Prunk rollte der Galawagen in das Spalier des Volkes. Eine Anzahl Läufer sprang voran, lief vor und neben dem Wagen her, kündete mit schrillen Rufen die Ankunft der Fürstin.

Aber im Fürstenwagen saß eine müde Frau. Wo war ihr Lächeln, mit dem sie einzog? Das Lächeln einer sieghaften Verheißung. Es stand wohl in einem melancholischen Gesichte. — Wenn nur die schnauzbärtigen Kerle, die Rotmäntel, nicht mit ihren Gewehrläufen wie ein Staket sich da aufgereiht hätten. War das je erlebt im

Land, ein solch kriegerischer Aufzug vor der Landesmutter? Ge, wird das Fülcher Volk nun an den Wagen seiner Fürstin herankommen —?

Da warfen unter plötzlich gestrafftem Zügel die vier Rosse die Köpfe auf, wild flogen die Hufe, sausten in gestrecktem Trabe los. In einer Wolke Staub versank der Wagen der Herzogin. Trabanten, Heibucken wie flüchtende Schatten hinterher.

Jäh standen die Vordersten, die Nachfolgenden stießen auf sie. Wer gab den Wink zur Flucht —? Zur Flucht vor dem Volke —?

Und ohne Begeisterung zogen sie aus gen Pempelfurt.

Die Sonne brannte weiße Flecken hinter Nebelwolken. Man wußte, daß die Sonne kommen würde, aber der Rheinebel wogte noch wie wallender Dampf. In diesem kochenden Luftwirbel schlug gigantisch der Siegesbogen seine Brücke über den weiten Turnierplatz. Man sah ihn schon in der Weite mit den Flankiersäulen der Prudentia und Spes, über ihnen in wehenden Wimpeln und Laubgewinden auf einer Meermuschel und mit fliegender Segel Fortuna, just über den Wappen der Neuvermählten.

Von der Damengalerie der Fürstentribüne wirrte schon das Hofgeschwätz. Es fiel auf, daß Erzherzog Ferdinand abgereist war, es fiel sehr auf. Die Kanzlerin, die ihrem gutmütigen Alten die Hofheimnisse 'herausholen' konnte, sagte, daß eine heftige Auseinandersetzung zwischen der Herzogin und dem Erzherzog stattgefunden habe. Und bei der Hofstafel soll sie den Erzherzog in der hochfahrendsten Weise — übersehen haben, weshalb er gezwungen gewesen sei, seinen Hochzeitsbesuch, den er sich wohl durch die Heirat verdient, vorzeitig abzubrechen.

Es waren da etliche vom Hochadel, die der Kanzlerin Indiskretion mit abweisend geschürzten Lippen besprachen. Die gute Dame macht Klatsch, sie hat nit die Delikatesse der Sippe. Aber sie glauben's alle, die vom Hochadel.

Ohne Aufsehen glitt die Oberhofmeisterin heran, über-  
sah mit einem ihrer sprüchwörtlichen Orientierungsblicke die Sesselreihe, lächelte nicht, denn sie war im Amt, gab einen graziösen Wink zu den Damen hinüber: Die fürstlichen Personen!

Und geräuschlos sprangen alle auf, eine stolze Fronte, erwarteten stehend den Hof, knickten zu tiefer Verbeugung ein, bis die Herzogin im steifgoldblehnigen Sessel Platz genommen, mit ihr das Korps ihrer Damen. Prinzess Sybilla warf erst einen Blick rückwärts, bevor sie sich niederließ, und da verlor die Oberhofmeisterin fast ein bißchen die Haltung: eine fürstlich Person, die sich nach ihrem Stuhl umdreht! Die Dabitsch wird da noch Art beibringen müssen.

Die Damen der hohen Militärs hatten ein begreifliches Interesse, über die Schwächen der neuen Fürstin orientiert zu sein, man wußte dann doch, wohin der Kurs lief. Ja, und da bemerkten denn die Damen, daß die Herzogin für die Dinge um sie eine geringschätzende Gleichgültigkeit bekundete.

„Das Best, was die Durchlaucht due kann,“ sagte die Gattin eines Komturs, der sich noch mit den Türken herum-  
schlug, „man muß die Zülischer Karre laufen lassen, sie läuft ja gut.“

Die Kanzlerin verpaßte die Antwort, kniff die Lippen ein und fing einen Blick der Herzogin auf, der ihr zu denken gab. Ein merkwürdiger Blick nach einem, der drüben

wie ein klobiger Brückenheiliger am Eingang der Bahn stand. Gott helf, — der Hofmarschall.

An ihm hingen die Blicke der Herzogin. Ein Mann, den man bewundert, wenn man ihn liebt, den man haßt, wenn man ihn fürchtet. Ob von diesem Manne aus das Gegenspiel zu ihrer neuen Fürstenrolle ging? Sie fühlte instinktiv — sie fühlten es beide beim ersten Zusammentreffen schon. Es war die Erbfeindschaft zweier Starker.

Ein Gedanke brannte in ihr auf — wie mochte die Frau an dieses Mannes Seite sein? Blichhaft dachte sie das, es regte sie an, es trieb sie aus ihrer Lethargie auf — wie mochte die Frau an dieses Mannes Seite sein? Ihre Blicke glitten prüfend durch die Reihen ihrer Damen, sie wandte sich nach der Oberhofmeisterin zurück — sie erinnere sich nicht, die Hofmarschallin bei der Cour bemerkt zu haben. Die Oberhofmeisterin, die Gefahr für die Marschallin ahnend, brachte unabsichtlich vor, die Schinkern habe Erküße anbringen lassen, sie sei in keinem guten Zustand.

„Ich laß den Hofmarschall herbitten,“ sagte schnell die Herzogin. Sie ließ ihn rufen, den ersten Diener des Staates, aber gleichwohl — der Diener. Er sollte hinter ihrem Sessel stehn — alles andere war momentan unwichtig für sie.

Hofmarschall Schinkern kam. Er stand hinter ihrem Sessel.

„Die Marschallin halt sich unsern Festen fern.“

„Sie wird kommen, wenn sie kann, Hoheit.“ Aus Schinkerns verschlossener Antwort klang es: der Gattin des bürgerlichen Marschalls fehlte noch die Position bei Hofe — noch fehlte sie.

Seine Sache war erledigt, er hätte gehen können.

Doch ging er nicht. Stand in gelassener Sicherheit. Die Herzogin hatte ihn rufen lassen, er ließ sich rufen, doch nicht wegschicken. Ihr Zorn wogte hinter der höfischen Maske. Sie hatte das Recht, den Platz hinter ihrem Sessel räumen zu lassen, — wer aber würde ihr Recht unterstützen? Kein Herzog, kein Prinz dieses herrenlosen Landes.

In ihr demütigendes Sinnen schob eine wilde Fanfare. Drei verummte Reiter erschienen mit ihren Patrinen am Tore der Bahn. Fliegende Mäntel, wallende Ärmel, blitzende Sturmhauben, am Federbusch die symbolischen Insignien, trabten stumm in die Bahn, ‚Adelherz‘, ‚Wahrhaftighaupt‘, ‚Herzengans‘. Auf der Brust den dräuenden Löwenkopf, an weißen Stiefeln den hakigen Sporn.

„Das sind die Manutenatoren, die jetzt die Adventurier zum Kampf aufrufen,“ erklärte der Marschall mit selbstsicherer Überlegenheit.

Da reizten schon mit dumpfem Ruf die Manutenatoren:

„Frischhoff, Adventurier, an die Bahn,  
wollt den Turko stechen gahn.“

Turniervögte schleppten den Turko in die Schranken. Das war eine ausgestopfte riesige Türkenpuppe, ein ungeheuer stupides Mannsbild mit Harnisch, Lanze und bemaltem Göhengeficht.

Wie aus der Erde gestampft tauchten nun auch die Adventurier am untern Ende der Bahn auf, mit Masken und langschweifenden Pferdebedecken, mit Symbolen ‚Treuesblut‘, ‚Weiserat‘, ‚Zungenzwang‘.

Rauh scholl ihr Rufen:

„All op, mit Gott fangt an,  
schwingt das Eisen und stecht die Quintan.“

Berschwandten alle wieder in jagendem Saus wie unbekannte Reiter, die nachts am Waldrand auftauchen.

„Sahet Ihr den, der sich Treuesblut nennt,“ fragte der Marschall, und sein starrkalter Blick fiel fast lauernd auf die Herzogin, „er hat auf seiner Stahlhaube zwei so fest verschlungene Hände, daß das Blut in die Schale darunter träufelt. Diese Hieroglyphik soll die Tugend eines Fürsten andeuten, Treu und Glauben zu halten.“

Da streute auch Sybilla ihre Weisheit ein: „Doch der mit der Sirene vor dem Spiegel soll die Fürsten vor Schmeichlern warnen.“

Die Herzogin strich ihr über die Hand hin: „Man schmeichelt uns jetzt viel in diesen Tagen. Nach den Festen werfen wir alle die Masken ab.“

Sie lauschte auf eine Antwort hinter ihrem Sessel her. Doch mußte der Marschall nicht schöne Dialoge zu führen.

Die Heerpauken bröhnten los, denn nun sollte der seltsame Einzug der Ritter erfolgen. Die Schildwache vor dem verhüllten Wappen an der Ahnentafel präsentierte.

Der Marschall sprach: „Es ist das Wappen eines regierenden Fürsten. Ihr werdet nun bald mehrere deutsche Fürsten als Buffone in die Bahn kommen sehen.“

Das plötzliche Volksgeschrei schnappte seine Worte weg. Ein Berg hub sich aus der Erde, schwankte, wankte, schob sich auf knirschenden Schrauben in die Bahn. In seinem Bauch surrte, schnurrte, summite ein tolles Heidelbideldum. Aber — o Wunder oder Teufelspuf! Krabbelte da ein Menschlein aus dem Gipfel, ein Jüngling wie ein

Erzengel, als Amphion gekleidet, und schlug die Zither wunderfein klingend . . . und aus dem Felsen tröpfelte Steinchen auf Steinchen, fiel so exakt und symmetrisch, daß es Türme und Tore und eine Stadt Theben aufbaute. Und es erschien eine lateinische Inschrift an den Herzog vom Rhein.

„Was da, was das?“ schrie aber noch das entzückte Volk, denn nun stand droben, etwas unterhalb dem Amphion, ein Mensch wie schimmernder Marmor, ein Apoll aus den Palästen Venedigs oder — Orpheus. In den Kristallzacken seiner Krone spiegelte sich ein Strahl der hellaufblitzenden Sonne. In Amphions Knabenstimme brach seine sonore wie Glockenläuten ein, er sang lateinische Verse wie ein trunkenener Psalterfänger, so voll frommsirevelnder Reckheit. Ach, und das Fräulein von Hall mit ihrem Federbusch auf der Brust stand mit starkem Herzklopfen. Ihr unruhiger Blick flackerte von Orpheus weg auf die Domina. O, wie die Domina da mit eins im Lächeln schmerzhaften Wohlgefallens saß! Wie leidenschaftlich sich die Domina am Schönen freuen konnte, die arme Domina! Ein Frecher aus der Münchener Hofclique hatte einmal gesagt: Blut aus der bayrischen Erbschaft — Der da war gewiß ein Frecher, dachte das Fräulein mit starkem, sehr starkem Herzklopfen.

„Hui pfui!“ hörte man nun Stimmen des Volks, „der Haarricht verderbt das Bild.“ Da schossen aller Blicke auf den Pan zwischen zwei Böden.

„Es ist vorgesehen, daß Pan mit Orpheus die Quintan sicht.“ In die Melancholie des Gesichtes der Herzogin sprang ein Lächeln, des Marschalls unbegreifliche Blicke streiften über sie hin.

Ein grenzenloser Tumult brach augenblicks hinter dem Berge her in die Bahn. Ein schreiendes Getümmel grotesker Masken, ein lachheijeres Gewühl, ein johlender Narrentanz. Zwei Magnifizj von Venedig fiedelten tollgewimmerte Arien, ein Bauer mit Schlapphut als Bergamejto sprang dazu, schleppte einen in der Kutte herzu, und der Chorus taktierte:

„Gebt an die Welt den Baurntanz,  
der Mönch springt mit im runden Tanz.“

„Es sein alles regierend Fürsten,“ raunten die Frauen der Amtmänner und Kommandeure. Und noch strömte es herein mit Gesumm und Gedudel, auf Sackeseln und den Schultern der Knappen, ganz schreckhaft närrisch. Langschwänzige Meerungetüme auf schäumenden Rossen mit Gebrüll und Schnauben hinter flüchtenden Mohren her, toll, wild, berb. Vom Berge aber waren Pan und Orpheus verschwunden und sprengten nun urplötzlich in die Bahn. Hujoh . . .! Dreimal schmetterten Trompeten los. Hujoh! stürmten die Reiter gegen die Türkenpuppe an, weitaus holte Pan mit der Lanze — hoho, wo wird der klozig Pan treffen —? Den Schild? Den Kolben? Oder gar die Brust?

Der Bruststoß wär der best — da warf Pan die Lanze — sie splitterte.

„Lalalalala —“ stachelte das Volk. Rief Orpheus vor: „He, Orpheus allo!“ Orpheus sprang geschmeidig wie ein Leoparde ein.

„Er will zwischen Schild und Kolben an die Brust,“ murmelten beunruhigt die Turniervögte. — Da traf er den Schild.

„Die Lanze nahm er doch kartellgerecht,“ sagte der



Herr, dessen Burg dem Erzengel Michael geweiht war. Das Volk war enttäuscht und spie seinen Zorn in Hohnrufen aus: „Blöder Flöter, Birklpfeifer, Asthoder, Weibszwickel, Quikhahn —“

„Man tut ihm unrecht,“ sagte die Herzogin und lehnte sich interessiert an die Brüstung, „er konnte die Brust treffen, warum tat er's nicht?“

Doch schon sprengten sie zum zweiten Ritt an. Pan lag auf dem Pferdehals wie ein gehörntes und gehektes Tier. Sie sprengten nun gleichzeitig gegen den Turko an, Pan von der Rechten, Orpheus von der Linken. Ein Knatzen von fast zwei gleichzeitigen Stößen — der Turko schwankte, doch flog nur der Kolben ab, aber die Splitter einer Lanze zischten. Pan prallte aus dem Sattel zurück, so daß sein Patrine ansprengen mußte, ihn zu stützen. Orpheus jagte mit hängendem Zügel durch die Bahn. Da merkte man, daß auch eine unversehrte Lanze am Boden lag. Und weil dies eine unritterliche Abfuhr für den betreffenden Ritter bedeutete, war man geneigt, die unversehrte Lanze Pan zuzuschreiben, doch war es auffällig, daß von der Fürstengalerie Rufe dröhnten, die Pan die zersplitterte Lanze zusprachen. Der Marschall sagte zur Herzogin in für diesen Fall fast zu bedeutsamer Wichtigkeit:

„Es liegt in der That so, da die Preisrichter nicht entscheiden können.“

Die Herzogin bog sich aus ihrem Sessel heraus, sie ergriff Partei: „Liegt der Schaft der zersplitterten Lanzen nicht flach nach rechts? Voilà — von rechts ritt Orpheus an.“ In großer Exaltation bestritt dies Sybilla. Die Herzogin sah sie an, sah auch den Marschall an. Dann fragte sie: „Wer ist der Patrine Pans?“

„Johann von der Reck.“

„Der Hofmeister des Prinzen.“

„Der Kammerherr.“

Da lehnte sie in den Sessel zurück, ihr Gesicht hing wieder in den schlaffen verschleierten Linien. Wie hatte sie zweifeln können — die schwerfälligen Bewegungen Pans — „Und wer Orpheus?“ fragte sie unvermittelt. Der Marschall hielt zurück.

„Wegen der Unparteilichkeit, wann nu die Landesmutter die Preise —“ Sie winkte ihm ab. Da fügte er hinzu: „Jedenfalls ist einer der Edlen des Lands eingezeichnet.“

Ein kühn erstaunter Blick traf ihn: „Wie dürfte es anders sein!“

Er lächelte. Sie sah es nicht.

Da der zweite Ritt unentschieden blieb, weil die Brust nicht getroffen wurde, so forderte das Kartell des dritten Ritts, dem Partner so zu parieren, daß er nicht zum Stoß kommen konnte. Die vielhundert Köpfe der unabsehbaren Menge reckten im Fieber wilder Parteinahme auf, aus erhitzten Gesichtern dröhnten unflätige Hohnrufe gegen Pan. Zwar winkte man von der Fürstengalerie zur Ruhe, aber der Volkswille bäumte wie zischende Schlangenköpfe auf, auf dem Turnierplatze wahrte es sein Eigenrecht, Achtung vor dem Volke!

Da firrten schon um den fatalistischen Turko die Lanzen, ein Wehen und Schleifen der Klingen, dann wieder rund im Galopp durch die Bahn, dann wildes Stechen um den Türken. Es könnte Blut fließen, es könnte einer mit durchstochenem Auge Abfuhr erleiden. All opp! und wenn die Knochen splittern —! Pan haut wie ein Schlächter um

sich, er pariert nicht, er haßt bloß; wenn Orpheus unter die Schneide kommt, bricht er ihm das Genick ab; aber Orpheus schlüpft geradezu in die Schwertbogen ein, schnell mit hupfendem Sprung davon, wenn die Waffe hörbar die Luft durchschneidet. Sein Kopf pariert dem leisesten Druck, die Schenkelmuskeln seines Reiters übermitteln ihm seine Gedanken. Der schlängelt den Körper wie ein Gladiator, tippt spielerisch mit der Lanzenspitze oder dem Handschwert bald den Kolben, bald den Schild des Turkos an, aber stößt nicht, zeigt, was er könnte, und vollbringt's nicht. Hujoh —! und heßt den Pan wie einen Stier: hujoh, hujoh —! Nun tobt Pan blindwütig an, er wird ihn zerfleischen, wird ihn — Die Patrinen springen herzu, kreuzen schützend ihre Speere über Orpheus. Da stößt Orpheus noch einmal sein helljauchzendes Hujoh aus, schwingt die Lanze hoch und — im Schwung faust sie zischend über den Türken hin, harht knirschend in die Erde ein. Im gleichen Moment rennt Pan dem Turko die Lanze in die Brust. Trompeten, Pauken lärmen los. Pan hat gesiegt! All op, all op, all op!

Eine kommandierte Begeisterung quillt taktmäßig auf. Da schlägt sie des Volkes unerbittliche Stimme nieder. Es wütet, es johlt, es zetert, es verwünscht Orpheus. Pfui! Pfui! Pfui! speit es, es ist kein Halten mehr, es bricht durch die Schranken, stürmt in die Bahn, will in enttäuschter Wut Orpheus vom Pferde reißen.

Steil auf ragte die Herzogin; sie winkte nach der Soldateska, die mit geschulterten Arkebussen wie eine Stachelmauer im Sonnenbrand stand. Doch schlug der Schatten des Marschalls vor ihr nieder. Seine Stimme rollte schwer:

„Keine Provokation! Wir haben andere Medika, das

Volk zu trösten.“ Er hatte schon das Zeichen zum Schlußakt gegeben. Trabanten und Heiducken, Knappen und Wappener wälzten sich mit Hissa und Hoh in die Bahn, wirbelten grüne und weiße Speere mit zündenden Lunt an der Spitze — zst! — und es sprühte, schlingerte, sprudelte, knatterte los — in schillernden Raketen zerstob der ganze Wust.

Der Obmann der Schiedsrichter hob den weißen Stab. In feierlichen Choralclängen setzte die Musik ein. Pan, der Sieger, zog zur Fürstengalerie. Steil aufgerichtet empfing ihn die Herzogin, nahm von dem Seidentischen, das die kleine Hall präsentierte, den Siegerpreis, ein Trinkgeschirr mit erhaben gearbeitetem Löwenkopf.

„Es kost hundertachtundfünfzig Taler,“ sagte die Kanzlerin mit amtlicher Bestimmtheit. Man hörte nicht auf die gute Kanzlerin, man sah, daß Pan das Knie beugte und die Herzogin ihm die Maske abstreifte. Eine jähe Stille brach in das Volk. Es sah seinen Erbprinzen. Und es schwieg, es schwieg hartnäckig gerecht. Die Herzogin, die Situation schnell erfassend, ersann die günstige Wendung, raunte dem Prinzen zu:

„Der Landesfürst überlasse in Gnaden seinem Part den Preis.“

Er tat, wie sie forderte, er tat alles, er tat's in hilfloser Liebesfreude. Und sie wußte das, als sie es forderte.

Orpheus war da schon bereitgestellt.

„Hoheit nehme ihm die Maske ab,“ klang des Marschalls Stimme. Der Herzogin wachsbleiche Hand glitt über den Florstreifen — die Maske fiel — Ein Gesicht mit tiefschwarzem kurzgeschorenem Haar, das spitz in die Stirne lief, ein Spitzbart nach deutscher Art brauniert,

man sah die Herzogin zurücktaffen, dann auf den vor ihr mit erhobenem Gesichte knieenden Junker Hall zu, als sinke sie über ihn, ihre Hand krallte sich in seine Schulter fest — er starrte sie an — sie ihn — stürzende Blicke ineinander — eine Sekunde nur. Nur eine. Dann lockerte sich die Hand auf seiner Schulter, die Herzogin verharrte noch gebeugt, überreichte ihm lächelnd das Trinkgeschirr. Ihr Lächeln fiel aus graufenden Augen. Vielleicht hatte das niemand gesehen.

Denn nun toste der entzückte Beifall des Volkes los. Sie machte alles gut und liebenswürdig und fein, die neue Landesmutter, also liebte man sie. Heil Jakob!

Der Jubel warf die unabsehbare Menge, sie drängte nach dem Ausgang, sie wollte hinter dem Wagen der jungen Landesmutter her, sie wollten sie lieben. O Jakobe!

Der Junker kniete noch, als längst die goldrote Schleppe seiner Fürstin an ihm vorübergerauscht war. Sein Gesicht noch emporgerichtet in starrer Wonne. Da hallte das grobe Wort der Pfalzgräfin zum Marschall:

„Den Horreur wird man examinieren müssen, ein simpler Junker als Part des Landesfürsten!“

Langsam stand der Junker auf, blieb da stehen, stand wieder wie schimmernder Marmor im Gewand des Orpheus. Und sein flackernder Blick sagte: Diese schimmernde Leidenschaft kann er in die Wagschale werfen — und er wird es!

Auf der Landstraße von Pempelfurt wirbelten Staubwolken zu dampfenden Bergen auf, Wagen, Reiter, Troß und Volk in buntem Wirbel darin. Als vom Schloßthurm zu Hof geblasen wurde und die Chargen anzutreten hatten, langte eben der laute Schwarm der Junker, Pagen und Kämmerlinge an, verlor sich zwischen den Säulen der Waffenhalle.

Als Junter Hall die Nepomukssäule passierte, stand Anna von Hall vor ihm. Ihr Gesicht war, wie es wahrscheinlich sein würde nach langen vergrämten Jahren. Sie wollte sprechen, aber sie hätte lieber in ersticktem Zorn geweint. Da sie keines von beiden tun konnte, so zupfte sie ihn am Armel, zerrte ihn am Armel, riß ihn förmlich zu sich her.

„Was habt tan, o Gott, was habt tan?“

Das warme Weh ihrer Stimme kroch an ihm herauf. Herregott, das paßte ihm nicht. Er steckte die Hand in den Degengürtel, dehnte sich über sie hinaus, sagte unverantwortlich:

„Ich tat's. Warum ich's tat? — Ich tat's eben. Ich bin so einer. Vielleicht holt mich mal der Teufel.“ Wollte gehen. Da hing sie an ihm.

„Ihr würdet doch auch kein Tier mutwillig quälen!“

„D nein,“ sagte er, „das würde ich nicht.“ Und sah sie mit weichen, fast mitleidigen Blicken an. „Ihr liebt Euere Domina. Das ist herrlich. Wenn Ihr sie sehr liebt, so klärt sie über des Manderscheider Geschick auf. Der Lebende ist ihr gefährlicher als der Tote. Ade, liebe Anna. Wenn Ihr fluchen könnt, so tut's über mich.“

Schwenkte grüßend die Hand und verschwand um die nächste Säule. Sie wollte ihm nicht nachsehen, sie kehrte ihm den Rücken. Da fühlte sie, wie all ihre Gedanken ihm nachzogen. Sie fuhr herum und sah, daß auch er sich wieder umdrehte und ihr zulächelte. Aber dieses Lächeln lachte nicht. So lachen vielleicht Menschen, die eine Krankheit in sich tragen und wissen es und wollen sich nicht helfen lassen.

Ihr Amt hatte sie erst kurz vor der Hostafel anzu-

treten. Jetzt waren die Kammerfrauen um die Fürstin, die ruhen mußte. Da schreckte es sie, als Karl der Kämmerling ihr nachstelzte und sie zur Fürstin befohl.

Er machte umständliche Redensarten, der Karl Lakai, man wußte nicht, ob er Geck oder Schuft war; er hatte die Kammerfrau Metgen zum Weibe und begann sich bereits in die Gunst der Domina zu schlängeln. Jedenfalls war weder ein Geheimnis noch ein verschwiegener Gang im Schlosse, über den er nicht orientiert war.

Als sie sich dem Flügel näherten, wo der Komplex der Schwanenzimmer lag, rief er schon von weitem die Schildwache vor dem zurzeit benutzten Annazimmer an: „Faites place!“ und wippte nach dem Hoffräulein herum, die Wirkung seiner Sprachkenntnisse belauernd. Da schlüpfte die kleine Hall schon ein in das dunkelgetäfelte Gemach, das in schwermütiger Feierlichkeit lag wie die Seitenskapelle einer Kathedrale.

Die Herzogin war allein. Sie lag in dem Kofen, dessen Wände mit roter Seide austapeziert waren. Lag da prunkvoll wie in einem Sarkophag. In den wehenden Schein der Mittagssonne auf der Glätte des Bodens fiel der Kolossal Schatten des schwarzen Marmorkamins. Und in diesem Schatten hielt sich Anna von Hall, hatte eine unbestimmte Furcht, näher zu treten.

„Warum kommst du nicht?“ klang der Herzogin Stimme her, es lag keine Aufregung mehr darin. Die kleine Hall schlich zu ihr, stand da. „Du stehst — wie eine Mitschuldige.“ Ihre Hand lag schlaff auf den gewirkten Rissen der Truhe, es war gelbe niederländische Stickerei, und so sterbend gelb war ihre Hand, deren blaues Geäder zuckte. Da spürte sie auf dieser zuckenden Hand

einen heißen Tropfen. Ihr Hoffräulein stand vor ihr und weinte still.

„Er ist dein Vetter,“ sagte die Herzogin. Die Hall nickte.

„Weine nicht.“ Die Herzogin verlor sich in Sinnen, sie stützte die Stirne, sie schien das schluchzende Geräusch weh zu empfinden. Warum durften sie alle weinen, alle — nur die nicht, die Kronen trugen? Wenn vom Turm die Trompeten klangen, mußte ihr Gesicht strahlen. Aus ihrem schmerzhaft bitteren Grübeln heraus schnellte die Frage:

„Welchen Zweck er hatte — er mußte doch einen Zweck haben.“

Die Hall trocknete schleunigst die Tränen und schritt zu heftiger Verteidigung: „Er ist sulch ein Leichtfuß.“ Mehr wußte sie nicht zu seinen Gunsten. Die Antwort der Herzogin klang hart und dunkel:

„Nein, sie wissen hie alle, was sie bezwecken wollen. Sie kennen mich drei Tage, und drei Tage schon zielen sie nach mir. Darum sage nicht, daß dies vortrefflich eingeleitete und exakt funktionierende Spiel zwecklos war.“

Dem kleinen Fräulein gingen die Augen auf, jetzt erst sah sie klar: War der Junker nicht das Werkzeug der Clique, so hatte er die Clique seinen Wünschen gefällig gemacht, oder beide arbeiteten sich in die Hand, und das stürmischklopfende Herz sagte dem ganz wirren Fräulein, daß sie auf richtiger Fährte war. Eine angstvolle Frage würgte ihr herauf: Welches waren des Junkers Wünsche? — Ihre Gedanken stoben auseinander, denn nun sprach noch die Fürstin:

„Ich möchte den Zweck wissen.“



Die Hall fuhr in jähem Wehren auf, als müsse sie da etwas zurückdämmen, eine Türe mit aller Anspannung ihrer Leibeskräfte zuhalten, durch die ein drohend Gespenst hereinwollte.

„Von wem könntet Ihr ihn wissen?“

„Von ihm selbst.“

Von zitterndem Entsetzen geworfen, glitt die Hall zu ihr nieder, stammelte, vergaß, daß das Jakoble nun regierend Fürstin worden, sagte ‚Jakoble‘, sagte es beschwörend, ganz konsterniert, und sie dürft nicht den Junker fragen, sie dürft's nit —! Da war die Schlawheit der Ruhe wie graue Schleier abgestreift, die Herzogin stand auf, und ihre Blicke fielen auf die Knieende. Waren das Augen, die in zürnender Ungnade den Junker herriefen —? Diese Augen glühten undurchdringlich aus der träumerischen Verschattung. Aber sie riefen heftig nach dem Manne, der die Buge des Verlassenen trug.

In Warnungsrufen der Angst schlug noch das Herz der Hall. Doch schlich sie auf und gab den Befehl der Herzogin an die im Vorzimmer wachenden Pagen weiter: Junker von Hall habe augenblicks zu erscheinen.

Als die Hall wieder eintrat, stand die Herzogin am Kamin. In den langschleifenden Falten der lichtweißen Haustunika wirkte sie wie eine antike Plastik auf dem wuchtig ausladenden schwarzen Marmor. Die Hall drang noch einmal vor, wollte bitten, sie aus dieser Szene zu entlassen — da schob sich geräuschlos der Türflügel auf, Junker von Hall stand vor seiner Fürstin. Er war nicht mehr Orpheus, aber er war sich seines Wertes bewußt, den er dieser Fürstin zu geben hatte. Dunkelviolett preßten sich die Strümpfe bis zum Schenkel hinauf um seine prallen

Beine; ein köstliches Ebenmaß bis in die Schlankheit seines feinen Kopfes hinein. Wams und Schlißhose mit breiten schwarzen und weißen Streifen. Sie sah ihn an, dann kam sie auf ihn zu, kam so nahe, daß er vor diesem gebieterischen Stolz hätte zurückweichen müssen. Er stand aber und erwartete sie, ihr Atem streifte ihn schon, der seine sie.

„Ihr habt den Bart vergessen, Junker.“

„Meine Rolle ist ausgespielt, Domina.“

„Ihr spieltet also eine Rolle — welche?“

„Die meine Fürstin sah.“

Die Stille danach war wie eine Katastrophe. Die Hall sah schwarze Tänze vor Augen.

„Zu was nuß?“ klang leise, hell wie ein Klirren in der Finsternis die Frage der Herzogin.

„Ich wußte, daß meine Fürstin mich rufen und fragen würde, und da kein anderer ihr die Botschaft bringen wollte oder konnte —“ Er hielt inne, ihr Gesicht war schreckweiß, sie winkte ihm, fortzufahren, er aber stand stumm. Nun erst sah er, daß seine Waffen tödlich sein könnten. Das Entsetzen kroch über ihn. Sie streckte die Hand nach ihm aus, als müsse sie ihn schütteln.

„Welche Botschaft, Junker?“ Er biß die Lippen aufeinander und schwieg. Die Herzogin wandte sich nach ihrem Fräulein um, das stand mit verhülltem Gesicht. Sie rang die Hände nach ihr: „Welche Botschaft?“ und schrie es fast: „Welche Botschaft?“ Sie antworteten beide nicht. Da klang der Herzogin Stimme wie die eines kranken Kindes:

„Er ist tot.“

Stand nun da und preßte die gerungenen Hände an den zuckenden Mund, sah entgeistert den Junker, das Fräu-

leit an und sah dann, daß sie noch das Schlimmste verhielten. Was war es noch —? O Gott, war sie Fürstin und hatte so wenig Macht über diese entseßlich stummen Menschen.

Da sprach der Junker hart und kühn: „Er starb im Wahnsinn.“

Sie sah ihn an, sie sah ihn immer nur an, ihr Gesicht wurde weiß und spitz, dann tastete sie mit der Hand rückwärts nach dem Bronzefessel am Kamin, sah immer noch nach dem Junker, wie getroffenes Wild vielleicht nach seinem Mörder, sank langsam nieder, hielt sich noch an der Armlehne — dann brach sie mit dem Kopfe vornüber zusammen.

Die Hall schrie nicht auf, ohne Aufsehen rief sie die Kammerfrauen. Da sie sich umwandte, war der Junker nicht mehr da.

Als der Choral zum Angelus von Lamberti klang, wachte die Herzogin auf. Ihre Blicke wehten irr. Man richtete sie auf, und sie stand, faltete die Hände über der Brust, starrte in das Purpurleuchten, das die scheidende Sonne durchs Fenster goß. Um sie standen die Frauen und beteten still.

Dann ging sie ihnen in die Kleiderkammern voran. Dann kam der Erbherzog und holte sie zur Hoftafel. Er lächelte glücklich.

Aber die Sonne ging unter und machte die Welt traurig.

---

### Drittes Kapitel

Da kamen die stillen Wochen.

Die fürstlichen Gäste waren abgezogen, glanzlos lagen die nüchternen Tage. Aus dem Rausch der Feste erwachte Land und Volk.

Wohin ging nun der neue Kurs?

Man stürzte sich auf Nachrichten aus dem Schlosse. Sie waren spärlich, die Herzogin verließ ihre Zimmer nur, um zur Kapelle zu gehen, und das war das Merkwürdige: das Hofgesind hatte Befehl, aus den Gängen zu verschwinden, wenn die Herzogin sich zeigte.

Und dann kamen Nachrichten, daß die Herzogin in der Krankenstube bei dem Altherzog aufopfernden Dienst tue, was um so bemerkenswerter sei, als der Alte, der nur in der Furcht Spaniens sein lutherisches Herz verhalte, der badiſchen Schwiegertochter durchaus nicht freundlich begegne.

Und sonst nichts?

Harmloser konnte wahrhaftig keine Hausfrau an ihren Herd ziehen. Viel zu harmlos, sagten enttäuscht diejenigen, die große Hoffnungen hegten. Viel zu harmlos, dachten diejenigen mißtrauisch, die große Befürchtungen gehegt hatten.

Man sprach dann noch von der innigen Freundschaft der beiden Schwägerinnen und kolportierte den neuesten Hofflatsch: Die Verlobung des badiſchen Markgrafen mit Sybilla.

Sybilla war bei der Herzogin und hatte gute Werke getan. Stand nun an der Türe des Annazimmers und glaubte nicht Abschied nehmen zu können, so sehr gefiel es ihr bei der guten Schwägerin, denn die gute Schwägerin, die so stolz von Ansehen, war doch überaus fügsam und dem Willen Gottes ergeben.

„Man sieht, es geht Euch vieles hart ans Fleisch, Schwester, das ist ein herzhaft Zeichen, daß Ihr hinaufkommt uff die Leiter der Perfektion. Ich sein auch solch ein Kaspelkopf gewesen, bis mich der Herr hat in Zucht genommen, wofür mille fois merci à Dieu. Ade, liebe Jakoba, Ihr seid ein Goldherz, und weiß Gott, ich küß Euch,“ glitt zur Herzogin, die in der wuchtigen Ramminische wie ein marmornes Heiligenbild stand, „ach, nit die Wang und nit den Mund, das ist verboten. Bitt, die Stirn gebt, s'il vous platt.“ Sie tippte mit gespitzten Lippen an Jakobens Stirne, schloß die Augen dabei und feufzte fromm: „Tout pour la gloire de Dieu.“ Aus ihrem magern Gesichte war der Strahl des Lächelns fortgehuscht, und es erschien alt und spiz. „Ade, Jakoba, und nit wahr, zu den Kreuzbrüderu gahn wir allweil stet zusammen, es war immer so fürstlich Brauch hie, und Ihr derßts nit anders machen. Ach ja, wie gut es Euch steht, wann Ihr willig seid.“

Jakobe stand noch in dem Kolossal Schatten des Marmorkamins, als die Prinzess längst gegangen war. Gute, kleine Prinzess, wie konnte die einfältig schwagen. Sie schrie ja nach Schmerz, um den einen bohrenden in sich zu betäuben. Und da nun die Welt leer und ausgestorben schien, wohin anders sollte sie sich retten als in den Himmel?

Sie ging und holte aus den kleinen Kostbarkeiten ihres Brautkorbes eine Madonna, die ihr der Nuntius von Rom mitgebracht hatte. Es ging Kraft von ihr aus, sie fühlte es wie die warme Nähe eines guten Zuspruches, als rede nun Se. Heiligkeit zu ihr. Was würde Se. Heiligkeit reden? Was verlangte man von ihr? Sie sah sich in der dumpfen Einsamkeit des unwohnlichen Gemaches um. Alter schwerer Prunk und ein einziges Bogenfenster breit und feierlich wie in einer verlassenen Kirche. Ein fürstlicher Käfig. Noch eine Zeit so weiter in der selbstgewünschten Verbannung, und der Käfig hatte für sie keinen Ausgang mehr.

Von plötzlicher Befürchtung befallen umklammerte sie die Madonna und trug sie in den Alkoven, wo unter einem Diptychon ihr Betstuhl stand. Dort mochte sie thronen und warnen, o Madonna!

Sie nahm die Perlenkette vom Halse und schlang sie um die Statuette, zweimal, dreimal, und noch hing sie lang hernieder.

In die Türe schlich Karl Sakai und meldete, daß Prinzess zu den Completen in der Kreuzbrüderkirche bitten lasse.

Die Frauen warteten schon in der Kleiderkammer, Gerhardgen mit der zweiten Kammerfrau Metgen, des Karl Sakai Weib. Sie waren in Sorge, denn da die Prinzess konstant die Sichelhaube trug, die Domina aber welsche Mores kultivierte und mit der ärmellosen Jacke und weißem Federfilz ausging, so —. Aber Prinzess seufzte nur, die fromm Person.

Die Domina mache ihre Sortie, lief die Botschaft durchs Schloß. Der Haushofmeister hatte fürs Geleit

zu sorgen. Die Nachricht kam unerwartet, und der Haushofmeister suchte erst in der Kanzlei den Vizetanzler auf. Der Kanzler war gries und grau im Jülicher Dienst geworden und mußte wissen, welche Bewandtnis es mit dem alten fürstlichen Brauch hatte, den man sans façon wieder auffrischen wollte. Der Kanzler dachte gewissenhaft nach.

„Unser Höchselige war einfach, sehr einfach, — sie ging ohne Geleit; und man wußte oft nicht, welche von den daherschreitenden Bürgerfrauen der Straße die Fürstin war. Jeder Bürger konnte unverhindert zu ihr ins Schloß, und am Gründonnerstag wusch sie im Siechenhaus den sieben Elendesten die Füße.“

„Vor dieser Schrulle bewahr uns die Neue. Wo schaff ich ihr stante pede das Geleit her? Der Hall, der dazu bestellt war, ist entfernt worden, sitzt jetzt im Pagenhaus als Fehthmeister; also der wär zur Strecke bracht, aber qui nu?“

„Nach der Hofetikette fällt immer den Junkern das Amt zu.“

„Doch sagt mir meine linksseitige Beschaffenheit, daß wir dieser Landesmutter die Personen ihrer Umgebung mit Bedacht wählen müssen.“

„So wählt einen Fahnenjunker —“

„— der sich in die schöne Domina verliebt —“

„— und ungefährlich ist.“

„Ein Einfall, so prächtig, als käm er nicht von einem alten Manne — verzeiht.“ In der Türe drehte er sich noch einmal um: „Sie stürzt sich in Frömmigkeit, die Frau Jakobe, sie ist zu heftig, um — echt zu sein.“

Dieser erste Ausgang der Herzogin vollzog sich freilich nicht in der traditionellen Einfachheit der verbliebenen Lan-

desmutter. Zwei Trabanten liefen voraus, um den Weg bis zur Kreuzbrüderkirche frei zu halten; es durfte kein Vieh ausgetrieben, kein Wasser in die Rinnsal der Straße gegossen werden, kein Jude vorüber.

Aber da war einer, schlimmer als ein Jude und von Ansehen ein Wolf, dessen Fell er trug, ein Mann im Wolfspelz. Er war von Cöln zugewandert und trieb offenen Traktätchen-Handel für protestantische Konventikel, er mußte ehemals an den Strick kommen, das stand bei allen guten Christgläubigen fest.

„Troll dich!“ zürnten sie ihn an, „bist auch so einer, der uff die Bahn bracht hat neue subtile Disputationes und Gespräche führt von der babylonisch Hur, auf daß man jetzt überall hört kezerisch Geschwäg und sieht frembde Kleider und Mores uff den Läden, uff den Werkstätten.“

Der Mann im Wolfspelz sprach's über die Schulter zurück und ganz unabsichtlich: „Kommt nit auch die Zülicher Herzogin mit frembden Mores?“

„O du Wolf!“ Man blieb bei ihm stehen und ballte die Fäuste.

„Sie hat auch frembdes Blut, die Herzogin Jakobe,“ sprach er in leidgegebener Unerfrodenheit weiter.

„Schlagt ihn tot, den Wolf!“

„Und die Herzogin hat frembdes Blut!“

Da packten die Fäuste zu.

„Lutherisch Blut!“

Da rückten sie um ihn wie eine drohende Mauer. Im Portal der Kirche erschien die Herzogin, ihre Blicke gingen in müder Melancholie über das Volk hin. Ein Weib drängte heran, streckte um Christi Barmherzigkeit Willen die Hand aus. Die Herzogin spendete einen Taler und



hatte nicht mehr. Nun schoben auch solche vor, die von der verbliebenen Landesmutter fortbauend Kirchenalmosen empfangen hatten. Die Herzogin stand in vornehmer Güte, sagte: „Ich muß erst Betteln gehn, um euch zu beschenken.“

O, schollen da die Herzen in leidenschaftlichem Mitleid auf. Arme grundgütige Fürstin, hat kein reiches Kammergeld, ist ärmer als ihr liebes Volk. Und so viel traurige Freude hatte das liebe Volk, daß seine Fürstin noch ärmer war als die Armsten.

Da griff die Herzogin an den schillernden Brunnengürtel, löste die kostbaren Behänge, teilte aus, streute aus, warf die Schmuckstücke in die hastenden Hände.

Und tauchte unter in der begeistertsten Menge. Hinter ihr her schlängelte sich die Prinzessin. Erst ließ man ihr ehrfürchtig die Furte frei, dann aber schlugen die Wogen der Volksbegeisterung über der Herzogin zusammen und sperren die Prinzessin von ihr ab.

Sie fand sich allein.

Vom Rhein herauf rückte die Pagenschule an, geführt von dem Fechtmeister. Sein Ruf klang, die Pagen schwenkten zum Geleit der Prinzessin ab.

Ein Mann hatte sich in den Weg der Herzogin geworfen, der merkwürdige Mann, ein Wolfspelz hing um seine nackten Schultern.

„Jakobe von Baden!“ Er lag vor ihren Füßen und hinderte sie am Weitergehen, hielt die Bibel in der ausgestreckten Hand. „Schwöret darauf, Tochter des Markgrafen, schwöret auf Euern angeborenen Glauben, den man Euch abgehandelt hat! Schwöret, denn wie Ihr nun schwört, so wird Euer Schicksal sein —!“

Da riß ihn der Junker weg. Die Herzogin sah ihn an. Ihre Augen blieben dunkel und flammend.

„Junker, ich werde Euch sagen, wenn die Unterredung zu Ende ist.“ Half dem Manne vom Boden auf: „Wer bist du?“

Nun stand der Mann vor ihr mit wüsthängendem Haar und fahlem verschleiertem Gesicht. Das Fell war ihm von den Schultern abgerutscht, und die nackte sehnige Brust leuchtete unter schwerem Atem.

„Wägt den Mann ab nach dem Pelz, so sag ich: ich bin es.“

„Das ist eine versteckte Antwort.“

„Laufen wir nit all versteckt herum, warum soll ich daher klar sein, sagt, Fürstin? Ich bin ein Mensch, der Wurzeln frißt und seinem Nächsten eine gute Verdauung wünscht. Wohe mich eine Hand schiebt, fall ich um. So bin ich vor Euch hinfallen, und wer mich schob, wer weiß! Gott oder Dümel — ich folge dem Rufe.“

Da riß ihn das Volk weg. „Frech kalvinisch Wolf! Ein Narr ist! Ein Schuft ist!“

Vom Schloß her zog eine Abteilung der Wache unterm Hauptmann Ratterbach. Der Junker warf ihm den Wolf zu.

„In den langen Turm!“ schnarrte Ratterbachs Ruf. Lange folgten der Herzogin Blicke dem seltsamen Manne.

Junker von Hall ging ihr voran zum Schloß. Sie verabschiedete ihn ohne Dank.

„Ich habe gewünscht, den Junker von Hall nicht mehr in meinem Wege zu sehen.“

Er neigte sich, und sie rauschte vorüber.

Im Schlosse war große Aufregung. Der Hofmeister tänzelte devot zur Herzogin heran.

„Ein Überfall der Ketzer auf die allerhöchste Person —.“

„Es war kein Überfall, lieber Hofmeister.“

„Eine Straßenrevolte der —.“

„Auch keine Straßenrevolte.“

„Wir haben schleunigst die Wache mobil gemacht.“

„Zu viel Eifer, lieber Hofmeister,“ und ließ ihn stehen.

Er spitzte die Lippen, hielt den Kopf steif. Um, wie klang das?

An der Schwelle des Annazimmers stand wartend schon die Oberhofmeisterin. Ihr schönes Greisengesicht drückte höchstes Befremden aus. In diesen Dingen verstand ihr höfisches Verantwortlichkeitsgefühl keine Nachsicht.

„Durchlaucht, die Prinzessin —“

Jakobe faßte im Vorübergehen ihre Hand, zog die etwas außer Fassung gebrachte Dame mit sich ins Gemach.

„Ach, die Arme hat sich den Hasen im Busen jagen lassen. Ich will zu ihr und sie trösten.“

„Durchlaucht, der Prinz wird in Sorge sein und hieherkommen.“

„Also gebietet meine gute Thys, daß ich warte.“

Die gute Thys aber sagte mit untertänigster Gentilresse:

„Man wird der Füllicher Herzogin die Handkette enger schmieden müssen.“ Da griff Jakobe sie um die Schultern, und ihr Gesicht lohnte in warmer Freude:

„Ich habe mein Volk gesehen und liebe es. Daran derßt Ihr mir jetzt nicht deuteln.“ Wandte sich nach der Thür, denn der Page meldete die Prinzessin. Die folgte

ihm auf dem Fuße. Auf ihren blassen Wangen glühten gefährliche rote Fleckchen.

„Das wird so, wenn man von der Bahn abgeht,“ rief sie unbeherrscht. „Es ist hie nit die Sitte, daß fürstlich Personen Aufwand in den Straßen machen.“

Der Herzogin Blick flammte auf, doch ging sie ruhig lächelnd der erregten Prinzess entgegen.

„Das klingt nicht schön, Sybilla, es war kein Aufwand, es war doch mein Volk, das ich kennen muß — ja, und auch lieben muß, Sybilla. Es macht mich glücklich, daß sie alle um mich waren und froh sprachen und ich ihre Hände fassen mußte und alle dies und das zu erzählen wußten — wie Kinder.“

„Wie Bettler, die unsereins nit nahe läßt.“ Die Herzogin sah fast erschrocken auf sie. War das —? Nein! Ihr schmerzhaftes Erstaunen wurde jähes Mitleid. Im temperamentvollen Wechsel ihrer Stimmungen umarmte sie die Prinzessin und sagte in großmütiger Nachsicht:

„Ihr müßt das freilich besser wissen, ich werd darauf achten.“

Über der Hofmeisterin Gesicht glitt ein feines Lächeln. Leise zustimmend nickte sie. Die Prinzess aber machte sich in einiger Verlegenheit von der Herzogin los und begann hastig von anderem zu reden. Doch als die Stimme des Hofmeisters vor der Türe laut wurde und dieser den Prinzen einließ, ging sie schnell auf Johann Wilhelm zu.

„Mit schelten, Bruder, wir werden fürs erst den Kirchengang einstellen. Ich hab's angestift, und ich sprech mein mea culpa.“

Des Prinzen flüchtende Blicke hefteten sich auf die Sprecherin fest. Ein neuer Gedanke ging ihm auf, der

ihn den anderen vergessen ließ. Mit hastenden Fingern griff er in das Spitzenjabot und holte ein braunes Reliquienbeutelchen hervor, das er um den Hals trug.

„Was soll tan werden mit dem Stapulier vom Berge Karmel, wieviel soll ich beten?“ Die Prinzess ordnete ihm sorgsam mütterlich wieder das herausgezauste Stapulier und sprach dabei:

„Sollst sechs Vaterunser zur Nacht beten und das Säckchen hie unters Kissen legen, wann du einschlaffst.“ Machte dann gleich wieder ihr steifes Zeremoniell vor dem Herzogpaar und zog sich zurück mit einem gedrückten Blicke nach der Oberhofmeisterin, die ihr in ruhiger Würde folgte und gewandt und diskret, das Gesicht nach dem Fürstenpaare, ihren Rückzug antrat.

Jakobe kniete schon vor der Intarsiatruhe nieder, deren Deckel drei Stufen ehelichen Lebens eingeschnitzt trug.

„Du mußt für ein neues Schmuckwerk an den Gürtel sorgen, ich bin ausgeraubt, Liebden.“ Kramte aus ihrem Brautkorb die aus Fürstengeschenken zusammengebrachte Sammlung von Silberstatuetten, Metallspiegeln mit blaßroten Rubinen eingelegt, sogar eine gestochene Visitenkarte aus Venedig nach einer etwas lüsterne Zeichnung von Dalera. Da der Prinz nicht antwortete, sah sie sich nach ihm um. Er stand und lächelte, schob die Hand in das Samtwams und zögerte.

„Was freut dich?“ fragte sie ohne Interesse. Nun trat er an den Bronzetiisch und breitete ein paar Blätter aus.

„Sieh mal her, Jakobe. Du denkst etwan, daß ich keine Kurzweil treibe. Sieh, was ich treibe.“ Er packte hastig seine Blätter zusammen und kam zu ihr an die

Truhe, und da sie den Deckel zuklappte, setzte er sich darauf, breitete die Blätter auf seinen Knien aus.

„Ich hab das gezeichnet, wie ich das am Eölnerstift von den Domherren hab sehen, den ganzen Stamm des hohen fürstlich Jülicher Hauses. Und dort wir. Da!“

Sie schob ihren Arm auf sein Knie, sah es in milder Überlegenheit wie das Spielzeug eines Kindes.

„Hast meinen Namen mit schöner Verschönerung verzeichnet, viel Tand um mich herum — willst mich fragen?“

Er aber im glücklichen Ubereifer: „Und du sollst meinen Namen darunter schreiben. Schreibe!“

„Ich zeichne deinen darunter — so: Erbherzog Johann Wilhelm.“

„Schreibe Prinz Johann Wilhelm.“

„Ei so?“

„Ich will mit der Erbherrschaft nichts zu schaffen haben.“

Ihre Augen wirrten in maßlosem Erstaunen auf. Da fügte er hastig hinzu: „Es ängstigt mich.“ Und begann wieder zu stricheln.

Sein eifriges Gesicht war über ihrem gebeugten Kopfe. Seine verschwiegenen Blicke fielen auf ihren Nacken gerade dorthin, wo die Haarlinie ansetzte. Ein scheuinniges Lächeln übergoss verschönend sein Gesicht, er spitzte leicht die Lippen und legte seinen Kuß wie ein Rosenblatt auf ihren Nacken. Sie sah nicht auf, sie regte sich nicht, da küßte er noch einmal. Und inniger saßen seine Lippen sich fest. Da griff sie nach seiner Hand, sah ihm jäh ins Gesicht, sein Mund öffnete sich verlangend, sie sah, wie sein Gesicht nahe kam, und wehrte ihm nicht. Da küßte

ten sich seine Lippen in ihren fest. Sie starrte ihn noch mit weiten, entseelten Augen an, sie sagte sich, daß sie ihm gehorsam sein müsse, daß ihr historischer Beruf es heischte — ihm zu Willen zu sein. Da schlürften seine Lippen auch ihren Kuß auf. Sie schloß die Augen. Sie fühlte, daß diese dienstbar geopfertem Küsse trotzdem etwas in ihr aufregten, was sie gestorben meinte; eine wohltuende Wärme brannte in ihr auf, sie ließ in geduldiger Hingabe seine Zärtlichkeit über sich hinweggehen. Er sah, wie ihr königlicher Körper seine süßen Erschütterungen hinnahm und schluckte seine Dankbarkeit in ihr seidengolden Haar. Da wehrte sie ihn sanft ab, schob ihm wieder seine Blätter vor. Er flüsterte ihr mit verschleiertem Blick zu:

„Rosen hatten sie uns ins Brautgemach gestreut, da hast du geweint, und als ich dich küßte, warst du sanft.“ Griff hastig den Stift und strichelte: „So will ich nun Rosen um unsere Namen zeichnen.“ Sie stand auf, sah auf ihn nieder, strich über seinen Kopf hin:

„Ja, zeichne du nur Rosen.“ Sie ging von ihm weg, eine fiebrische Röthe jagte ihr übers Gesicht. Eine Erkenntnis kam wie eine Katastrophe über sie: dieser Mann tat ihr not. So wie sie nun in der trostlosen Abgeschlossenheit war, mußte sie diesen Mann dort haben. Seine weiche lechzende Dankbarkeit wandte sich schlangenglatt um sie. Er brauchte sie — wie sie ihn. Da konnte sie lange einsame Tage mit ihm bleiben, in seinem scheuen Entzücken untertauchen wie eine Verzweifelte.

Dann aber trieb sie auch aus diesem Zustande heraus eine qualvolle Unruhe. Sie dachte verstört daran, was der Prinz über die Erbfolge gesagt hatte, und überraschte ihn mit der Frage: „Warum erschreckt dich die Erbfolge? Sie

liegt doch nahe. Der Vater ist in elendem Zustand.“ Sie hielt inne, denn alle Freude war von dem Prinzen gewichen, er legte den Stift hin und starrte wieder mit seinem Grüblergesicht vor sich hin. Er dauerte sie, und sie drückte sanft seinen Kopf an sich, aber ihre Stimme blieb fest.

„Du weißt, was das Land von uns erwartet, — den Erben. Ich habe heute das Volk dieses Landes gesehen und — möchte ihm den Erben geben. Wir haben Pflichten übernommen, Johann Wilhelm.“

Er antwortete lange nicht, dann kam es stoßweise aus ihm:

„Jakobe, du mußt dich erinnern, ich war nit für den Herzogstuhl bestimmt, ich war der zweit Sohn und war geistlich worden in Cöln am Dom. Als der ältest Bruder und Erbherzog verstorben ist, war ich noch Domherr in Cöln und mochte nichts mit den hartnäckigen Geschäften der Welt zu schaffen haben. Und da mußt ich bald aus dem Dom weg hier an den Hof. Du bist klug, Jakobe, du mußt das wissen, ich kann nur im Dom sein, ich kann nit in der Welt viel sein. Ich möcht gern im Dom beten für mein unglücklich Land.“

Sie hielt noch seinen Kopf, sie lauschte noch. Dann seufzte sie leise und ging von ihm weg.

„Könnte ich sagen: bete du weiter, als wäre die Welt ein Dom, armer Prinz!“ Sie trat in die Fensternische und starrte in die bemalten Scheiben, die keinen Durchblick gestatteten. Des Prinzen Gesprächigkeit war erschöpft, was war nun noch weiter zu reden? Die Langeweile kroch auf den Schatten herein, die von der scheidenden Sonne auf die hohen Wände fielen.



Von einem Impuls der Betätigung getrieben, trat sie wieder zu dem Prinzen.

„Nicht dieses Gesicht der Melancholie. Ich lasse dir einen Partner zum Brettspiel herholen, derweil ich zum Vater muß. Ich führe ihn zwei-dreimal durch die Stuben, wird lahm vom Festsitzen, der arme Herzog.“

Der Prinz schüttelte den Kopf.

„Ich derf das nit, ich kann das mager Kammergeld nit verspielen.“

Sie beugte sich zu ihm nieder und lächelte ihn zuversichtlich an: „Ich will, und du mußt.“

„Es ist kein Junker davor da,“ wehrte er noch ab.

„Wer ist anher zum Brettspiel befohlen?“

„Der von Hallen.“

„Der derfs nit sein. Ein anderer —“

„Keinen Junker! Wenn ich allein bin mit ihnen, stacheln sie mich. Ich will keinen Junker!“ brauste er plötzlich auf.

Ihr stolzer Blick glitt über ihn fast peinvoll.

„Prinz, du wirst Herrscher dieses Landes und fürchtest Junker?“

Da ging er scheu von ihr weg.

„Ich werde dir den Knippenberg ordonnieren.“

„Nein —! Er spielt zu fein.“

Plötzlich ward sie sehr lebhaft: „Einen ganz Merkwürdigen sollst du haben, einen, den sie in den runden Turm sperrt haben, einen Nättrischen, aber es steckt was in ihm, Gott weiß: Den laß ich holen. Laß dich's nicht verwundern, denn er kommt im Wolfspelz daher. Der wird deine Kurzweil sein.“

Sie hatte schon einen Bagen mit der Orber zum

Turmschließer gesandt und winkte nun dem Prinzen zum Abschied zu und ging durch die Fensterrotunde des Langbaues zu den auf den innern Burghof mündenden Gemächern des alten Herzogs hinüber. Sobald sie außer Zimmer sich zeigte, folgte ihr in Distanz ein Kämmerling.

Zum Prinzen hinein schlüpfte der Geheimschreiber Arnold, der Auftrag hatte, sofern der Prinz allein war, ihm zur Zerstreuung aus der Chronik des Landes vorzulesen. Der Prinz hielt sich gewissenhaft wach, was man dem alten Herzog nicht nachsagen konnte, denn der schlief sogleich ein und erwachte nur, falls man aufhörte zu lesen. Als die Chronika zu vermelden begann, wie der gelehrte Konrad von Heresbach an den Düsseldorfer Hof kam und Erzieher des damaligen Erbprinzen, jetzigen alten Herzogs Wilhelm wurde und der prinzliche Zögling auch die Freundschaft des Erasmus erwarb, als, wie gesagt, an dieser gelehrten Stelle der Geheimschreiber feierlich seine Stimme erhob — denn er war ein heimlicher Anhänger der erasmianischen Lehre und las die Schriften der Humanisten — traten schnell zwei Pagen ein, stellten sich rechts und links an der Türe auf und meldeten den Hofmarschall Schinkern. Da sprang der Prinz in großer Exaltation auf, doch flüsterte ihm sein Geheimschreiber zu, es zieme sich für den Erbherzog, den Marschall sitzend zu empfangen. Der Prinz setzte sich.

Auf der Schwelle stand schon der Marschall, nahm seinen Hut ab und unter den Arm. Seine Verbeugung war tabellos untertan. Sein Blick streifte den Geheimschreiber und legte ihn wie eine Gänsefeder hinweg. Hilflös saß der Prinz.

„Fürstliche Gnaden,“ begann der Marschall, „der

Order kann nicht statt geben werden. Der Mann im Turm ist als Reker anklaget und strafwürdig. Der Prinz dieses Lands spielt nicht mit einem Sträfling und Reker Brett.“

Der Prinz nickte. Der Marschall fuhr fort: „Auch ist die Zeit nicht danach, sich zu verlustieren. Zur Hochzeitsüberraschung hat uns der Graf von Moers Neuß über-rumpelt. Wir haben es, bevor die Feste vorüber, nicht an die groß Glock hangen, wir haben Sand drauf streut. Jetzt werd der Prinz von Parma hinterhältisch und stürmt ohne viel Worts nahe an unsere Residenz an. Das ist jetzt ein blutig Geschrei. Er hat ohne Unterschied des Alters und Geschlechts die Einwohner niedermeßeln lassen, hat gebrand-schagt wie ein Türk. Es ist viel Jammerns und Elend allbort. Wir haben müssen uns versichern.“ Er trat ans Fenster, riß es auf: „Kommt her, Prinz.“ Gehorsam kam der Prinz. Der Marschall streckte den Arm weit aus dem Fenster. „Was sind das drüben? — Verschanzungen! In der ganzen Umgegend streiten und morden feindliche Parteien, man macht keinen Unterschied mehr, ob Freund oder Feind. Und Spanien überall, wohe es brennt.“ Er faßte den Prinzen scharf ins Auge: „Um das fürstliche Hoflager vor Überfällen zu schützen, haben wir's ver-schanzen müssen — so weit ist's nun.“

Der Prinz wandte sich gequält ab. Langsam hinter ihm her ging der Marschall: „Es laufen böse Gerüchte um — das Volk erboft sich gegen die Spanier, die Eindring-linge —, und weil die Herzogin durch Spanien uns ge-sandt ist — — und weil das nu jetzt in der Residenz nach spanischer Wirtschaft hergeht, da simuliert das Volk — und wird aufgestachelt durch die Cleveschen —, daß Erbherzog

und Herzogin so gefällig sind, im spanischen Interesse Augen und Ohren zu schließen.“

„Da sei Gott vor!“ Der Prinz erhitzte sich. „Ich schicke kein Beschwernus, und man soll mir auch keins schicken. Sagt das dem Jülicher Volk. Ich hab vermeint, in friedfertiger Ruh zu leben, als tät ich noch geistlich leben. Man soll mir Ruh geben. Sagt das dem Volke. Aber man will mir nit Ruh geben, man jagt mir den Harm in Busen, ich schlag mir's aufs Herz, daß soviel Verwirrung ins Land kommt, daß die neue Lehr das Bürgervolk verderbt und dieserhalb das Strafgericht Gottes übers Land kommt und die Kriegsfurie“ — er höhnte seine Stimme zum Grauen — „und der Rhein voll Blut läuft,“ er kauerte wieder zusammen und endete mit fast lallender Stimme: „Sagt das dem Volk.“

Der Marschall stand unbeweglich in der Mitte des Zimmers.

„Mit dieser Antwort bringt man aufgeschreckte Tauben zur Ruh, nicht ein Volk. Der Erbprinz hat kein Glück mit seinen Sendschaften ans Volk. Er enthalte sich.“

Unbemerkt öffnete sich die Türe, ein Page wollte vorauf, da hielt ihn eine Hand zurück, es war die Herzogin. Sie blieb auf der Schwelle und hörte das Weitere. Der Prinz hatte die Hand an die Stirne gelegt und stieß gepreßt heraus:

„Warum bringt Ihr mir unglückliche Zeitung? Ich kann nichts tun.“

„Ein Erbprinz soll wissen und schweigen. Wenn Ihr nun die Verschanzungen um das fürstliche Hoflager seht, so erinnert Euch, daß jetzt der Herzogstuhl mitten im Schlachtfeld steht.“

„Das ist freilich ein böses Erwachen nach sieben Hochzeitsfesten,“ tönte da die Stimme der Herzogin klar und ruhig, und sie kam näher. „Trotzdem irrt Ihr Euch in der Adresse, Marschall. Wer den Wagen führt, ist Lenker, nicht der gefahren wird. Also bitt ich, wer führt den Herzogswagen im Jülicher Land?“

Sie stand nun vor ihm, nahte diesem Manne in vornehm verhaltener Liebenswürdigkeit, aber betonter Bestimmtheit, unbewußt empfindend, daß sie ihm in dem einen immer überlegen bleiben würde: in der angeborenen Noblesse.

Ohne Überraschung oder Befremden erwiderte der Marschall:

„Die Regierungsakte sagt Euch: Herzog Wilhelm.“

„Ihr sagt mir freilich, wer das Regiment hat, — nicht, wer es führt.“

„Ich bin kein Mann der feingedachten Rede.“

„Doch aus der grobgesagten Rede höre ich die feingedachte Tat.“

Mit einer ungeduldigen Bewegung der Marschall:

„Der alte Herzog ist ein kranker Mann.“

„Ein Mann? Verzeiht — ein Kind! Mit weißem Bart wie ein Kind. Man schiebt ihm die blutgetränkte Karte seines Landes zur blöden Kurzweil hin. Herr Hofmarschall, Ihr seid als Maler mehr Diplomat als Genie.“ Sie nickte ihm lächelnd zu und trat zu dem Erbprinzen.

„Die Herzogin macht einen feinen Unterschied. Ich gebe ihr das Kompliment umseitig zurück, sie ist mehr Genie als Diplomat, ansunzt ihr bekannt sein dürfte, daß laut Akte die herzoglichen Räte und Landstände sich in das Regiment zu teilen haben, dergestalt, daß ohne ihr Zutun

und Konsultation der Herzog nichts eigenmächtig beschließen, noch den gemeinen, noch langen Landtag berufen kann.“

„Nun, Marschall, so komme ich auf mein erstes Wort zurück: Ihr seid hier an unrechter Adresse, da Ihr dem Erbprinzen die Macht nicht zugesteht, zu helfen, so gesteht er Euch das Recht nicht zu, zu klagen.“

„Da keine andere Regimentsordnung vorgeföhren —“

„Das ist ein Mangel, Marschall.“

„Es steht mir nicht an, der Kaiserlichen Majestät einen Mangel vorzuhalten.“

„Gewiß, es steht Euch nicht an.“

„Hat die Herzogin sonst noch zu verfügen?“

„Ich bin allerdings glücklich, Euch hier zu treffen. Wir kamen etwas stürmisch von der Kreuzbrüderkirche heim, aber auch betrübt. Die Armen verhofften, wie es hie Brauch zu Hofe, eine fürstliche Hand zu finden. Ihr seht, ich mußte mich ausrauben, wir hatten sonst nichts. — Das Kammergeld steht noch aus.“

„Mögt Eure Beschwerden an die Landrentmeisterei richten.“

„Das Kammergeld bestimmen nicht wir, wie dies an anderen Fürstenhöfen feststeht und notorium, sondern die Räte. Da es ihre Bestimmung ist, muß es auch ihre Sorge sein.“

„Die Sorge hierfür geben wir mit der Anweisung der Landrentmeisterei weiter.“

„So will ich denn an diese Türe betteln gehen.“

„Ist mein Geschäft bei der Herzogin erledigt?“

„Das meine ist's mit Euch.“

Da ging er unter tiefer Verbeugung. Wie dieser

Mann sich bückte, brachte sie auf. Es riß sie hin, ihm mit spöttisch geschürzten Lippen zu sagen:

„Nicht zu tief, Marschall, man kann dann Euer Gesicht nicht sehen.“

Sie glitt an ihm vorüber, so daß der Hauch ihres Atems ihn traf. Er stand hochgeredt und sah sie an, nur einen Herzschlag lang, sie hat diesen Blick nie begriffen, er warf sie bis zur blitzhaften Bewußtlosigkeit. Wild sprang ihr Puls auf — da sank die schwere Bronzetüre hinter ihm ins Schloß.

Von einem stürmischen Drang zur Betätigung aufgejagt, eilte Jakobe an die Metallscheibe neben der Türe, schlug mit einem Holzhammer einmal darauf. Karl Latat erschien.

„Ich lasse die Landrentmeisterei an den Termin des Kammergelds erinnern.“

Draußen stand noch der Marschall, winkte den Kämmerling her.

„Wie oftmal hat man dich mit gleicher Botschaft aus der fürstlichen Kammer gesandt?“

„So oftmal der Hahn dem Petrus krähete, hat der Rentmeister seine Kassa verleugnen lassen, gnädiger Herr.“

„Wie war beim erstmal der Entschuld?“

„Es sei kein Geld in der Kassen, man möge sich mit den Einnahmen aus den Patrimonialgütern bescheiden.“

„Klug, aber nicht schlau, die Patrimonialgüter sind mit Pensionen beschwert. Fürs zweite?“

„Es sei kein Geld in der Kassen, man habe Kontributionen zahlen müssen, um von Kriegsvolk befreit zu sein.“

„Esel! Was hat die fürstlich Schatulle mit der Kriegskasse gemein? — Zum dritten?“

„Es sei kein Geld in der Kassen, man habe der in der neuen Lehr protestierenden Gemeinde Bourg den Kapellan Johann Weinsiepen stellen müssen mit monatlicher Zulag von fünf Talern.“

„Sag dem Schaffner der Rentmeisterei, wann er zum vierten und letztmal kein Geld schafft, laß ich ihn austäupen!“ Kurz und barsch stapfte er davon. Seine Schritte hallten.

Mit umgehendem Bescheid kam Karl zurück ins Annazimmer:

„Die Landrentmeisterei läßt ersuchen, sich an den Haushofmeister zu wenden.“

„So bitte ich den Haushofmeister her.“ Auf Jakobes Stirn lag der Unmut. Sie schritt mit beengtem Atem im Gemache auf und ab, als müsse sie sich wehren gegen unsichtbar um sie gesponnene Netze. Ihr Blick streifte den Erbprinzen, der scheinbar teilnahmslos saß.

„Du tußt nichts, das will ich dir schon verzeihen, aber du sagst auch nichts, dir wallt der Zorn nicht auf, du bleibst stumpf, ganz stumpf —“

Die Lider hoben sich halb von seinen versunkenen Augen, und da sah sie, wie klar und wissend sein Blick war.

„Ich will nichts reden,“ sagte er. Es lag sein ganzes Geschick in diesen Worten, eine Summe philosophischen Nachdenkens und zerbrochener Opposition.

Dann trat der Haushofmeister geschmeidig und devot ein, aber seine Blicke lauerten frech.

„Sind wir nun endlich an der richtigen Futterkrippe, Haushofmeister?“ empfing ihn die Herzogin.

„Gott erbarme! Ich bin Haushofmeister. Wollt



demnach von mir Suppen und dergleichen verlangen, aber ausgemünztes Geld — Gott! Es ist Teuerung im Geld.“

„Ihr seid nicht nur Haushofmeister, Ihr seid auch herzoglicher Rat und habt noch das Amt des Dispensatoren an der Rechenkammer über Renten und Verfälle des fürstlichen Hauses. Ihr laßt Euch zu vielem gebrauchen, Hofmeister, warum auch nicht einmal für eine gerechte Sache?“

„Gott erbarm's, Frau Herzogin! Es ist hie ein mager Land. Man wird frühzeitig lernen müssen, mit dürftigen Passionen fertig zu werden.“

Er wartete auf Antwort. Die Herzogin stand am offenen Fenster, schien gefesselt, überrascht. Nun fuhr sie lebhaft auf:

„Ich seh ein Fähnlein Reiter im Burghof, bergische Reiter mit dem Marschallwappen im Schild, acht Trabanten in roten goldbordierten Wämfern, zehn Heibucke, die neben einem stolzgeschirrten Pferde herlaufen. Der Marschall Schinkern darauf wie der Fürst dieses Landes. Nun seht, so reißt der Marschall mit dürftigen Passionen!“ Sie trat erregt vom Fenster weg.

„Und fragt nun einmal, warum der Erbprinz hier sitzt und grübelt — vielleicht um zehn Taler, die er nicht beim Brettspiel verlieren darf.“

Hinter dem Haushofmeister schlich ein Page herein und meldete:

„Der Landrentmeister.“

Ein gebückter Mann trat mürrisch ein:

„Die Landrentmeisterei ist angewiesen, das fällige Kammergeld zu entrichten.“

„Wer veranlaßt —?“ entfuhr es der Herzogin, und sie stockte.

Der Landrentmeister begann das Geld vor dem Erbprinzen aufzuzählen:

„Hofmarschall Schintern.“

Mit einem hastigen Blick stand die Herzogin wieder am Fenster. Weit im sinkenden Tag sprengte ein Reitertrupp. Ein Helmbusch wehte —

„Bin ich entlassen?“ fragte der Haushofmeister. Sie winkte ihm ab. Das Geld klang, des Landrentmeisters trockene Stimme dazwischen. Die Herzogin stand noch am Fenster. Die Weinberge glühten in purpurnen Gipfeln. Fern drohten die Verschanzungen.

Wie schön das alles war — und wie traurig!

Es ward eine bange, abwartende Zeit. Wer nicht in Staatsgeschäften in der Kanzlei zu tun hatte, lag in dem Schlosse der Eintönigkeit des Dienstes ob. Das Prinzenpaar fuhr nicht mehr zu Schiff, denn die Umgegend war unsicher. Selbst der Kirchgang unterblieb ein für allemal, um so häufiger wurde das Pagenkorps zum Dienst in der Hofkapelle befohlen. Dieser Kirchendienst mit seinen komplizierten Verneigungen und dem Kniebeugen zum Hochaltar, nach der Hofloge, war in der Pagerie übel verschrieen, insbesondere machten der Dhauner und ein paar andere aus der Augsburger Konfession im geheimen Opposition, denn für sie war dieser nieverstandene Kult mühsamer als das Servieren der Riesenplatten bei der Tafel. Auch fiel nichts dabei ab, kein feines Abendessen oder pro Kopf eine Flasche Rheingold. O, ein langweiliger Kirchendienst mit steifem Prunk und endlosen Gesängen, und die Domina kniete in der Weihrauchwolke wie in Visionen. Es wurde ärger und schlimmer mit der Domina als zu Zeiten der bigotten Prinzeß. Mochte der Fechtmeister wie immer

reden, die Domina langweile sich und verfallt deshalb in pomphafte Kirchenfeiern.

Es gab schönere und nützlichere Beschäftigung, zum Beispiel der Pagerie endlich den üblichen Antrittsbesuch zu machen. Setzten sich hin und schrieben insgesamt eine Petition an die illustrissima Domina, schrieben an den Kopf des Briefes: Laus deo! und setzten ein schön gemaltes Datum hinzu. Von Fräulein von Hall erfuhren sie, die Domina habe das Schriftstück gelesen, genehmigt und in die Dariusvase gelegt. Die Dariusvase, eine schlimme Vase, verführerisch von außen, ein Prachtgefäß aus gebranntem Ton und mit roten Figuren auf schwarzem Grund, stand wie ein Monument im Schwanzzimmer, und was in diesem Monument verschwand, war gelesen, genehmigt und vergessen. Da gingen die Jünglinge sehr gegen die kleine Hall an, steckten ihr Zuckerwerk in den Schuh, das sie von der Tafel beiseite gebracht hatten, mit der Aufforderung, die Domina an die Pagerie zu erinnern wie die Sklaven Darius, den Perserkönig: „Herr, gedenke der Athener!“

Daraufhin lag am Sonntag neben jedem Gedeck in der Pagerie eine Weintraube von der Domina. Die Jünglinge schrien:

„Wir wollen keine Trauben, wir wollen die Domina!“ Und — aßen die Trauben.

Am folgenden Sonntage wurde das ganze Schloß bis herab zum letzten Waffenspüßer und Läufer überrascht durch eine seltene Blume, die jeder im Gürtel zu tragen hatte. Es mußten viele nichts damit anzufangen. Und als das Budget mit einer Blumen Ausgabe belastet werden sollte, schrieb der Landrentmeister an den Rand: „Ja wenn Blumen zum Fressen wären.“

Danach verfiel Jakobe mit leidenschaftlicher Liebe aufs Lautenspiel. Die warme Sonorität ihrer Stimme schwoh in gedämpften Sehnsüchten über die stillen Burghöfe. Sie spielte bis spät in den Mondschein hinein. Die Luft hing überm Rhein wie auseinander gespannte seidenblaue Gaze, und der Rhein wellte in gedämpftem innerem Aufruhr.

Versunken wie in Märchen saß der Erbprinz bei ihr und ließ seine unstete Seele forttragen in eine süße Unendlichkeit hinein.

Es kam dann Prinzess Sybilla mit leidtragendem Gesicht zum Prinzen allein.

„Bruder, ich möchts Jakoben wahrhaftig nit zu Leid sagen, aber das geht nit, das mit dem Heibelbideldum und Gaudium bis spät in die Nächte. Die Schloßleut tragens ins Land hinaus, und es möcht übel vermerkt werden, daß ihr hier euch verlustiert, wo das Land in großer Not ist.“

„St! Wir derfens nit,“ sagte dann am Abend der Erbprinz, als Jakobe zur Laute griff. „Die Verschänzungen stahn fast vor unserm Fenster, wir derfen nit singen.“ Da hing Jakobe die Laute an den Löwentopf und hochte verdrossen auf den Divan nieder.

„Was dürfen wir tun?“

Er zuckte die Achsel. Der Verdruß machte sie bitter: „Ich muß mich freuen können, um stark zu sein. Ich bin nicht von euerer Art, ihr laßt die Tage an euch vorüberschleichen und denkt an das Ende aller Dinge. Ihr lebt nicht für das Leben, sondern für das Ende. Ich aber kann nicht das Ende ansehen, wenn ich leben soll. So ist meine Frommheit, und ich hab ihr viel opfern können. Laßt mich also froh oder traurig sein, wie ich kann.“

„Was nützt dann, wenn wir reden?“ sprach er apathisch. Ihr stetiges Aufbäumen schien ihn zu belästigen.

Sie sprang auf in einem festen Entschluß:

„Wir werden ein Fest geben.“

Er lächelte vor sich hin, ein Lächeln, das lähmend auf alle Entschlüsse fiel.

Da brach in jäher Leidenschaft aus ihr:

„Ich werde wahnsinnig in dieser trostlosen Langweile.“

Nun stand er auf und bemühte sich, das Fenster zu öffnen.

„Laß nur,“ sagte sie rauh, „die Verschanzungen, ich weiß. Sie stehen da wie unser Grab. Wenn wir den Mund zum Lachen stellen wollen, zeigt man uns die Verschanzungen. Was ist denn von all dem Angebrohten geschehn? Nichts. Man will uns mit diesen Kriegsplanken schrecken und im Zaume halten, wir leben hier wie gutgepflegte Königstiere im Käfig. Jetzt aber will ich wie eine Fürstin und nicht mehr wie ein Kärntnerweib leben. Ich habe so die Edukation gehabt und geh tot in dem Zülicher Kerker.“

Mit großen vorwurfsvollen Augen sah er nach ihr: „Ich will nur dich und bescheid mich so.“

Sie hätte hohnlachen und weinen mögen, doch stand sie stumm und gab keine Zuckung ihres Innern preis. Sie sprach nun in sanftgezügelter Herablassung, in fremder Güte, die fast kalt war: „Meine erste Bitt, Johann Wilhelm; wir müssen etwas tue, der Hof hie hat kein Ansehen und keinen Dekor. — Wir müssen ein Fest geben. Das Volk will Glanz sehen, dann weiß es erst, daß der Hof da ist. Hörst du mich, Johann Wilhelm?“

Er nickte heftig: „Ja, frage den Hofmarschall.“

Da ging sie entmutigt, und als er in den folgenden Tagen nach dem Feste fragte, sagte sie leise: „Wir geben keine Feste.“ Aber sie wollten nun Brett spielen. Das sänge und klinge nicht, fügte sie hinzu. Er warf ihr einen scheuen Seitenblick, als habe sie da blickhaft ihre Seele enthüllt, die sie wie ein Kostbares den Blicken entzog.

Sie spielten Brett, sie ließ ein neues anfertigen mit eingelegtem Elfenbein und Silberbeschlag und Figuren aus Kristall. Sie spielten stumm lange Stunden, sie spielten schon während des Frühstücks.

Die Herzogin sagte zur Hall: „Wir spielen uns bewußtlos.“ Und die Hall wußte nicht, ob Spott oder Schmerz durchklang. Doch hielt nun die kleine Hall die Stunde günstig, um ein diplomatisches Manöver en miniature zu inszenieren. „Die Pagen bestehen auf ihrem Privileg,“ erinnerte sie.

„Die Pagen oder — der Pagenmeister?“ fragte die Herzogin und fixierte ihre Hall.

„Grad heraus — es wär ihm hoch dran gelegen, den Generalpardon zu erlangen.“

„Erhalt er aber nicht, ich werd ihn noch lange sperren.“

„Doch — die Domina kommt,“ beharrte die Hall in alleruntertänigster Hartnäckigkeit.

„Ich werd kommen und sehr ungnädig sein.“

„Soll ich einen Trauermarsch vorbereiten?“

„Um dir das auszutreiben, gehen wir au moment meme. Der Kämmerer soll die Kanzlei benachrichtigen.“

Die Domina kam, sie kam wieder mit Beweisen ihrer Gunst, sie brachte ‚das Nürnberger Eierlein‘, die kunst-

volle Taschenuhr, die ihr der Vetter Kurfürst von Cöln zum Hochzeitsgeschenk gemacht. Sie sollte einen Monat in der Pagerie verbleiben. Der Haushofmeister, der mit der Oberhofmeisterin und der Hall im Gefolge war, stellte fest, daß die Gunst der Domina wie ihre Politik sei — generös wie eine lyrische Chanson und auch so unpraktisch.

Die lieben Duben waren beim Fechten auf der Burgwiese, die blank und grell lag mit den springenden schwarzen Reflexen der Fechter. Sie übten mit entblößtem Oberkörper und blauen Hauschhosen, den Lendengürtel festgeschnürt. Die Muskeln schwangen unter der gebräunten Haut, die Klinge flüzte durch die Sonnenluft. Herrgott, wie sie da unter den fürstlichen Augen hauten! Der Schweiß rann ihnen herab. Der Fechtmeister zwischen ihnen mit der gewandten Energie des Renommagefechters, der sich immer bewußt bleibt, daß er vorführt.

Ihr Dank fiel kühl aus. Er mißfiel der Herzogin, doch seine unverwüßliche Kühnheit fing an, ihr Interesse zu wecken. Auch stand er nun wie ein Gladiator vor ihr, ein Körper wie fleischgewordene Skulptur.

„Exotisch wie ein Bandit,“ wisperte freilich der Haushofmeister, „er versteht sich bei seiner Domina in Szene zu setzen.“ Da flog ein Blick der Hall zu ihm her. Was wollte die Hall?

Und schon schritt die Herzogin weiter den Fechtplatz hinunter. Im Vorübergehen streifte den Junker die Frage: „Wo habt Ihr Schule gemacht?“ Da folgte er in ehrfürchtiger Distanz, antwortete leise und betont:

„In England, bekanntlich die bestdisziplinierte Pagenschule und in der ungeheuern Gnade Elisabeths.“

„Die Bagenschule oder er?“ wisperte der Haushofmeister.

„Ihr wart en service der Königin?“ fragte die Herzogin schnell.

Er streckte seinen nackten Arm aus: „Sie hat mir einmal einen Becher aufbrennen lassen.“

„Ex poena?“

„Ex gratia.“

„Sie hat Euch zum Mundschent gemacht?“

„Wenn der erste Bart Schatten werfe.“

„Da seid Ihr in Ehren geblieben?“

„Da bin ich in Ehren davongelaufen.“

„Mehr kühn, als klug.“

„Mehr vorsichtig, als klug. England ist ja heunt ein vorsichtiges Land, man sieht so viele Menschen an ihren Kopf fassen.“

„An ihren Kopf fassen?“

„Ob sie ihn noch haben.“

„Ist nicht das englische Haus mit dem Jülicher in Relation?“ wandte sie sich nach dem Haushofmeister zurück, doch war dieser mit dem Gefolge diskret zurückgeblieben.

Der Junfer griff die Frage auf: „Anna von Cleve — das Annazimmer ist nach ihr benannt — hatte das Malheur, Heinrich VIII. als dritte Gemahlin zu überraschen. Holbein hatte die Untat in Ol begangen, eine schöne Anna auf Leinwand zu schicken, als dann Cromwell das linksche und etwas verblichene Original herüberbrachte, ließ es ihn der enttäuschte König dadurch entgelten, daß er ihm, nicht etwa den Hut, sondern gleich auch



den Kopf mit abnahm. Unsere Clevische aber wurde verstoßen.“

Von einem sie stark interessierenden Gedanken erfaßt, blieb die Herzogin stehen: „Und sahet Ihr Maria Stuart?“

„Ich stand am Schafott des Herzogs von Norfolk und sagte mir, das muß eine wunderbare Frau sein, für die er sein Leben einsetzt. Dann sah ich sie selber durch dreifach Gitter ihrer Gefangenschaft im Garten in der Sonne stehen. — Wie ein aus dem Dickicht gescheuchter Königstiger, scheu und stolz und schön —“

„Nun? Ihr schweigt.“

Seine Blicke hingen an ihr fest, seine Worte zerbrachen; ihr erstauntes Lächeln forderte heftig Antwort, da vollendete er, noch immer den Blick auf sie: „So stand sie!“

Die Herzogin wandte sich und ging langsam zurück. Er mußte angestrengt hinhorchen, was sie nun sprach:

„Maria Stuart traf in Schottland etwan die Verhältnisse wie hiezuland. Hat gegen den Calvinismus anzu gehen müssen.“

„Ja, denn sie war jung und fromm.“

„Es bedarf keiner Entschuldigung.“

„Gewiß nicht, — nur der Erklärung. Sie war jung, schön, fromm; solche Fürstinnen werden immer unglücklich. Aber sie verstand Feste zu feiern.“

„Man hörte davon in München durch Romanzen-sänger.“

„Es gab Feste, von denen nicht berichtet ward — fünf Schritt vom Thron begann erst das Pläzieren der Schottentönigin.“

Die Herzogin hatte das Gesicht erhoben, als lauschte sie mit gespannten Sinnen: „Sie feierte ex officio —“

„— und amüsierte sich in den Waldschlössern gefälliger Abeligen.“

„Zu was nuß?“

„Das Decorum der Königin blieb gewahrt.“

Da schritt die Herzogin zu ihrem Gefolge zurück.

Im Schloß winkte sie den Haushofmeister heran.

„Wir mögen vor Sonnenuntergang einen Ritt machen, fällt das auch unter Euerer Sanction?“

Er knickte in tiefer Verbeugung zusammen: „Die Botschaft geb ich dem Hofmarschallamt weiter.“

„Die Sorge um uns übt scharfe Kontrolle.“

„Aber immerhin wollen Durchlaucht bedenken, daß es die Sorge ist.“ Sie ging und ließ ihn stehen, da sah sie, daß er bis zu den Annazimmern noch im Gefolg war. Sie wandte sich nochmals zu ihm: „Dann ist vielleicht auch schon der Weg meiner Exkursion vorgezeichnet.“

„Ich möchte eine riskante Wette machen, daß Durchlaucht nicht über die Drostei hinauskommt.“

„Und welcher Gastfreund bewohnt sie?“

Da schwang die schmale Gestalt wie Gummi auf: „Ballant.“

„Durch keinen Kurier zu benachrichtigen,“ sagte die Herzogin schnell, und in einem ungewissen Gefühl: „noch weiß ich nicht, ob unser Weg zu Ballant führt.“

Als die Sonne in den Rhein sank, kam Order des Hofmarschalls, daß die Eskorte zur Drostei bereitstehe. Sechs Lanzenreiter aufgereiht hinter dem Gefolge. „Wie zu Kriegszeit,“ sagte unbedacht die Herzogin.

„Es ist Kriegszeit,“ nickte der Erbprinz fast vorwurfsvoll.

Der Ritt ging durch die niederrheinische Ebene in das schwere feierliche Leben dieser gesegneten Landschaft. In die Dunstferne der nebelnden Abendluft hob die Drostei ihre felsige Silhouette. Ein Horn heulte vom Turm. Hauptmann Katterbach, der Reiterführer, steckte den herzoglichen Wimpel auf die Lanzenspitze, da erschien schon Pallant im verschönrkelten Bogen des Lozes, empfing still und fein seine Fürstin. Er hatte eine Battenberg zur Hausfrau, stattlich und von stolzen Fundamenten wie das DrostenhauS. Sie eilte der Fürstin in der Halle, wo die monumentale Treppe ins Haus führte, entgegen.

„Liebden, wir wollen in den Wald,“ sagte die Herzogin gut aufgeräumt und legte der Battenbergerin den Arm auf die Schulter. „Schickt ein kaltes Essen mit und ohne Umständ.“

Die Battenbergerin ging mit hochrot erhitzten Bäckerchen. Ohne Umständ! Weiß eins, wie man für ein Duzend Leut kalt Essen ohne Umständ besorgt? Sie ist eine schlechte Hausfrau, die Badische, liebwert und schön zwar, aber von kalt Essen ohne Umständ hat sie schlechte Begriffe. Da kam der Himmel der guten Hausfrau zu Hilfe und ließ ein Rheingewitter auffahren, das die Erde aufzustampfen schien. Nun und so kommt die Hausfrau beweisen, daß ein warm Essen, rundum am Spieß gebraten, auch kein Ziegenleder sei.

Beim Mahl tauchte aus dem Gemäuer der und dieser auf, der der Herzogin interessierte Blicke wachrief, freilich zur stillen Verlegenheit des Hausherrn; sein Haus war ohnehin als ‚Lutherburg‘ in der Residenz schlecht gebucht,

und daß nun die — Papistin quasi auf Überfall kam, war's Zufall oder —?

Da war das lange Gestell eines Mannes, der seinen Flausrock bis zum Halse hinauf zugeknöpft trug, ein Abtrünniger, sein Name machte die Düsseldorfer Gefolgschaft betreten — Vikar Clopreis.

Der Hofmeister des Erbprinzen hielt die Herzogin von einer peinlichen Frage zurück, ihr Lächeln schwand, die hochgewölbten Brauen rückten zu abweisenden Linien zusammen.

Und ein bartloser Mann saß am bescheidenen Plätzchen, den sie den frommen Antonius nannten.

„Präbikanten, nichts als Präbikanten,“ flüsterte der Hofmeister.

Auch Veit Dietrich mit seinem Kahlkopf und dem Kranz von Nackenhaaren.

„Er ist Geheimschreiber des Herzogs in Preußen, Euerer Schwägerschaft und Gegnerschaft, und jetzt hie, um die Verwandtschaft mit Nachrichten über die neue Lehre zu versehen.“

Fortgeweht war der Zauber ihrer Liebenswürdigkeit, das Gesicht, das vordem noch in der weichen Melancholie schlaffer Müde hinlächelte, war von einer Blutwelle stolzen Zornes überflutet, sie setzte den Becher, den sie schon an die Lippen nahm, nieder, sie wollte keinen Trunk in diesem Hause nehmen.

Pallant hatte sie von Anfang an beobachtet, er wußte, was kommen mußte. Aber sein Entschluß stand fest: diese ungewöhnliche Frau sollte sein Haus nicht verlassen, ohne aus seinem Munde die Lage der Dinge zu erfahren. Wenn es eine Vorsehung gab, — nun, so hatte sie gut gelenkt.

Er gab seiner Hausfrau einen Wink, und diese führte die abschiednehmenden Gäste so, daß Pallant mit der Herzogin allein auf der Schloßaltane blieb.

„Meine Fürstin bricht unfreundlicher auf, als sie kam,“ begann er fast in leiser Demut. Damit hatte er ihre verhaltene Entrüstung entflammt.

„Wenn man in einen Hinterhalt gerät, bricht man nicht auf, sondern man flieht.“

„Ich würde Durchlaucht nicht zu mir geführt haben.“ Das hieß: es befremdet mich, daß du zu mir gekommen bist. — In der That, sie hatte sich zu rechtfertigen. Aber wer dirigierte sie in die Drostei? War nicht alles wunderbar schnell und geleitfertig bereit — und der Haushofmeister war der Vater des Gedankens!

Die Fürstin schwieg in tiefem Erschrecken, sah mit fremden weiten Blicken ins Land. Die verblaßte Glut der Sonne illuminierte das Wiesental. Menschenschatten wehten darin, Bauern, die vom Felde heimkehrten und frommen Gruß murmelten und mit hochgetragendem Kopfe schweigend weitergingen. Männer mit kindlicher Seele und siegmütigen Stirnen, Rheinlandmenschen. Als sie unter der Altane, die breitausladend über den Wiesenweg hing, vorüberzogen, bat Pallant die Fürstin zurückzutreten.

„Ich wünschte nicht, daß Durchlaucht durch einen Gruß verletzt würde, der ihr nicht gilt.“

Da zogen sie vorüber und grüßten: „Der Friede sei mit euch.“

Pallant neigte sich über die Brüstung: „Das muß wahr sein.“

Als er sich dann zur Herzogin zurückwandte, sah er

ihre verschatteten Augen in inbrünstiger Leidenschaft glühenden Hasses.

„Kennen sie mich?“ hastete ihre Frage heraus.

Pallants friedvolle Blicke ruhten auf ihr. Dieser Mann war nicht zum Feind zu bewaffnen: „Die Herzogin von Jülich hat noch nichts getan, um erkannt zu werden.“

„Man weiß, warum man mich an den Düsselborfer Hof gebracht hat.“

„Doch sollte Jakobe von Baden sich wie Schergen schicken lassen?“

„Ihr widerseht Euch dem alten Glauben.“

„Nein, Fürstin, man widerseht sich u n s e r m Glauben.“

„Das ist zweizüngig, Pallant, man wird in den Glauben geboren wie in den Schoß der Familie.“

„Dann haben wir zu beweinen, daß Jakobe von Baden ihrem angeborenen Glauben entrißen wurde.“

Sie stand in vollendeter Haltung, ihre Wimpern senten sich über die lohenden Blicke, aber der Busen arbeitete wie unter Lasten.

Pallant sprach in stillen Worten gläubigen Vertrauens: „Glauben ist nicht Streiten. Wo sie stritten, trugen sie nur die Farben des Glaubens, und wer den Glauben sehen wollte, sah nur das Panier, und das Panier war ihnen lieber als der Glaube. Glaube macht keinen Lärm, und Christus war kein Krieger. Aber Partei macht Geschrei. Herzogin, wir haben nur Geschrei im Land! Wir streiten nur mehr mit dem Panier des Glaubens. Katholische und kalvinische Partei nominirt man uns, katholisches und kalvinisches Geschrei ist's bloß. Und der größte Sieger

war gewiß der lauteste Schreier. — Ich weiß nicht, ob meine Fürstin so lärmvoll betet?“

Er sah, wie ihr Mund leise zuckte und das ganze Gesicht sich zu weicher Schmerzlichkeit veränderte. Sie streckte ihm ihre Hand hin: „Jetzt tut es mir leid, daß wir Euch zuwider sein müssen.“

„Er ist Uns stet zuwider der Drost!“ sprang da heftig aus der Tiefe des Gemaches her die gejagte Stimme des Erbprinzen. „Er hat durchseht, daß ihme nu das Sakramente unter zweierlei Gestalt gereicht wird —“

„— was dem Herrn Vater, dem Altherzog, längst gewährt ist.“

„Er hat sich widersezt den Bisitatoren —“

„Es kann kein Jesuit unparteiisch richten, da er vom Brote der Unduldsamkeit lebt.“

„Gegen die Ketzerei angehen —“

„Das ist der Jesuiten Geschäft, und wo sie den Ketz nicht finden, schleudern sie die Verkezerung.“

„Es werd Euch bald den Kragen schnüren, man schont Euch noch, aber man werd Euch Euer Drostnamt nit lassen, man werd Euch auch als Kammermeister den Beutel nit mehr füllen.“

Pallant neigte den Kopf: „Ich bin unter Eurem und der alten Durchlaucht Regiment in Ehren zu Jahren gekommen, aber was gegen meine Conscience ist, werde ich mit Verlust aller Ehren schmerzlos ertragen.“

Da sanken die Schultern des Erbprinzen schlaff, und sein Blick flog hilflos zur Herzogin. Sie sah noch unverwandt nach ihm, in das jäh aufgleißende Licht seiner verschwommenen Augen. Was glühte dort unter Asche?

Sie trat schnell zu ihm und ließ sich aus der Burg führen.

Heimritten sie in das farblos Ungewisse des Abends. Die Flur lag wie ein verschleierter Betstuhl. Als flüsterte das Gemurmel noch in den Lüften: Der Friede sei mit euch!

Und so, wie mit heimlichen Schwüren die neue Lehre durchs Land zog.

Verstört und nachdenklich war die Herzogin von dem Austritt zurückgekommen. Er hatte feurige Gedanken in ihr aufgewühlt, sie rollten ihr in die Faust. Aber was vermochte sie mit gebundenen Händen? Sie schickte lange Schreiben an den bayerischen Hof, beschwor den hochgeporenen Fürsten und freundlich lieben Herrn Vetter, der fürstlichen Person in Düsseldorf mehr zu Ansehen zu verhelfen.

„Meinen liebden Gemahl werden sie alsbald unter's Gras ducken, sie hören nit mehr auf ihn als auf die Raß in der Kornkammer. Was soll man dann hie tun? Im Alkoven sitzen und stumpfsinnig werden, wie zwei Herzöge schon gemacht sein.“ Schrieb auch von dem schmalen Kammergeld und der fürstlichen Nothdurft bei Hofe und daß sie gezwungen seien, bei Krämern Schulden zu machen.

„Bin ich an einem Wollwirkerhof?“ schwoll ihre Entrüstung.

Nach solch stürmischen Ergüssen war sie erleichtert — und nichts mehr. Die Antwort darauf war immer dieselbe: Geduld! Es sei schon genug Unfried im deutschen Land, daß man zurückhalte, gegen einigermaßen bestehende Verhältnisse anzufragen.

Und saß so wieder mit vergrabenen Sehnsüchten im



goldenen Käfig. Auch ihre kleinen Exkursionen machte sie nicht mehr, es widerstrebte ihrem Fürstenstolz, sie wie Gnadengeschenke aus der Hand des Hofmarschalls entgegenzunehmen.

„Und was für Gaudium!“ stachelte die Hall, „wir sein geritten wie ein gestiefelt Amphibiennest — das hat er gesagt —“ und da der Herzogin Blick fragend zu ihr herzuwachte: „der Better.“

„Euer Junker?“

„Ich hab keinen.“

„Nun gut,“ sagte die Herzogin plötzlich, „so soll er's besser einrichten.“

„Der Junker —?“

„Euer Junker.“

„Die Exkursion?“

Und langsam die Herzogin: „Er weiß doch, wie man in Schottland Feste gefeiert hat.“

Da mußte die kleine Hall den Junker herholen. Sie ging in einem ungewissen Angstgefühl, wie man durch gefährliches Dickicht muß.

„Wir wollen nicht mehr wie Amphibien reiten,“ empfing ihn die Herzogin, „darf man also fragen, wie der Junker es machen will?“

„Ich nehme nicht soviel Antworten aus dem Leben heraus, Durchlaucht.“

„Ja, Ihr wandelt auf der Menschheit wie auf einem Blumenteppeich.“

„Wie kann Durchlaucht Blumen so tief einschätzen! Doch weiß ich bestimmt, daß nicht alle Menschen Canaillen sind, aber bestimmt weiß ich, daß alle Canaillen Menschen sind.“

„Ihr seid furchtbar stolz darauf, Euch furchtbar schlecht zu machen, Junker.“

„Weniger als das, Durchlaucht, ich setze gern alles aufs Spiel, um in der angenehmen Angst zu leben, vielleicht alles verlieren zu können.“ Seine Augen leuchteten in kühner Gewaltjamkeit. Er riß ihr Interesse an sich, das sie ihm in stolzer Abwehr entzog.

„Arrangiert einen Ausritt,“ sie winkte ihn kurz ab.

„Mit ganzer Vollmacht?“

„Für diesmal — um die Taten Euerer Zunge zu prüfen.“

Da gab er die geheime Parole: Vermummt zu Pferde!

Mit der aufgehenden Sonne stob die seltsame Kavalkade durch ein Pfortchen der Werft — hinausgestohlen aus dem Schlosse, in Husch und Saus durch die Rheindörfer. Raun von den Bauern gesichtet, war der Herzenspuk schon vorüber. Schwarze Mäntel und Talare flatterten im Morgenwind. Lagerten im tiefen Wald, schossen wild zur Warnung, es soll da keiner sich heranwagen! Spanische Reiter! sprang das Gerücht auf, und man verriegelte die Hütten.

Es sein Kurcöllnische! ängstigte man sich.

Zum Abend überrumpelten sie dann eine idyllische Burg zwischen Wingerten, warfen Raketen wie zischende Feuerschlangen über die Mauern — und so spielerisch verzwegen, schreckhaft. Die Burg kam in Alarm, man rüstete zur Gegenwehr — da prallte der Ruf über die Wehr hinauf: „Der Herzog!“

Johann Wilhelm war wie aufgeschüttelt, die kindlich tolle Freude, der Hofkamera ein Schnippchen geschlagen zu haben, hob ihn in unternehmende Stimmung.

„Wir werden die eigene Residenz beschießen!“ frevelte er. Aber ebenso heftig kam der Rückfall in Verzagtheit. Wie wird das auslaufen? Der Schloßherr und seine Hausfrau, die lange schon den Ehrgeiz hatten, bei Hofe zu verkehren, richteten ein Nachtmahl mit einundzwanzig Gängen her, frischgeschossen Wild, das die Troßknechte aus dem Tann schleppten. Da der Erbprinz ein starker Esser war, vergaß er über Speis und Trank seine liebe Not, aber Jakobe wußte, daß er hartnäckig immer wieder auf einen eingebohrten Gedanken zurückkam. Sie winkte den Junker zu sich, er solle den Prinzen ans Brettspiel bannen.

„Drei Siege gesteht man Euch zu, das übrige für den Prinzen,“ sagte sie unzweideutig.

„So werden meine Verluste der dreifache Einfaß meiner Siege sein,“ überlegte er ohne Eile — „Was gewinne ich bei dem Verlust?“

„Vielleicht die verlorene Gunst Eurer Fürstin,“ klang ihre verheißende Stimme.

„Vielleicht?“ fragte er leise und gedehnt, „mein Verlust ist gewiß, also muß auch mein Gewinn so sein.“

Sie erstaunte: „Ihr handelt mit mir wie ein Jude?“

„Aber Ihr spart mit mir, Frau Herzogin.“

Sie empfand seinen Blick, der sie nicht verließ, unbehaglich, sie empfand auch, daß er wie ein Buschreiter vorrang und immer mehr Terrain um sie gewann. Im gefürchteten jähen Wechsel ihrer Stimmungen ließ sie ihn hochfahrend an:

„Ich wünsche diesen Ton der Konversation nicht.“

Sie war vorüber, und er stand noch in scharmanter

Devotion. Da klatschte ihm eine energische Hand auf den Kopf:

„Bravo! Der Schuß sitzt.“

„Fein-Anna,“ er haschte nach ihrem vorbeiraufschelnden Kleid, „aus unsrer Heurat wird nichts, im Sommer ist sie mir zu heiß, im Winter zu kalt.“

„Ich würd eh ein Hund mit einem Gut heiraten.“

„Ich habe die Gunst der Domina gewonnen.“

„Ihr habt sie verloren.“

„Euch ist nit wohl. Recipe: Die Domina hat ihre Gunst an mich verloren.“

„Recipe: das ist Unsinn.“

Er lächelte ihr nach, er lächelte wissend. Dann setzte er sich mit dem Erbprinzen ans Brettspiel. Seine verstohlenen Blicke folgten wie stille flammentragende Nachläufer der Herzogin. Er verlor dreimal und piff leise Worte glühender Leidenschaft.

„Attrapez!“ rief der Erbprinz und heimste frohlockend auch den vierten Gewinnst ein. Der Junker stand auf, da riß ihn der Erbprinz auf seinen Platz zurück, er wollte weiter spielen, weiter — weiter —

Die Herzogin sah nach dem Tische her. Da sprach der Junker:

„Ich habe meine Siege verloren, ich habe nun nichts mehr zu verlieren.“

Das Gewand der Herzogin streifte da an seiner Schulter vorbei.

Die Rheinschiffe schwammen im Morgennebel in unsicheren Silhouetten, als der reitende Mummenschanz über die Werft in die Residenz einsprengte.

Bis in den Nachmittag hinein waren dann die fürst-

lichen Gemächer verschlossen. Zu Abend ließ die Herzogin Hofafel ansagen und befahl den Hofmarschall Schinkern dazu. Der Gedanke kam ihr wie ein kühner Raufsch.

Der Hofmarschall war ein schweigjamer Gast. Die Herzogin verschwendete viel Liebenswürdigkeit an ihn. Da keine Andeutung von dem abenteuerlichen Ritt fiel, richtete Jakobe unvermittelt die Frage an den Hofmarschall:

„Es sind Reiter heunt früh über die Werft geritten?“

„Allerdings.“

„Hat man Wissens, wer sind?“

Der Hofmarschall, im Begriffe den Pokal zum Munde zu führen, hielt inne, und so zwischen Lipp und Kelchrand: „Sie waren vermummt. Und es liegt kein Anlaß vor, neugierig zu sein.“

Nun wurde das eine Zeit voll heimlicher Abenteuer. Die Adeligen der umliegenden Schlösser überboten sich, ihrer jungen lebenslustigen Fürstin zur Flucht aus dem goldenen Käfig zu verhelfen, ihr mit verschwiegene Feste die Langweile ihres unglücklichen Hausstandes zu unterbrechen.

Sybilla schrieb an ihre Schwester, die preußische Herzogin, daß man das wahrhaftig mit mehr mit ansehen könne, daß sie viel lieber in den tiefen Wald flüchten wolle, als neben solcher Verlufterei leben.

„Sie verderbt uns den Herrn Bruder,“ schrieb die Preußin zurück. Da trieb das Gewissen die fromme Sybilla an, dem Bruder eingehend die Leviten zu halten. Sie verhißte sich sogar zu der zornigen Meinung, das sei Luderei und Verschwendung, weswegen denn auch alles Ungemach, Not und Krieg über Land komme.

Mit Gottes Strafgericht war der Prinz immer ein-

zuschüchtern, und da er nun zu grämeln begann und mit grüblerischem Nörgeln gegen die Exkursionen anging, zuletzt störrisch sich ins Zimmer bei dem alten Herzog einschloß, so zog man ohne ihn aus.

Umfomehr, als Graf Dhaun auf einer seiner rheinischen Besitzungen Gastgeber war und die Herzogin der Meinung blieb, man dürfe grade diesem einflußreichen Manne kein Refus geben. Man fuhr daher im Galawagen mit sechs federbuschgeschmückten Rossen, das erste Gespann ritt der Oberstallmeister, neben den zwei folgenden ritten rechts und links je ein Stallmeister. Hinter dem Wagen zwei Bereiter und zwei Pagen.

Bei dem Dhauner färbte sich die Gesellschaft interkonfessional. Doch herrschten Vertreter der Augsburger Konfession vor. Auch einige aus der Brüdergemeinde, die im Palmenhaus zu Düsseldorf zu den Versammlungen sich einfanden. Auch Landhofmeister Bongart, der weder römisch noch lutherisch, sondern wie man sich's macht, sein sollte. Viel bemerkt wurde, daß die Herzogin ihren ersten Leibarzt mitbrachte, einen Grobsack, der seinen Fürsten mit Pflastersteinen der Wahrheit aufwartete: „Denn da am Jülicher Hof kein privilegierter Schalk ist, so müssen wir alle zum Narren werden.“

„Wahrhaftig, wir haben keinen Hoffschalk,“ sagte die Herzogin.

Da eilte der Dhauner ins Gefindehaus, haschte von seiner Schaffnerin das bunte Busentuch, kam in den Bankettjaal zurück und rief:

„Ich hab die Ehre, der Jülicher Herzogin Hoffschalk zu sein!“ schlang das Tuch wie eine Schellenkappe um seinen stiernackigen Kopf und warf seinen Nackenkörper zu

Füßen der Herzogin. Wie ein berauschter Goliath lag er, seine verben Späße schallten, und die Tafelrunde lachte in schwülheimlichem Ergötzen, und es wurde eine Atmosphäre von blaudentendem Kerzenschwelen, Menschenatem und Weingeruch.

„Wenn er nichts mit der Hand zu due hat, macht er's mit dem Maul,“ schnauzte der Hofarzt.

„Wenn wir nichts Besseres zu due han, amüsieren wir uns damit, einen Zülischer Herzog zu machen,“ dröhnte der Dhauner zurück.

„Er vergißt, daß er an der Fußspitze der Zülischer Herzogin liegt,“ rief in tiefstem Daß Landhofmeister Bongart.

„Verzeiht,“ nickte der Dhauner zur Herzogin hinauf, „ich bin heunt nit zu Hause, dadrum kann ich nit selber vorsprechen.“

Da schob unter der Edelsteinborde der kleine Fuß im Seidenschuh hervor und mit leisem Tasten auf den gefährlich schwankenden Mund des Recken.

„Und sie wird der Schlange den Kopf zertreten!“ lallte Johann Weinsiepen, einer der zweifelhaften Pastores, der nur Meßwein vertrug.

„Man soll sehen, daß ich ein Lindwurm bin und keine Schlange,“ knirschte der Dhauner unter dem Schuh der Herzogin. Da drückte sie ihn fester und stand da hochaufgerichtet wie eine Walküre, rief mit heißem Atem:

„Ihr Nibelungenhelden! Was soll dem Lindwurm geschehen?“

„Die Herzogin schreite hinüber!“ klang eine unruhige Stimme aus dem schwülen Raunen der Tafelrunde. Der Herzogin Blick flog hinüber, — Junker von Hall schürzte noch die Lippen nach seinem kühnen Ruf.

„Hoho!“ fuhr Johann von der Reck von der Tafel auf, „so wollen wir der Herzogin ihren Weg mit Edlen pflastern.“ Streckte sich neben dem Dhauner zu Boden. Die Schemel ratterten zurück, die Ritter sprangen auf. Graf von Broich schwang die Arme:

„Sie schreite hinüber!“ Warf sich zu Boden. Und nach ihm ein junger Graf und immer mehr zu langer Reihe die Edelsten der Tafelrunde, toll und unsinnig und wie fanatisiert im Begeisterungsrausch:

„Die Herzogin schreite hinüber!“

Da trat der Landhofmeister heran, ergriff ihre Hand, sein sonst ruhiger Blick sprang aufmunternd zu ihr, und sie? Sie schloß für eine blitzhafte Sekunde die Augen, sah eine kühne Vision und lächelte. O, ein Lächeln, das vielleicht Herodias' lechzende Lippen umspielte, als sie den Kopf des Mannes, den sie liebte, in Händen hielt. — Auch dies nur blitzhaft. Sie öffnete die Augen, und der Spuk war verschwunden.

Und sie schritt über die Edelsten hinweg wie über die zuckenden Leiber von Sklaven.

Die Nacht war vorgeschritten. Aber da die Herzogin nicht aufbrach, durften's auch die Gäste nicht. Da schlug der Dhauner eine Falkenjagd auf den anderen Tag vor, man trank Beifall, und dann füllten sich die Gastzimmer der Burg. Als der Wächter die Mitternacht blies, führte der Hausherr seinen letzten Gast in die Kammer, den Grafen von Broich, einen schweigsamen Grübler, der Erasmus anhing. Er stand mit gesenktem Kopfe, die Hand im Busen, und hörte den Hausherrn an.

„Was für eine Fürstin!“

Da hob er den Kopf: „Nach ihr die Sintflut.“



Im Burghofe liefen Fackelträger. Reitende Boten sprengten noch in der Nacht zur Residenz, um zur Falkenjagd den Train für die Herzogin herzuholen.

Es war das erste Mal, daß tagelang die Fürstin nicht zur Hoftafel erschien. Nervös und unftet sah man den Erbprinzen durchs Schloß eilen, bis er wieder wie in einen Schutzhafen bei dem Altherzog einlief. Der schwang den Krückstock:

„Geh der Thys an den Kragen!“

Da ging der Erbprinz der Thys an den Kragen und bat sie inständig, die Herzogin zurückzuholen. Die Oberhofmeisterin aber machte ihre entschiedene Handbewegung.

„Pas déclat, mon prince. Bewahren wir Haltung.“ Und mit lebenswürdiger Bestimmtheit: „Die Durchlaucht ist mit unserer Einwilligung abwesend. Wir freuen uns, daß sie sich angenehm zu unterhalten scheint, wir freuen uns, mein Prinz. Ich bitte Durchlaucht den Prinzen, die Herzogin in seinen Gemächern zu erwarten.“

Da wartete folgsam der Prinz und wurde sehr tief-sinnig. Die Oberhofmeisterin schickte ihm seinen Erzieher, den guten Gimmenich. Da berichtete der gute Gimmenich, der Erbprinz sei ihm davongelaufen zum Altherzog.

Als dann die Herzogin pomphaft, wie sie ausgezogen war, wieder in die Residenz zurückkehrte, mußte sie ihn aus der Krankenstube zurückholen.

Der Alte war unwirsch, lauerte in sich und war durch kein freundliches Zureden zum Sprechen zu bringen. Als aber die Herzogin mit dem Erbprinzen hinaus ging, schickte er ihr seinen Leibjäger nach und ließ ihr ein Schimpfwort sagen.

Aber sie trat vor wie nach ihre Pflichten bei ihm

an. Sie tat ihm Dienste, die man sonst der Krankenpflegerin zuschiebt. Und wenn er plötzlich störte und Nahrung verweigerte, setzte sie sich neben ihn, schlang ihren Arm um ihn und erklärte, so wolle sie auch hungern. Dann schrak er in Angst zusammen, aß, aß fürchterlich. Denn es stand geschrieben: Die Herzogin bleibe gesund und munter, auf daß sie dem Lande den Erben schenke.

Auf diesen in sein krankes Gehirn eingebohrten Gedanken reagierte er nur noch.

So ward wieder die stille, schläfrig dahinschleichende Zeit mit kleinen bürgerlichen Hausorgen, und nur auf der Kanzlei wirrte die Unruhe der Staatsgeschäfte.

Aus solchen Epochen schlaftrunkenen Lebens loberte dann wieder das heftige Hinausweh Jakobens auf, und ihre Exkursionen nach den Schlössern dehnten sich länger aus, man hörte da und dort von der Herzogin, man hatte ihre Kavalkade da und dort gesehen, man sprach seltsame Gerüchte ins Land: Wie die wilde Jagd sollen sie durch den Forst gesauft sein. Mit Rossen und Sack und Pack durch den Rhein geschwommen. Auf einer Burg hoch in den Weinbergen sollen sie den Burghof unter — Wein gestellt und drin gebadet haben. Und was das schlimmste war: mitten durch ein niederländisches Kriegslager soll die Kavalkade der Herzogin gesprengt sein. — Es ist toll, es ist wahnsinnig, aber es soll wahr sein. Und da und dort, wo etwas Abenteuerliches geschah: Das war die Herzogin!

Und wo man eine Hez vorbeifliegen sah: Da war die Herzogin!

„Die tolle Herzogin,“ sprachen sie im Land, und der Groll stieg gegen das unbeliebte Jülicher Haus.

Einmal war die Herzogin auf dem Wege zum Herzen

des Volkes — da sperrte man die Türe des goldenen Käfigs zu.

„Wir wollen für sie beten,“ sprach Sybilla und suchte den Bruder bei dem Herrn Vater auf.

Sie beteten mitsammen. Sie faltete auch dem Altherzog die halbgelähmten Hände, er ließ sie gewähren, doch hinter ihrem Rücken spreizte er sie wieder auseinander. Zum Schlusse begann er in ihr eintöniges Beten hineinzurufen:

„Plärr! Plärr! Weibsbild, der Herrgott kriegt's in die Knochen wie ich, hör auf, das halt sogar nit der Herrgott aus.“

Danach kauerte er wieder zusammen und tat, als höre er nichts mehr. Sybilla betete gottergeben weiter und dachte wieder, daß es besser wäre, im tiefen Wald allein zu wohnen, als in solch Verdruß und Argernis.

Und da kam ihr eine Erleuchtung. Sie sagte Amen und ging und schrieb an den Kurfürsten von Cöln. Sie schrieb über die Maßen eingehend. „Ich muß bitterlich schreien, wenn ich sehen muß, wie es igt mit unserm löblichen Haus und diesem herrlichen Land uff Schrauben und Gefahr steht —“ ja und Jakobe scheine nun totaliter druff vergessen zu haben, wofür sie ins Land gerufen und dem Erzherzog an die Seite gestellt worden sei.

Auf dieses Schreiben hin geschah etwas Politisches.

Der Nuntius Frangipani in Cöln ließ sich in höchst-eigener Person anmelden.

Ottavio Mirto Frangipani kam im Prestige seiner Würden als Nuntius und Bischof von Cajazzo. Er kam ins Schloß mit seinen zwei Kaplänen und dem Generalpräfecten.

Das war zur Zeit der Weinlese, die spärlich ausfiel, denn ganze Wingerten lagen verwüftet.

Er hatte pro forma vorerst Audienz beim Altherzog nachsuchen lassen. Der alte Herr stieß cholertisch seinen Krückstock auf und fluchte sanft:

„Vor dem Pfaff und dem Düwel bewahr mich der Herre.“

Man berief den Kanzler in die Krankenstube und führte die Autorität des ersten Beamten des Hofes ins Treffen. Da machte der Herzog kurze Umstände, kauerte ein, tat, als höre und sehe er nichts mehr und — schlief wachsam. Nun wußte man, daß er wie ein Kloß hocken würde und nichts mehr zu machen sei.

„Der alte Simulator hält uns alle im Schach,“ sagte kopfschüttelnd der Kanzler.

Man gab also dem Nuntius zu verstehen, daß der alte Herr augenblicklich nicht im Zustande sei, eine Audienz zu gewähren. Der Nuntius war ein Mann, der alles gläubig hinnahm und dann nichts glaubte. Wachsam und verschwiegen war die Charakteristik seines ausgesprochenen Fuchskopfes und des stereotypen Lächelns. Er nickte beifällig dem Kanzler zu und schritt mit ihm zur Audienz zum Erbprinzenpaar.

Die Posten vor dem langen Saal salutierten, die Kammerherren hoben den Vorhang, und etwa in der Mitte des in langem Rechteck gebauten Saales auf einer gering erhöhten Estrade empfing das Erbprinzenpaar. Auf blutrotem Teppich standen die goldenen Sessel.

Der Erbprinz eilte dem Nuntius entgegen und küßte knieend den Hirtenring. Der Herzogin spendete der Nuntius den Segen. Er erzählte leise und verbindlich, daß

er nach Rom zu den Oktoberfesten zu reisen gedente, daß er Sr. Heiligkeit die Ergebenheit des Jülicher Hofes mitbringen wolle, daß Se. Heiligkeit längst den für die katholische Partei so wichtigen Jülicher Landen seine Aufmerksamkeit zugewandt habe und daß es ihm höchst zu wissen lieb sei zu erfahren, inwieweit die Herzogin die Hoffnungen, die man auf sie gesetzt, der Erfüllung nahe gebracht habe. — Und nun fixierten seine Blicke sich auf die Herzogin. Se. Heiligkeit wünsche Verdienste zu krönen, es sei die größte Auszeichnung vorgesehen, die einer frommen deutschen Fürstin widerfahren könne.

Und hielt inne und ließ seine Worte wirken.

Da sah er, daß die Herzogin hocherhobenen Hauptes saß. „Eminenz, man hat uns wie Kindern ein Holzschwert zum Spielen in die Hand gegeben. Wir können keine Werke schaffen, wo wir nicht wirken dürfen.“

„Man laßt uns nit ans Regiment,“ überstürzte der Erbprinz sich, „man soll uns dann auch in Ruh lassen.“ In seiner Stimme klang, daß es ihm hauptsächlich darauf ankam, in Ruhe gelassen zu werden. Auf dieses Bedürfnis reagierte sofort der Kanzler.

„Ein ander Regimentsordnung ist nit vorgesehen.“

„Doch wurde bei den Hochzeitsverhandlungen von Herzog Wilhelm selbstn versprochen, seinem Sohn ehestens die Statthalterschaft in einem der Landesteile zu übertragen.“

Gewissenhaft korrigierte der Kanzler die Herzogin: „Es wurd da nur eine gewisse Zusag an die Kaiserlichen Gesandten gemacht.“

„Eminenz,“ wandte sich Jakobe an den Nuntius, „die Zusag haben wir.“

Mit einem Blick auf den Erbprinzen schaltete schnell der Kanzler ein:

„Für den Fall, daß Se. Durchlaucht, der Erbherzog, selbstn wünschen—,“ hielt inne, denn des Prinzen ängstliche Abwehr sagte genug.

Wie ein schreckhaftes Erwachen fiel es über die Herzogin. In diesem einen Augenblicke stand alles auf dem Spiele. Und eine jähe Ahnung sagte ihr, daß ihr Schicksal der Einsatz sei. Wie einmal schon bei der Rheinschlacht des Schiffsfeuerwerks, faßte sie wieder nach der Hand des Erbprinzen, die das Zepter dieser Lande führen sollte. Jetzt war es kein Scheingefecht mehr, jetzt galt es den wirklichen und vielleicht blutigen Kampf. Sie sprach, und die Suggestion ihres Blutes sollte ihm in die Adern rollen. Sie sprach ihm ihren flammenden Willen in die Hand.

„Die Räte sind über den Willen des Erbherzogs falsch unterrichtet. Das Regiment der vereinigten Herzogtümer Jülich-Cleve-Berg ist für den altersschwachen Herzog eine schwere Bürde. Man lege sie auf die jungen Schultern des Sohnes und Erben, — das wünscht der Erbprinz.“

Des Prinzen heiße Hand zuckte in der ihren, die sich fester schloß, fest und zäh und wie glühendes Eisen — bis das Reißen und Zucken der schwachen widerstrebenden Hand nachließ und sie ruhig und ergeben in der ihren lag.

„Das ganze Regiment auf den — Erbprinzen?“ wiederholte, aus der Fassung gebracht, der Kanzler, und der Nuntius dachte: sie macht gleich ganze Arbeit.

Mit Bedacht lenkte wieder der Kanzler ein:

„Die Räte werden dagegen angahn.“

Nun beugte sich ihm die Herzogin über die Stuhllehne hin zu:

„Ehrlich, Herr Kanzler — von der Gesamtheit der Räte derst Ihr nicht sprechen, es sein drei, vier Rät, die das Regierungs- und Hofwesen führen, die andern, auch die katholischen nicht, werden nicht zugezogen. Der Marschall Schinkern regiert in der Krankenstüb, der Herr Kanzler derst mitmachen, der Haushofmeister schnuffelts aus, und den Landhofmeister von Bongart braucht man als Paradesäule. Und sonst weiß keiner, was geschieht.“

Der Kanzler ward blaß vor Erregung:

„Durchlaucht, wann ich ein Schuft bin, so will ich diese Geschäfte lassen gahn —“

Sie machte eine Handbewegung nach ihm, als müsse sie ihm die Empörung glatt streichen.

„Ei nicht, Herr Kanzler, ich trau Euch nicht die geringst Schlechtigkeit mehr zu als meinem eigen Vatter. Aber die Zeiten sind so dazu, daß man seine eigene Handschrift nicht mehr ohne Erröten nachlesen darf.“ Und um jede weitere Bemerkung hierüber abzuschneiden, wandte sie sich mit kurzem Wort an den Nuntius: „Eminenz, so liegen die Dinge.“

Es war ein Appellruf, sie zu ändern. Eminenz hielt sich in vorsichtiger Reserve. Se. Heiligkeit werde gewiß zum Besten dieser Lande einlenken, man möge sich bis zu seiner Rückkehr aus Rom noch Zurückhaltung auferlegen.

Und schied so.

Danach begab sich Haushofmeister Offenbroich in die Krankenstube, denn da er wunderfamen Hofklatisch zusammentrug, war er bei dem Alten stets willkommen.

Sprach: „Das Allerneust, Hoheit. Die Herzogin versprach dem Nuntius, Euch die Bürde des Regiments abzunehmen. Sie halt Euch wohl schon für tot.“

Eine Weile saß der Alte still, dann erhob sich diese Mumie des ehemals mächtigsten Kleinstaats-Herrschers, schwang in der brüchigen Hand den Krückstock und schlug in das kostbare Bisporafenster, daß die Scherben klirrten und sprangen:

„Zum Exempel, daß ich noch nit tot bin.“ Und plumpste in den Sessel zurück.

Wer kam und die Scherben auflesen wollte, wurde hinausgejagt.

„Die Badische soll sehn, daß ich noch nit tot bin.“

Die Zugluft wehte scharf gegen Abend zu, und man schickte den Erbprinzen, daß er dem Herrn Batter zurede.

„Setz dich in die Eck!“ kommandierte der Alte.

Dann schlich das Fräulein Sybilla herein und ließ einen Vorhang ans Fenster hängen.

„Und wann Ihr mich haut, Herr Batter, ich will trotz für Euer kostbar Leben sorgen, das uns der Herregott in dieser Verwirrung noch lang erhalten möge.“

Da streichelte er sie. Und wartete lauernd, bis die Badische kam, um ihm die lahme Seite einzureiben.

Sie kam wie immer zu ihm in strahlender Liebenswürdigkeit und mit irgend einer spaßigen Begebenheit, über die er wie ein Tartar loszulachen pflegte.

Aber er saß wie ein Klotz. Auch Sybilla und der Erbprinz blieben in beengendem Schweigen.

„Sollen wir noch unsere Promenade an den Rhein machen?“ Sie näherte sich lächelnd dem Alten. Sie meinte damit die drei Schritte durchs Zimmer bis an die Ecknische, wo eine Sammlung von damaszierten Waffen, Ruppelhelmen, Leuchtern, auch ein Kohlenbecken fürsorglich aufgestellt war.



Unter Mühe und Not machten sie alltäglich bis dorthin die ‚Rheinpromenade‘.

„Ich bitt, laßt den Herrn Batter sitzen,“ sagte Sybilla, ohne einen ausweichenden Grund, denn sie wollte nicht lügen. Fragte dann noch nebensächlich: „Eminenz werd wohl noch bei uns vorsprechen?“

„Eminenz ist abgereist.“

„Man hat sunst bei uns vorgesprochen.“

Die Herzogin hörte ihr Gekränktheit heraus, war aber gewöhnt, daß diese Prinzessin sich stets zurückgesetzt fand, und wandte sich wieder dem Herzog zu, der sie schlau heranwinkte. Er wollte die ‚Rheinpromenade‘ machen, ja gewiß, er wollte, machte schon schwerfällige Anstrengung, sich zu erheben. Jakobe sprang herzu, stützte ihn unterm Arm, führte ihn, doch stürzte er förmlich auf die Eckconsole zu, griff eine alte Klinge auf, hieb aus! — Die Herzogin zuckte zurück — der Schlag, der für ihr Gesicht bestimmt war, fuhr ihr in die Schulter. Sie ließ den wutschnauwendenden Alten, da wankte er, griff zufassend in ihr Haar und riß sie mit zu Boden. Der Leibjäger eilte zu Hilfe, der Erbprinz sprang ihm bei, und sie schleppten den Herzog in seinen Sessel zurück.

Schweratmend, halb auf den Knien, lag die Herzogin schreckensbleich am Boden. Sybilla wollte ihr aufhelfen, da brüllte der Herzog sie an.

„Sie hat bisanher ihren Weg allein funden, kann's auch jetzt!“

„Ist da Blut —?“ schrie der Erbprinz auf, denn er sah ihren Nacken rot. In seinen blassen Augen lohte da etwas wie weißliches Licht auf: die brünstige, treu demütige Liebe zu dieser Frau!

„Halt!“ drohte der Herzog und hielt ihm den Krückstock vor. Den stieß er weg, stürzte zu Jakobe hin, ihre Blicke riefen ihn, zwangen ihn. Er hob sie auf, er wischte ihr das Blut ab, er küßte ihre Wunde.

Und führte sie hinaus. Und wandte sich nicht mehr zurück.

---

## Viertes Kapitel

„Verstehe einer diese Frau!“ sagte der Kanzler in ehrlicher Bewunderung.

Nun strahlte der Ehrgeiz in ihr auf, wie ehedem ihre Lebensfreude, und mit derselben Verve, wie sie ihre Amüsements betrieb, stürmte sie in die Bresche, die ihr nun unverhofft in die politische Mauer geschlagen war.

Die treuherzige, unbedingte Ergebenheit des Erbprinzen hatte sie durch ihre Wunde erkaufte. Er konnte die Tränen nicht verhalten, wenn er die Narbe sah.

Und der Nuntius war beim Papste!

Wenn sie daran ihre Erlösung knüpfte, Johann Wilhelm als unumschränkten Fürsten des Landes in stolzer Vision sah — —. Aber wenn er dann in physischem Schmerz an seine Stirne griff, nahm sie ihm die Hand weg, und er fühlte den glühenden Kuß auf seiner Stirne, o, er verbrannte ihm das Gehirn.

Doch setzte sie auf des Nuntius Mission nicht ihre ausschließliche Hoffnung, auf eine Nummer nicht alle ihre Chancen. Sie sandte Kuriere nach Cöln, sie sandte ihre Klagen nach Bayern, sie enthüllte schonungslos die himmelschreienden Verhältnisse dieses Hofes. Wie da ein jeder in seine Tasche arbeite, wie drei- und vierfache Ämter auf eine Person vereinigt seien, um reiche Einkünfte zu beziehen, insbesondere daß Marschall Schinkern, zuwider den Landesprivilegien, zugleich die Stelle eines bergischen Mar-

schalls und eines Jülich'schen Amtmanns in der Stadt und Besse Jülich und zu Steinbach bekleide, so daß er also, obwohl von Haus aus mit wenigen Patrimonialgütern ausgestattet, bedeutende Erbgüter ankaufe und fürstlichen Aufwand treibe, der mit den dürftig gehaltenen Rassen des Landesfürsten und der Not des Landes in schreiendem Gegensatz stünde.

Schlimmeres berichtete sie von der Günstlingswirtschaft. Ein Bizkanzler sei nur so ad tempus angestellt worden, einen Kanzler gebe es nur auf dem Papier, um seine Einkünfte zu verschachern. Keiner der Räte finde sich ordnungsgemäß alle Vierteljahr zum ständigen Dienste in der Kanzlei ein. So müßten wichtige Beschlüsse monatelang lagern, bis durch Zufall einer sich in die Kanzlei verlaufe. Man überließe eben alles der einen Hand, der allmächtigen des Marschalls. Der spiele denn in der Kanzlei das Schach mit seinem Menschenmaterial.

Man erstaunte weder in Cöln noch in München. Man hatte eben schon viel gewußt, vielleicht alles. Nun aber wurde durch eine unberechenbare Frau das Feuer unter den Holzstoß gelegt, und man fürchtete doch jedes weitere Auflohen in den unruhigen rheinischen Landen.

So wirkte denn auch der Kurfürst auf Rom. Bayern auf den Kaiser. Und Papst und Kaiser fanden die Dinge am Rhein gefährlich genug, um dämpfend und eindämmend zu wirken.

Der Düsselborfer Residenz ward ein kaiserlicher Kurier unterwegs gemeldet. Der kurcölnische Bettler schrieb's erfreut der Frau Jakobin.

Sie empfing die Nachricht im Annazimmer. Sie hatte mit dem Erbprinzen das Reglement zu den kirchlichen

Feiern der Weihnachtswoche entworfen. Nun stand sie und ließ den Atem lang ausfließen, warf die gefalteten Hände, und so, als müßte sie sie voll jubelnden Dankes zum Himmel hinauf recken.

Er sprang in höchster Nervosität auf: „Jakobe, du treibst ein gefährlich Spiel.“

Sie lachte ihn zuversichtlich an: „Wenn wir es verlieren, ja, — nicht, wenn wir es gewinnen.“

Da sah man zur Kanzlei einen Zulauf, ein Hin- und Herrennen, das auf Außergewöhnliches schließen ließ. Was war's?

Nicht ein kaiserlicher Kurier, sondern eine Kommission war dort angemeldet.

„Stehe jetzt nur einen Stunden Schlag lang wie ein Fürst!“ rief Jakobe den Gemahl an.

Prinz Hoyos mit zwei Appellationsräten überbrachte den kaiserlichen Auftrag. Man hatte den Altherzog in den großen Audienzsaal geschafft und mit allen herzoglichen und militärischen Ehren herausgeputzt. Ein letzter Rest seiner einstigen Herrschergröße glimmte in ihm auf. So saß er wie eine geschmückte Mumie, und nur das flackernde Licht seiner versunkenen Augen zeugte von geheimem furchtbarem Leben.

Vor diesem aufgemauerten, schreckhaften Fürstenbild sprach der Prinz Hoyos die Worte Kaiser Rudolfs: den Erbprinzen zu allen Regierungsgeschäften zuzulassen. Auch lasse die Kaiserliche Majestät dringend ermahnen, daß seitens der Räte dem Erbprinzen mit mehr Achtung und Respekt vor der fürstlichen Person begegnet werde.

Schweigend nahm der Altherzog die Botschaft entgegen. Schweigend saß er noch, als die hohe Gesandtschaft bereits

den Audienzsaal verlassen hatte. Schweigend auch umstanden ihn seine Räte. Eine versteinerte Gruppe, aus deren Augen nur drohendes Leben funkelte. Sie warteten, bis der Erbprinz den Saal verlassen hatte, bis sein schwächtiger Schatten aus der blinkenden Glätte des Mosaikbodens hinweggehuscht war. Dann ließen sie die Fürstenmumie hinaustragen.

Zu Jakobe war der Wortlaut des kaiserlichen Auftrages voraufgeeilt. Es war freilich nicht alles damit erreicht, aber nun galt es, von dieser ersten Stufe auf die zweite zu gelangen, einen kleinen Erfolg groß auszunützen, — zu ringen!

Bleich wie ein Leichentuch stand der Erbprinz vor ihr, sprach mit toter Stimme: „Ich habe diesen Platz nit gewählt.“

„Du und ich haben den Platz nicht gewählt, auf den man uns gestellt hat. Nun wir aber dort stehen, wollen wir nicht geschoben sein und nicht fallen. Ich will stehen! Und wie ich nun zu dir gehöre, Johann Wilhelm, so gehörst du zu mir. Stehe! Weil ich stehen will!“

„Ach, Jakobe, wie kann ich herrschen, da ich schon der Sorgen so viel habe, wo ich nicht herrsche?“

„Sorgen, die sein, weil du nicht herrschest, Johann Wilhelm. Jetzt ist dir der Kaiser im Rücken. In seinem Schatten wirst du herrschen.“

„Der Kaiser ist weit, Jakobe. Er kann Kuriere schicken, der Kaiser, er kann ermahnen, er kann auch drohen, aber der Kaiser ist weit, Jakobe. Die Räte werden ihn anhören, o ja, sie werden ihn anhören — und werden wie zuvor due. Du bist hie kurz im Land, du weißt das nit. Ich bin so gar lang schon der verachtete Prinz, daß ich mich

nit mehr in ein ander Fasson hineindenken kann, auch nit mehr hinein will. Nein, nein, nein!“

Irr und wirr lief er im Zimmer umher und wich ihrem Blick aus. Da stand sie inmitten des Gemaches, und zum ersten Male trat ein Ausdruck in ihr Gesicht, der nicht mehr Mitleid war, sondern — was einmal in diese stolze Natur kommen mußte — Verachtung.

„Herzog den Guten nennen sie dich, wenn sie dir schmeicheln wollen. Herzog den Einfältigen wird die Geschichte Johann Wilhelm nennen!“

Er hielt sich den Kopf und stöhnte: „Wirf mich nit, wirf mich nit! Ich kann nit, wie du willst — will nit, kann nit!“

Da fing sie den Umherirrenden in leidenschaftlicher Verzweiflung auf, preßte ihn an sich, schluchzte die Schreie ihrer unglücklichen Seele in sein Gesicht, rang um das letzte Glück, das an ihr vorüberwollte.

„Du, ja, du kannst es nicht! Aber dein Weib, dein Weib, Johann Wilhelm! Bist du tot, daß du nicht fühlst, was in mir ist?! Laß mich Herzogin sein — laß mich! Laß mich —! Oder ich geh hier unter! Ich geh unter!“

Sie floh von ihm weg und sank auf dem Betstuhl nieder.

Er stand und starrte sie düster an. Eine dumpfe Ahnung stieg in ihm auf, er begriff sie nicht, aber er fühlte sie. Und er legte in stumpfer Entfagung auch diese Bürde zu der Last seines Schicksals. Verstört sprach er:

„Wir Herzöge regieren nicht, dürfen es nicht mehr. Das Strafgericht Gottes ist über uns und schlägt uns zur Schwachheit —“

Nach einer jähstillen Pause stand Jakobe langsam auf und wandte sich ihm zu.

„So möget denn ihr hinsinken, ihr morschen Stämme — aber laßt euern Samen aufgehen!“

Es fuhr wie ein Dolchstich in ihn, er horchte auf.

„Jakobe!“ ächzte er flüsternd.

„Wir sind deinem Lande den Erben schuldig, das weißt du.“

„Jakobe!“

„Nun wage noch, für deine eigene Bequemlichkeit davonzulaufen.“

Er sprang zu ihr, wühlte sein Gesicht an ihre Brust, da nahm sie seinen Kopf in beide Hände: „Sieh, ein so Kostbares bist du! Der arme verachtete Prinz, der sich narren ließ von seinen Räten! Jetzt soll er herrschen lernen im Namen der Kaiserlichen Majestät!“

Da warf er in fieberhafter Erregung die Arme:

„Ja! Ja! Ja! Bin ich Herzog? Ich bin's! Ja!“

Jakobe riß ihm den Degen aus der Scheide, stieß ihn in seine Hand:

„Sei es mit dem Schwert, Johann Wilhelm!“

Mit unheimlich lauerndem Lächeln wog er den Degen in der Hand.

„Er ist nun aus der Scheide.“

Da stürzte der Kämmerling herein, der Marschall fordere dringend Gehör bei dem Erbprinzen — bei dem Erbprinzen, sagte er.

„Was krächzt der Rabe?“ brüllte der Erbprinz ihn an, schwang den Degen über ihm: „Fall um, sag ich dir!“

Des Kämmerlings Schreckenrufe prallten in die



Gänge. Diener, Pagen, Kammerherren stürmten ins Annazimmer. Der Erbprinz drohend gegen sie.

„Nieder! Nieder vor mir! Ich bin Herzog, ich!“

Da lagen sie entsezt zu seinen Füßen. Trabanten in der Marschallslivree tauchten an der Türe auf, hinter ihnen der Marschall selber.

„Prinz, was geht hier vor?“

„Ich herrsche!“ rief der Prinz,kehrte dem Marschall den Rücken und verließ das Gemach.

Des Marschalls Blick suchte die Herzogin. Sie stand unbeweglich wie eine Marmorstatue.

„Nimmt Herzogin Jakobe die Verantwortung hierfür?“

Nun fiel ihr Blick in seinen, kühn, entschlossen bis zur letzten Konsequenz.

„Ja.“

Raum merklich flog ein Zucken um seine Augen. Sie hörte plötzlich seinen gewalttätigen Schritt zu ihr her. Er stand ihr so nahe, daß sie seinen Atem spürte. Er hatte etwas sagen wollen. Was wollte ihr dieser Mann sagen? Er sah ihre Lippen in fiebrischem Lächeln zurückgezogen. Und ihre Zähne bligten. Aus seinen Blicken sprühte ein weißliches Licht. Zwei Menschen, die hassende Bewunderung zusammentrieb.

Was wollte dieser Mann sagen?

Er ging.

Die Diener folgten ihm.

Nun wußte Jakobe: Der Kampf mit diesem Manne begann. Marschall gegen Herzogin! Wer wird siegen? Ober: Zwei Königstiger, die sich zerfleischen?

Und der Rhein schluchzte seine Wellen in die sanfte Traurigkeit des Advent.

So war nun der neue Kurs, von vielen ersehnt, von vielen gefürchtet, eingeleitet. Jetzt endlich hatte die Herzogin ihr Regiment begonnen, denn daß ihr Geist das Feuer war, das in dem Erbherzog lichterloh Flammen schlug, war das Geheimnis, das alle wußten, keiner aussprach.

Aber Jakobe wußte, was keiner sah: Der Funke dieses Brandes war in dem Prinzen unter Schutt und Trümmer ein zugeschaufeltes Lichtlein. Sie hatte es herausgegraben, es sollte zur lohenden Flamme werden. Da erschrak sie fast vor dem, was in dem schwächtigen Prinzen geheim gelagert hatte.

„Stroh, das sich bald leer brennt,“ sagte Gerhardgen zu der Hall.

„Zum Stroh kommts Holz, und dann kanns schon ein Scheiterhauf werden,“ sagte die Hall zur Gerhardgen.

Doch sagte der Junker Dietrich zur Hall: „Auf den Scheiterhauf gehört auch ein Manns- oder Weibsbild. Manchmal seh ich schon einen drauf.“

„Ihr gewiß nit, Ihr seid nit heroisch.“

„Auf den Jülicher Scheiterhauf steigt keiner aus Heroismus, sondern wird geworfen, selbst die Kezer nit, die nur so 'nauf tanzen.“

„Hört jetzt auf mit dem Scheiterhauf,“ sagte sie fröstelnd.

„Nu, wir zwei seins nit.“

Da erstarrten ihre lustigen Blicke ernst und in grauenhaftem Schreck.

„Will's Gott nit!“ hauchte sie. Er sah ihr ins Gesicht, Tränen rollten herunter.

„Was ist denn das for Regenwetter?“ frug er mit

der herzlichen Zärtlichkeit, in die seine Stimme sich einbetten konnte; da hatte sie schon unwirsch übers Gesicht gestrichen.

„Man wird hier schon ganz nervös. Wollt, wir wären in Bayern geblieben.“ Sie eilte davon, und hoch auf der Wendeltreppe hörte er sie trillern. Aber vielleicht weinte sie dabei.

Es faß ihm jetzt etwas Drückendes auf der Brust. Wahrscheinlich das Gewissen. Nu bitt! Was macht sich die Hall für Einbildung? Merkt sie etwas? — Kann's merken — Pfui! Nicht so. Braucht nichts zu merken, absolut nicht. So 'ne Lerche! Gott segens, soll weiter trillern. — Und was dann mit ihm? Da lachte er sich das Gewissen frei: „Nu weiter zu auf den Scheiterhauf!“

In den Kanzleigebäuden war wieder einmal ein Marktlaufen. Man sah Räte, die man dort nur dem Namen nach kannte. Da der Haushofmeister mit langen Schritten über den Hof schob, schloß sich ihm der Junker an.

„Was schwirrt in der Düffeldorfer Luft?“

„Eine Fliege, die wir niederklassen müssen.“

Und verschwand schon in der Kanzlei. Mit leisen Schritten trat der Geheimschreiber an den Junker heran und reckte das Gesicht über dessen Schulter.

„Es handelt sich wirklich nur um ein Fliegentreiben. Eine heftige Brummfliege irrt jetzt überallda herum, heißt Johann Wilhelm und fällt die Leute an. Schwirrt in der Kanzlei in die Akten, brummt im Säckel der Rentmeisterei, will Ordnung schaffen und schafft alles in Unordnung.“

„Und jetzt ist wahrscheinlich Europa umgefallen.“

„Nein, nur ein Bruchteil davon: die Gemeinde Wessel. Man hat den Kezern katholische Pastores angestellt.“

„Der Prinz?“

„Höchst eigenmächtig und ohne Vorwissen der Räte.“

„Der Prinz?“

„Von einem Dummern wie ich holt Euch die Antwort.“

„Hört Ihr das Paukensignal?“

„Zweimal getrummelt.“

„Die Domina begibt sich zur Burgwiese, wo die Allemande getanzt wird.“

„Es wird hie zu Ereignissen, die Domina en grande tenue zu sehen.“

„Stellt Euch in den Galeriehof. An der Fensterrotunde werdet Ihr sie vorüberziehen sehn.“

Das war, als aus dem offenen Fenster der Kanzlei die sprunghafte Stimme des Erbprinzen drang:

„Die armen einfältigen Leut sollen wieder in der alleinseligmachenden Lehr unterrichtet werden. Wieder glauben sollen die armen einfältigen Leut. Die herrlichen Lande gehn unter in dieser Glaubensspaltung. Ich werd sorgen. Ich will, daß die Pastores in Wesel bleiben, ich will!“

Da schritt der Junker Hall langsam am Fenster vorüber. Er hörte keinen Widerspruch. Die Räte standen stumm.

„Es wird geschehen,“ rief noch Johann Wilhelm und verließ das Konferenzzimmer.

Ein leises hämisches Lachen zischelte hinter ihm auf. Der Haushofmeister schlug die Mappe zu, sah die stummen Räte an. Auf allen Gesichtern drohte das leise hämische Lachen.

Und auf der Burgwiese tanzte die Herzogin die Aemmande.

Durch Höfe und Hallen schleuderte der Junker, und er kam in den Galeriehof. Teufel! nein, er will sie nicht tanzen sehen.

Die Schauer einer unendlichen Sehnsucht fröstelten in ihn hinein: „Ich möchte sie einmal weinen sehn!“

Des Marschalls Schritte hallten in den Gängen. Da verschwand der Junker in der Pforte zum Garten Raßbahn.

Der Marschall winkte, und die Fürstenmumie wurde in den Ratsaal gebracht. Die Räte folgten vollzählig mit geheimen Zeichen. St! ohne Aufsehen.

Karl Sakai eilte zur Burgwiese. Die Herzogin schritt die graziilen Pas des Contre, und die Tanzmeister kommandierten die Junker. Da schlich Karl Sakai heran und flüsterte, was sich im Ratsaal zutrug. Die Herzogin brach jäh ab, ließ ihren Troß zurück.

Und in dem Ratsaal erschien der Erbprinz mit den herzoglichen Abzeichen, stand da mit erhöht lodernden Augen. Er berief sich auf die kaiserliche Order, er verlangte, er forderte, drohte. Die Räte standen stumm. Und der Marschall hinterm Sessel des Altherzogs. Der ruckte aus seiner Versunkenheit auf, seine zerbrochene Stimme leuchtete durch den Saal:

„Tragt mich hinaus! Der Prinz kommt, der Herzog geht.“

Man trug ihn hinaus, und alle Räte folgten. Allein in dem leeren Ratsaal stand der Erbprinz. Hochlehlig ragte die Reihe der Ratsessel, stumm, steif wie die Räte.

Er riß die Lippen zurück, stapfte stierenden Blickes

ein paar Schritte hinter den Davongehenden her. Dort trugen sie die Leiche des Mannes, der als Toter noch leben wollte. Mit dem Krückstock hatte er ihn bis heutigen Tags niedergehalten, jetzt stellte er ihm noch seine Leiche in den Weg, — der alte Mann, der nicht mehr leben sollte —

Er fuhr ächzend vor einem zügelnden Gedanken zurück. — Regierte er nicht im Schatten der Kaiserlichen Majestät? Durch Soldaten wollte er die Räte in den Ratsaal zurücktreiben lassen! Er eilte ans Fenster, rief am Tore die Wache an.

„Hauptmann Ratterbach!“ Er schrie dreimal seinen Befehl. Hauptmann Ratterbach rührte sich nicht von der Stelle.

Bleich, zitternd vor Wut stand er in dem weiten, durch die dunkeln lebergepolsterten Wände verschatteten Saal. Da sah er im Zwielicht der Türe die hohe Gestalt der Herzogin. Wie stand sie da? War sie nicht zu beugen? Doch als er näher trat, sah er, wie bleich erschüttert auch sie war.

„Sagte ich's nicht, der Kaiser ist weit,“ grollte er.

Sie kam fast lautlos zu ihm und schlang ihren Arm in seinen.

„Sagte ich's nicht, wir dürfen auf dieser Stufen nicht stehen bleiben. Also dann: hinauf zur zweiten!“

Da mußte er nicht, wohin ihre Gedanken stiegen, aber er vertraute ihr in hingebender Zuversicht.

Zwischen Sohn und Vater war das Tisch Tuch zerschnitten. Der Alte verließ den Rat, wenn er den Jungen dort fand, oder er ließ sich hinaustragen, wenn der andere eintrat. So ward denn die kaiserliche Maßnahme nicht nur hinfällig, sondern jedes gedeihliche Zusammenwirken ausgegeschlossen.

Jakobe schlief keine Nacht mehr. Ein schimmernder Gedanke spannte sie in kühne Träume. Dem Prinzen mußte ein Ansehen verliehen werden, das ihn immun machte, ihm eine unverlegliche Macht verlieh. Was deutete der Nuntius bei seinem letzten Hiersein an? Eine hohe päpstliche Auszeichnung war ihr zugebacht. Nun denn, an diese unbegrenzte Wohlwollen des Papstes wollte sie appellieren.

Und im geheimen Triumph hegte sie ihren schimmernden Gedanken —

In ihre stille Erwartung kam die Kunde von Rom: Der Papst beehrte die Herzogin Jakobe mit der höchsten und seltenen Auszeichnung, der goldenen Tugendrose!

Sie war nach altem Brauch am Sonntag Lätare feierlichst vom Papste geweiht worden, eine mit Balsam und gepulvertem Moschus getränkte Rose in lauterm Gold.

Und schon traf als päpstlicher Überbringer der geheimen Kämmerer und päpstliche Legat, Anton Caraccioli in Köln ein und meldete von dort den Fürsten Wilhelm und Johann Wilhelm seine Ankunft.

Da erstand nach der Ode der Monde der neue Glanz der Hoffeierlichkeiten. Die Landstände und der gesamte übrige Adel wurden nach Düsseldorf berufen, eine Gesandtschaft zur Einholung dieses päpstlichen Würdenträgers nach Köln geschickt, in Himmelgeist aber bei der Landung des Legaten ein großer Empfang inszeniert. Es war, als ob für diesen Tag ein jeder die Waffe in die Scheide gesteckt habe, der Kampf stocke und für diesen einen Tag der Friede zusammengeflickt werden solle.

Der Erbprinz ritt im Zuge der Landstände, der Ritter und des Landadels an der Seite des eisernen Marschalls.

Seine schwächliche Gestalt rechte sich neben der robusten des Marschalls. Das Volk staunte hinter ihm her.

„Was ist unser Erbprinz ins Rockfutter wachsen!“ lief das Gemurmel, und da würfekten einige ein paar Worte ein: „Der hat ißt fast die Faust, daß er das spanisch Joch abschütteln künnt.“

„Ei nu, soll er's!“ fluchten viele.

Und dann wurden sie andächtig und sanken in die Kniee, denn inmitten des feierlichen Zuges und unterm Geräute aller Glocken kam der Legat auf goldgeschirrtem Schimmel geritten, trug die goldene Rose des Papstes vor sich her. Und die Glocken läuteten, als sollten die Türme bersten. Das war, als die festliche Prozession in die Hofburg einbog und von dem Altherzog empfangen wurde.

Die draußen harrende Menge sah die Prinzessin in frommer Demut niedersinken, und schwaghafte Frauen frugen:

„Hat nit unser frumm Prinzesse die Tugendrose mehr verdient?“ Denn sie dachten an dies und das der tolln Herzogin.

Dann aber wetterte von der Galerie überm Tore Trommelwirbel und Trompetenschall los, das Zeichen, daß der Legat vor der Herzogin stand und das mit dem Fischerring besiegelte apostolische Breve überreichte. Ihm assistierte der Dechant Vost aus Aachen, der des Altherzogs geistlicher Berater war, auch am folgenden Tage, wo unter großen Feierlichkeiten die Rose übergeben werden sollte, das Hochamt zu halten hatte.

In der Kollegiatkirche entfaltete sich der Glanz dieser Zeremonie. Gold und Licht floß zu einem Strahlenwirbel zusammen. Der Weihrauch duftete süß. In Weihrauch,



Gold und Licht schritt die Herzogin zum Hochaltar, wo die Rose niederlegt war. Durch seinen Auditor ließ der Legat dem Dechanten Boß das päpstliche Breve überreichen. Mit weithin schallender Stimme las dieser:

„Sixtus der Fünfte, Papst.

Geliebte Tochter in Christo, edle Frau, Gruß und apostolischen Segen . . .“

Mit stockendem Atem stand Jakobe und lauschte — lauschte mit jagendem Herzschlag und gierig wie eine Verdurstende die Worte Se. Heiligkeit einsaugend. Was verhiessen oder verhielten sie?

„. . . so haben Wir beschlossen, diese Rose, mit welcher nur Fürsten und Große beschenkt zu werden pflegen, Dir, der edlen Herzogin und Beherrscherin so blühender Herzogtümer zu übersenden, und den geliebten, Uns ob seiner zierlichen Sitte, untadeligen Wandels und edlen Stammes sehr werthen Sohn, Unfern Geheimen Kämmerer, Anton Caraccioli, ausersehen, solche dir zu überbringen.

„Empfange also diese heilige Gabe, geliebteste Tochter in Christo, bei dem hohen Bayerischen Hofe im katholischen Glauben und in christlicher Frömmigkeit auf das Gottesfürchtigste erzogen, Du edle, mächtige, mit so vielen Tugenden ausgeschmückte, durch den Fürstenstamm Deiner Ahnen glänzende, glückliche Gemahlin Unseres geliebten Sohnes, des Edlen Johann Wilhelm, Herzog zu Cleve, Jülich und Berg, damit Du in Christo dem Herrn, an allen Tugenden beständig wachsen, zunehmen und leuchten mögest, wie die am wasserreichen Bache gepflanzte Rose —“

Schwungvoll floß die Stimme des Nacher Dechanten dahin. Ihr Widerhall stieg in das Kirchengewölbe. Geschmückt wie eine Braut stand die Herzogin vorm Hoch-

altare, senkte den Kopf und schloß die Augen. Auf Schauern der Andacht rieselte der Triumph in sie hinein.

„Gegeben zu Rom am 6. März 1587.“

Das Pergament knisterte in des Dechanten Hand. Er wandte sich zum Legaten und empfing die goldene Rose, wandte sich der Herzogin zu und übergab sie ihr. Da brauste die Orgel mit schmetternden Registern los, „Herr Gott, Dich loben wir“ erscholl der Choral. Die Prozession ordnete sich. Dem Legaten folgten Fürsten, Adel, Räte und der gesamte Hofstaat. Jakobe, an der Seite ihres Gemahls und der Prinzessin, trug vor sich her die Tugendrose. Sie schritt wie mit geschlossenen Augen, wie unter der Einwirkung einer heiligen Vision und mit zitternder Seele hingegeben der erhabenen Feier dieses Augenblicks.

Vom Kirchenportal aus stand die ganze Pagerie samt ihren Meistern und Präseften Spalier. Über die Schulter des Pagenmeisters hinweg sah Junker von Hall sie in der feierlichen Prozession. Er hatte sie bei ihren grazilen Tänzen auf der Burgwiese gesehen, sah die wilde Jägerin im Forst, sah sie in den vom leisen Rausch gestreiften Situationen auf den Landschlössern, — aber so wie er sie jetzt sah, eingetaucht in die süßbetäubenden Dünste des Weihrauchs, die üppige dürstende Frau von mystischen Schauern überschüttet, ging es wie dämonischer Zauber von ihr aus. Beteten diese Lippen oder flüsternten sie leidenschaftliche Sehnsüchte? O Frau, wer begreift dich?

Es ward eine stille, dem Zwecke angemessene Feier. Die Armen wurden am Schloßthore gespeist.

Und die Mainacht schleierte die Welt ein. Vom Rhein her sprang ein böser Wind auf und rüttelte an den Fenstern des Schlosses.

Diener liefen in den Gängen und hingen Windlichter auf, eine schnurgerade Linie von Flackerlichtlein, sie bezeichneten den Gästen den Weg zu ihren Kammern.

Vom Annazimmer führte eine Lichterspur am Bade- und Garderobenzimmer vorüber durch einen schmalen Gang direkt in die herzoglichen Schlafgemächer. In der Mitte etwa buchtete sich dieses Gängelchen zu einer Rotunde, mit tiefverschalteten Nischen aus. Verrostete Rüstungen darin wie Raubritter im Hinterhalte, auch ein massiger, die runde Wand maskierender Scheinkamin.

Dieser Weg war für die Herzogin erhellt. Man wußte, daß sie noch eine Stunde vor Nacht in Einsamkeit bleiben wolle. In der Garderobe warteten ihre Kammerfrauen.

Es war schon still geworden in der Hofburg, als die Herzogin aus dem Annazimmer trat, nur der Sturm vom Rheine her schien stärker zu werden, stieß gegen die Mauern und riß an der Kuppel.

Ein weißschleierndes Tuch über Kopf und Schultern geworfen, schritt leise die Herzogin den langen Gang hin. Der Flackerchein der Lichter spielte um sie. Sie eilte durch die Rotunde an der Nische vorbei — da trat ein Mann heraus. Sein Schatten löste sich von der schwarzen Rüstung, fiel in den schimmernden Weg der Herzogin. Junker von Hall stand vor ihr.

„Junker!“ rief sie ihn mehr erstaunt als erzürnt an, denn es mußte ein besonderer Grund vorliegen, der ihn wagen ließ, in die innern Räume der Herzogwohnung vorzubringen.

Er stand und sprach's wie einen Auftrag:

„Maria Stuart ist enthauptet worden.“

Eiskälte rann über sie. Aus dem Schleier heraus starrte ihn ihr bleiches Gesicht an. Ihr Hauch flog:

„Wann?“

„Am 18. Februar —. Nicht weit von dem Tage, der Euch die höchste Auszeichnung ins Breve schrieb.“

Da stand ein jähes Schweigen zwischen beiden. Der Sturm pfiff schrill. Als müsse sie sich gegen ein geheimes Schrecknis wehren, fragte schnell die Herzogin:

„Wer bracht die Zeitung?“

„Ich hör't's den Legaten zu Schinkern sprechen.“

Die Frage fuhr ihr heraus: „Und — hörtet Ihr die Antwort des Marschalls?“

„Er sprach: ‚Es ist nur eine schöne Frau weniger.‘“

Sie hüllte sich fester in den Schleier ein. Ihr Fuß stellte sich wie zur Flucht. In dem Aufruhr ihrer Gedanken erschien ihr jetzt fast das Eindringen des Junkers als kleineres Übel. Sie verabschiedete ihn kurz:

„Die Nachricht entschuldigt Euch.“

Sie lenkte eiligst in den Gang ein zu den Schlafgemächern. Da huschte sprunghaft der Schatten an ihren Füßen vorbei und lag auf der Schwelle. Des Junkers Gesicht glühte zu ihr herauf. Im unsicher zuckenden Widerschein der Windlichter vermüstete die wahnsinnige Leidenschaft die schönen Züge. Aus den verdurstend halbgeöffneten Lippen zischte der schwere Atem:

„Nicht über diese Schwelle! Nicht mehr —!“

Ehe sie begriff und den verwegenen Sinn seiner Worte richtig deutete, lag er vor ihr ausgestreckt, und sie fühlte seinen brennenden Ruß auf ihrem Seidenschuh. Sie stand wie angenagelt, er saugte sich in sie fest. Sie durfte in diese Situation hinein keine Diener rufen, damit rech-

nete wohl der Frechling. Er zwang sie, ihre Stimme zu dämpfen.

„Das wagt ein Junker?!“

„Könnt Ihr, kann er dafür, daß Euer Anblick toll macht?“

„Ich hab mich an Euch verschwendet, Junker!“

„Stampft mich, ich halt's aus.“

„Feige und ehrlos! Ihr verdient Euern Degen nicht.“

Er schellte auf unter dieser Züchtigung. Halb noch auf den Knien starrte er in ihr flammendes Gesicht im Schleiergesalbel. Da trafen ihn ihre Worte von neuem:

„Euern Degen, Junker!“

Nun stand er steil aufgerichtet, seine Hand griff an den Gürtel. Den Blick maßlos verstört auf sie, zögerte er noch eine blißhaste Sekunde. Dann schnallte er den Degen ab. Er legte ihn auf die Türschwelle. Noch wie im letzten wahnsinnigen Protest.

Da sprach noch die Herzogin: „Ihr seid entfernt vom Hofe. Ganz entfernt.“

„Ganz entfernt —,“ wiederholte er mechanisch; und sehr ruhig: „Ist mir erlaubt, drei Atemzug lang noch den Degen zu halten?“ bückte sich schon, riß ihn aus der Scheide, stemmte ihn gegen sich und — stürzte sich hinein.

In diesem blißhaften Geschehen stieß die Herzogin ihn beiseite, die Schneidenspitze flüßte ihm unterm Arm durch und schnitt eine tiefe Brustwunde. Er taumelte, riß sich krampfhaft hoch, da wirbelte von der Garderobe ein Schatten her, eine Schulter schob sich unter seinen Arm, eine kleine feste Hand griff um seine Hüfte. So hielt er sich, gedrückt an die Wand. Sein Gesicht fiel an ein junges totfahles —

„Anna —“ Ihre Blicke verstanden sich. Jetzt galt es, die Herzogin zu decken. Da war Karl Sakai irgendwo aufgetaucht, sprang ans Kamin, stieß ein Ritterbild zurück, und ein schmaler Gang lag bloß. Die Herzogin verschwand darin, als die Kammerfrauen und mit ihnen ein Kämmerling aus dem Gange stürzten und dem verwundeten Junker beisprangen.

Diener der Fürsten fragen nicht. Doch gab Anna von Hall dem Kämmerling die Erklärung. Der Junker habe ihr bis — hierher nachgesetzt, — war trunken — — fiel in seinen Degen —.

Diener der Fürsten antworten nicht, wenn's nicht verlangt wird.

Mit einem Blick, der Gestorbenes beweint, sah Anna von Hall der Fürstin nach. — —

Der Junker schrie im Fieber nach Anna von Hall.

Da ließ sie ihm sagen, die D o m i n a habe sich nach seinem Befinden erkundigt.

Beim Ankleiden schon ließ die Herzogin ihr Edelfräulein herrufen. Die Kammerfrauen schnürten ihr das Kleid mit der niederländischen Wirkarbeit. Metgen hielt ihr die große spanische Krause bereit. Die Finger der Herzogin nestelten daran.

„Das Leimwasser steift sie nicht mehr. Man soll eine niederländisch Kragenwäscherin holen lassen. — Liebe Hall, kommt näher.“

Sie faßte sie an der Hand, sie sah ihr scharf ins Gesicht. Und halblaut: „Wir wollen Euch Hochzeit machen. Das ist das Best.“

Die kleine Hall verzog keine Miene, antwortete mit ruhiger Bestimmtheit: „Ich werd ihn niemals heiraten.“

Wieder faßte die Herzogin sie scharf ins Auge.

„Ist da nichts —?“

„Nein, Durchlaucht.“

„Nichts angesponnen?“

„Nein, Durchlaucht.“

„Laß die Durchlaucht weg.“

Gerhardgen trat heran und deckte ihr den Leinen: tragen über den tiefen Halsausschnitt. Metgen legte dann eine steifere Krause, den ‚Mühlstein‘, auf. Die Herzogin zuckte die Schultern hoch.

„Nehmt mir den Mühlstein, er drückt spanischer als ich dachte.“ Sie ließ sich den Metallspiegel bringen, Metgen hielt ihn, und Gerhardgen mußte nach Anordnung die kostbaren Hals- und Busenketten schlingen.

„So nach welscher Sitt vor den Legaten?“ Gerhardgen hielt inne mitten in der Arbeit.

„Er ist auch welsch, der zierliche Legat,“ sagte die Herzogin und ließ die Strahlen des Spiegels auf sich spielen. Auch ein Legat hat Männeraugen.

Sie erhob sich zu entscheidendem Gange. Mit ihrer sieghaften Schönheit ging sie, im gleißenden Funkeln ihrer Edelsteine. Es galt, eine warme Freundschaft unter dem violetten Mäntelchen nach Rom zurückzuführen.

Schon an der Türe erinnerte sie sich noch einmal ihrer kleinen Hall.

„Pflückt Euerm franken Vetter Blumen von der Burgmauer.“

Da warfen Pagen die Türen vor ihr auf, die Oberhofmeisterin wartete, und im Troß ihres Gefolges verschwand die Fürstin durch die lange Galerie zum Audienzsaal.

Ein Kammerherr trug ihr Dankschreiben an Se. Heiligkeit, das sie in die Hände des Legaten legte. Dann blieb sie mit dem Legaten allein. Er hörte sie nachsichtig an, versprach alles und segnete sie.

Sie hatte ihm ihren schimmernden Gedanken mitgegeben: Das goldene Bließ für den armen verachteten Erbprinzen! Ein königliches Ansehen für den Zertretenen. Se. Heiligkeit möge Spanien dazu veranlassen.

Und auf den Knien lag sie vor dem zierlichen Legaten und empfing seinen Segen.

Dann reiste er ab.

„Wer ist zu seinem Geleit bis Cöln bestimmt?“ fragte die Herzogin.

„Marshall Schinkern und Georg von der Horst nebst einigen Rittern.“

Das fiel lähmend auf Jakobe, und da sie gegen die eiserne Macht dieses Mannes keine andere Hilfe wußte, ließ sie Bittgottesdienste abhalten und die Altäre mit brennenden Kerzen schmücken.

„Hör auf,“ murrte der Erbprinz, „ich hab keinen Taler mehr.“

Da ließ sie es bei dem Krämer an der Kreuzbrüderkirche ins Schuldbuch schreiben.

Derweil traf wieder auf das Dankagungsschreiben der Herzogin ein zweites päpstliches Breve ein, in noch wärmeren Worten väterlicher Gunst.

„Wir haben Dein Schreiben in Unserm Geheimen Consistorio verlesen lassen —“

Dieser Wert, diese Auszeichnung ward ihrem Schreiben. Ihre Hoffnungen erstarkten zur Zuversicht. Sie schrieb in diesem Sinne nach München und Cöln. Von



Eöln kam hierauf umgehende Antwort, Nuntius Frangipani habe die Zusicherung von Rom, daß Se. Heiligkeit dem Erbprinzen seinen Beistand verspreche, doch hielt es Se. Heiligkeit für besser, um nicht den Argwohn des Altherzogs zu erregen, sich nicht offen einzumischen und weise daher den Erbprinzen an, sich mit dem Nuntius, dessen Nähe heimlichen Verkehr gestatte, in Verbindung zu setzen.

Das war vorsichtig und nicht die entschiedene apostolische Hand, die Jakobe erwartete.

„Sie stahn alle in der Furcht,“ klagte erbittert der Erbprinz.

„Wir müssen Frangipani erwarten,“ sagte die Herzogin und wehrte sich leidenschaftlich gegen alle Zweifel.

„Ich werd's dem Nuntius anwerfen, alles was sie mir andue, alles was sie mich verärgern und verhizen.“

Doch zögerte der Nuntius. Wider Erwarten gab diesmal der Altherzog dem formellen Ersuchen zur Audienz statt, knüpfte aber die Bedingung daran, der Nuntius dürfe nicht mit seinem Sohne in Verbindung treten. Das war der Keulenschlag in die gläsernen Hoffnungen des Herzogpaares. Jakobe brach in heftiger Gemütserschütterung zusammen. Sie hatte die Energien in sich aufgepeitscht, nun forderte die frauliche Weichheit ihr Naturrecht.

Man ließ den Leibarzt holen. Der kam und brachte keine Tröstung durch heilsame Kräuter, der warf unter seinen weißbuschigen Brauen hervor rollende Blicke, stellte seinen schnauzbärtigen Mund zum Beißen, und man mußte erst nachdenken, wie gute Ratschläge er brachte. Er begann mit einem gräßlichen Fluch, daß er da einen kranken Junker unterm Messer habe. Der kranke Junker sei ein Teufelsloch von Mundstück, denn folgenden Schurkenstreich

habe der im hitzigsten Wundfieber ausgezupponen oder erstonnen — wie man's nimmt — und das Auszupponen könnt man nu selbst besorgen. Demnach also: Das Renkontre mit dem Nuntius soll unter Ausschluß der Öffentlichkeit am Krankenbette dieses verdammten Junkers stattfinden. Der Junker habe sich verpflichtet, eine halbe Stunde die Funktion einer Leiche auszuführen, nichts zu sehen, noch zu hören, sondern stumm, wie der Sage nach das Grab sein soll. Im übrigen gelten für ihn die Worte des sich schlafendstellenden Herrn an seinen Diener, der ihn bestehlen wollte: *non omnibus dormio*, nicht für alle schlafe ich.

Daraufhin ward der Nuntius verständigt. Auch Graf von der Broich wurde in dies kleine politische Schachspiel eingeweiht, denn er wirkte geheim und sehr tatkräftig für eine Partei gegen das Triumvirat und gegen die Politik aus der Konservierungskammer der Fürstenmumie.

Da der Nuntius mit dem Hallischen Geschlecht, das Güter in Italien besaß, Beziehung hatte, so war damit das unauffällige Motiv zu einem Besuch bei dem schwerkranken Junker gegeben.

Der Nuntius brachte mit vielen Redensarten seiner welschen Liebenswürdigkeit vor, daß Se. Heiligkeit in den gegenwärtigen Zeitläuften Bedenken hege, eine so hohe Auszeichnung, wie das goldene Bließ sei, bei Spanien zu unterstützen. Verleihe Spanien das goldene Bließ, so ehre es nicht nur den fürstlichen Empfänger, sondern unterstütze ihn auch. Ob es aber in der heillosen Verwirrung dieser Lande erwünscht sei, offensichtlich und mit Einsetzung der militärischen Macht den Erbprinzen gegen den regierenden Herzog und seine Räte zu unterstützen? Dieser

Kurs erhalte gewiß nicht die Zustimmung des Kaisers, der nichts sehnlicher wünsche, als den Frieden am Rheine zu erhalten. Doch werde der Papst Breve an die Kurfürsten von Mainz und Trier und die Herzöge von Parma, Lothringen und Bayern geben, daß sie dem Erbherzog ‚im Notfalle‘ Beistand leisten sollten.

Auf diese versüßte Niederschmetterung antwortete der Erbprinz mit einer Sturzflut von Klagen und Beschuldigungen.

„Ob das mög Euer Eminenz gut bedunken, daß man Ämter und Würden an Günstlinge und Unfläte verschandeln duet? Man fragt mich nit darzu. Was haben Wir for Kammergeld! Achthundert Taler. Ja. Wir haben Schulden bei Schneider und Krämer wie Mausfallenmacher. Ich hab zehn Taler an den Dhauner verspielt. Ich derf nit mehr. Nein, o nein. Es ist eine schlechte Finanzwirtschaft, ich leid's nit! Ich werd's jekt machen, das sag ich. Ich werd eine Regimentsordnung machen. Ich widersek mich in allem. Ich widersek mich auch der Tagfahrt zum kleinen Landtag, ich geb keine Unterschrift mehr, die mich als künftigen Landesherrn künnt schädigen. Ich werd doch Landesherr. Der Herr Watter lebt keine zehn Jahr mehr, und ‚im Notfall‘ will mir doch Se. Heiligkeit beistehen, also wann der Herr Watter sterbt —“

Der Nuntius versprach, in der Audienz beim Altherzog nochmals darauf hinzuwirken, daß dieser seinen Sohn als Erben behandle.

Da nahm ihn Johann Wilhelm beim Wort fest, er solle ihm das Resultat vermelden, es zieme sich doch, auch seine Aufwartung bei der von Se. Heiligkeit so hoch ausgezeichneten Herzogin zu machen.

Während dieser folgenschweren Audienz verhartete das Herzogpaar in der Schloßkapelle. Es sah keine menschliche Hilfe mehr, so machte es denn der göttlichen das Gelöbniß: Die Jesuiten ins Land zu bringen gegen die Ketzer!

Derweil denn der Nuntius vor dem Altherzog die Audienz mit Höflichkeiten einleitete. Der Kanzler als weltlicher, der Dechant als geistlicher Rat des Herzogs wohnten bei.

Da ließ auch der Alte die entfesselte Meute seiner Klagen und Beschuldigungen durch den Kanzler, als Sprecher, anbringen, fluchte und verwünschte die Einfälle der Spanier, wodurch das Jülicher Volk aufgebracht und gegen die Regierung verbittert werde.

„Spanien rodet uns das häretisch Unkraut aus,“ war des Nuntius lebhafter Einwand.

Das brachte den Alten in cholertischen Zorn.

„Der spanisch Philipp frist uns in frummer Absicht mit Haut und Haar uff!“ Und nun möge der Nuntius da mal sein vernünftig Wort am apostolischen Stuhl reden. Der Papst solle seinen Beistand gegen die spanischen Bedrängnisse geben.

Nun wurde dem Nuntius der Boden heiß. Er hielt es für geraten, schleunigst diese Residenz des politischen Chaos zu verlassen, ohne Abschied im Schwanenzimmer, — dem kleinen Audienzsaal der Herzogin. Unverdaute Ideen hier wie dort, habernde Herzöge, die dem Glauben dienen wollten und doch nur vor der eignen Herrschgier Kniefall taten. Die Dinge an diesem Hofe jagten der Katastrophe zu. Stand Johann Wilhelm nicht in den Fußstapfen des Empörers? Die Räte konnten den Anlaß finden, ihm und seinem Anhang ans Leben zu gehen.

Ohne Abschied reiste der Nuntius. Und in der Schloßkapelle irrte das Gelöbniß von bebenden Lippen in die Kuppel.

„Und die Jesuiters kommen doch!“ rief der Erbprinz. Ignorierte man seine Befugnisse, so er auch die gesetzlichen, mit denen man ihm Handschellen schmiedete. Er berief einen Komtur, der als Johanniter aus Türkenkriegen heimkam, befahl ihm, sämtliche Pfarstellen in den reformierten Gemeinden mit Jesuiten zu besetzen.

Da brach bei den protestantischen Landständen eine förmliche Revolte los. Es handelte sich hauptsächlich um Gemeinden, denen schon die Religionsfreiheit durch den Altherzog dekretiert war. Man berief einen schleunigen Ausschuß der Stände und Räte. Doch ließ Johann Wilhelm ankündigen, daß er eidliche Antwort der Versammlung fordere, ob seine Verordnung etwas Ungöttliches oder Unchristliches enthalte.

Die Räte begegneten sich und hatten Augurenblicke.

Am frühen Tage der Versammlung hielt eine Staatskutsche dicht vor dem Staffelgiebel des großen Burghofes. Vier Kämmerlinge hoben den Altherzog in die Kutsche, und fort rollte sie wie auf der Flucht.

Im leeren Ratsaal erschien dann der Erbprinz. Vor der Herzogin stand bedauernd, als sei er der Urheber, der Geheimschreiber:

„Man hat die alte Hoheit zur Ratsversammlung — aufs Land entführt.“

In ohnmächtiger Wut heulte der Erbprinz wie ein grimmer Bube los, ließ sein Pferd satteln, sprengte wie toll und unsinnig aus der Residenz, drohte die Versammlung zu sprengen. In der jähen Angst um ihn schickte

ihm Jakobe die besten Reiter, zwei Stallmeister, nach. Einen langen Tag irrten sie, kehrten zurück im langsamen Trott. Kaum hielt sich der schwächliche Erbprinz noch zu Pferd. Verwünschungen prallten hinter ihm her. In einer Bauernhütte hatte man ihm einen Trunk verweigert. An Verwüstung und Brand flog sein toller Ritt vorüber: der Spanier fürchtbare Spur.

In den Armen Jakobens brach er zusammen.

„Rache gen Spanien!“ stieß er noch hervor aus gequälter Brust.

Sogleich ließ die Prinzess bei der Herzogin anfragen, ob sie den Bruder besuchen dürfe.

Großherzig ließ die Herzogin sie mit ihm allein.

Sybilla seufzte schrecklich und wünschte wieder allein im tiefen Wald zu sein statt in dieser Verwirrung am Hofe. Der Erbprinz wünschte desgleichen. Er preßte seinen armen Kopf, in dem es jetzt wunderbar durcheinander ging, und wiederholte flehend seine alte Forderung:

„Der Herr Vater soll mich an die Statthalterei nach Mörs und Geldern schicken, denn ich muß hie fort, ich muß fort, Schwester, komm mal heran, — näher! Ich hab's in der Angst, daß sie mir kalvinische doctores schicken und mich vergiften lassen. Es ist arg schlimm, Schwester.

Da seufzte wieder die Schwester und sagte, beim Türken könnte man nicht schlimmer behandelt werden als hie zu Hof. Und seufzte anhaltend, es sei augenscheinlich und nicht mehr zu leugnen, daß ein Strafgericht Gottes überm Jülicher Land wie ein Gewitter liege.

Sie faltete die Hände im Schoß und senkte den Blick, denn es sollte wahrhaftig nicht über einer Jungfrau Lippen:

„Es lauft das Gerücht, der Schoß Jakobens bleibe unfruchtbar.“

Wie vom Blitz ward's hell um ihn. Ja! Das wars Strafgericht Gottes!

„Das kummt von dem Verlustieren und Mummern und Tanzen,“ verkündete Sybilla prophetischen Tones. „Das ist dann immer die Straf hernacher. Und du leidst mit, Bruder.“

„Sie muß sich freuen,“ sprach er gut.

Gekränkt erwiderte sie: „Dann sull sie bloß nit das Argernus an die Dienerschaft geben. Daß der Hall sich wegen der Anna die Brust ingerannt hat, zeigt, wie die Mores hie zuschanden kummen sind. Wie der Herr, so der Knecht. Aber Jakobe hat immer den Junker scharmuzieren lassen. Die verrückten Mannsbilder scharmuzieren all um die Domina. Ein ehrbar Frauenbild duldet das nit. Ich tät's nit. Am wenigsten leid ich das Scharmuzen der gemeinen Junker.“

Ein böser, unsicherer Blick flog nach ihr:

„Der Junker hat doch der Hall nachgesetzt.“

„Vor dem Schlafkabinette der Herzogin?“ Stand auf und wollte gehen. Hinter ihr sprang der Erbprinz auf und zerrte sie zurück.

„Ich laß dich zwei Mond auf die Kammer sperren.“

Da weinte sie und klagte, daß jeder am Hofe die Schuh tät abpußen an ihr, daß man sie wie eine Distel trete.

„Still!“ beruhigte sie der Erbprinz schnell versöhnt, „ich laß dich nit treten. Du mußt aber nit kommen und mich erhizen. Ich sein sehr gequält.“

Sybilla tupfte ihre Tränen auf, sagte, die preußische

Schwester habe, als der Erstgeborene nicht kommen wollte, die Kur in Ems genommen, man solle auch Jakob den dort hin schicken.

„Wann der Herr Batter an die Staatskass' die Anweisung gibt.“ Der Prinz stürzte sich heftig auf diesen Rettungsanker.

„Ich werds dem Herrn Batter beibringen.“

So kam sie zu öfterm Besuch, und wenn sie ausblieb, verlangte er nach ihr. Sie wurde die stille Post zwischen Vater und Sohn, und diese erste Heimlichkeit gegen Jakob drängte ihn wieder näher an die Verwandten. Oder war's ein anderes — das leise bohrende Mißtrauen gegen die Frau, die er auf seine Art abgöttisch liebte? Er ertappte sich auf dem ersten feindseligen Gedanken gegen sie. Eine lustige Herzogin war sie in dem verwilderten Rheinland. Ja!

Da sie ahnungslos, was hinter ihrem Rücken sich ausspann, kam und gut mit ihm war, er auch gegen ihre geistige Überlegenheit nicht ankommen konnte, ward er wieder süßsam. Aber der geheime Bohrer zerwühlte sein Gehirn.

Sybilla brachte gute Nachricht. Der Alte widersetzte sich der Wunderkur in Ems nicht.

„Daß sie nur vom Hof wegstummt!“ schrie er; aber in sein stumpfes Dasein fiel doch der Gedanke wie eine Weihnachtsbescherung, daß das Jülicher Haus im Mannserben sich weiter pflanzen möge.

„Weißt, was mir die Preußin schreibt?“ sagte Sybilla vertraulich zum Bruder. „Wann Gott Euch ohne Mannserben laßt, erhebt sie Anspruch auf die Nachfolg im Jülich-Clevischen. Was das bedeutet, Gott helf! Sie hat protestantisch geheurat.“



Nun warfen diese drei Menschen sich auf die Idee der Emser Wunderkur wie Ertrinkende.

„Würd da wieder eine Annäherung?“ fragte der Haushofmeister, der ins Haus des Kanzlers zu ganz ungewöhnlicher Zeit eindrang.

„Das machte uns den dicken Strich durch die Rechnung.“

„Ich erwarte morgen des Tags den Marschall von Cleve zurück.“

„Deo gratias!“

Als dann das Fräulein Sybilla beim Herrn Vater eintrat und wieder von der Emser Kur anfang, ward er unwirsch und drohte mit dem Krückstock. Welcher Umschlag war eingetreten?

„Es sein Praktiken am Werke, weiß Gott,“ klagte sie der Oberhofmeisterin, vor der sie als der Amutter des Hofes zusammentradte.

In der Frühe des Wintermorgens wurde sie durch taujend Angste aufgetrieben, denn sie glaubte Fackelschein im großen Burghofe bemerkt zu haben.

Noch vor der Frühkirch eilte sie in die vertrauten Gemächer des Staffelgiebels. Zwei Hellebardiers verwehrten den Eingang. Da drängte sie von Angst getrieben gewaltsam ein und fand die Gemächer leer. Den Lehnstuhl des Herzogs, seine Waffensammlung — alles ausgeräumt.

„Wo ist der Herzog?“ Sie rang die Hände.

Da trat ihr Dechant Boß entgegen.

„Es ist hochnötig worden, den Hof nach Hambach zu verlegen.“

Unbekümmert um die Dienerschaft lief sie mit verweinten Augen nach den Schwanengemächern.

„Der Herzog fort?!“ rief die Herzogin, und es war ein Läuten von Triumph in ihrer Stimme.

Die Geschwister sahen sich an, sie hatten es gehört und verstanden. Und gemeinsam fühlten sie sich getroffen. Aber die bezaubernde Herzlichkeit Jakobens floß über sie und hielt sie zusammen in dem gemeinsamen Leid. War Jakobe so kurzsichtig, daß sie nicht einsah, wie sie nun in dem vereinsamten Düsseldorf von der Regierung vollständig abgeschnitten waren?

„Nun wollen wir Hof halten, auf daß nach Hambach kein Hahn mehr kräht,“ sagte sie mit wiedererwachter stolzer Zuversicht. Die Quadersteine um sie waren gestürzt. Sie atmete Freiheit, denn sie atmete nicht mehr die Luft mit dem eisernen Manne. War das nicht schon ein Eingriff des Himmels? Eine wunderbare Fügung? Der Feind wollte frohlocken und half ihr auf die Bahn des Sieges. Wunderbare, o wunderbare Fügung! .

Und Johann Wilhelm erzitterte in den mystischen Schauern, die von ihrem temperamentvollen Vertrauen auf den Himmel ausstrahlten. Sie baute zu kristallinen Triumphbogen die Pläne des lieben Himmels aus. Wollte man nun in Hambach gegen alle kaiserliche Verordnung die Vorrechte des Erben dieser Lande außer Acht und Respekt lassen, so würde man desgleichen hier in der alten Residenz das neue Hambach ignorieren. Zweierlei Hofhalt und Politik! Wenn dann noch der langsame Kaiser zögerte, ganze Arbeit zu tun, und der Papst in der unfruchtbareren Passivität friedlichen Zuspruchs verharrte, so mochten die Folgen auf diese Häupter höchster weltlicher und kirchlicher Macht fallen.

Johann Wilhelm staunte in dies Wunderwerk ihres

phantasierenden Geistes. Er verfiel in den alten Zauber, der von ihr ausging. Aber seine Miene verfinsterte sich, als sie sprach:

„Wir müssen ein Fest feiern. Wir müssen einen Leuchter auf die alte Residenz stellen, der weit ins Land hinaus lündet, wo noch immer der Hof von Düsseldorf steht. Die Blicke des gemeinen Volks dürfen nit nach Hambach gehn.“

Und da er noch in düsterer Abwehr blieb, schlang sie seinen Arm um ihn, strich die kleinlichen Bedenken von seiner Stirne. Feste und Spiele will das Volk. Es wird nicht murren, wenn es seinen Fürstenhof im Glanze sieht. Wo Glanz ist, vermutet man Macht. Jetzt galt es, die Macht nach außen zu dokumentieren, nicht die arme Hilflosigkeit. Um Johann Wilhelms Namen wollte sie die Gloriole der Herrscherwürde weben.

Da war er emporgerissen, der arme mißachtete, nun von krankhafter Herrschergier gepeinigte Prinz. Ja, Ja-lobe, ja! Regieren wollte er ohne Hambach, regieren — va banque. Zweierlei Hofhalt und Politik. O Jakoba, liebe Frau!

Sie planten ein Winterfest, wie es seit Menschen-gedenken am Düsseldorfer Hofe nicht gesehen ward. Wenn nun die Räte aus der herzoglichen Kammer in Saus und Braus lebten, warum sollte ein Fürstenpaar darben?

Sie begannen mit den Vorbereitungen. Die gesamte Ritterchaft des Landes sollte zu Hofe befohlen werden, die Männer von Einfluß, wie Pallant, Graf Dhaun, der von Broich, auch die Komture und Domherren — eine illustre interkonfessionelle Gesellschaft um ein junges ehrgeizig strebendes Fürstenpaar. Geheimsekretär Arnold war

das rollende Mädchen der gnädigen Frau Jakoba — und plötzlich stockte es. — Hoftrauer! — — —

Eines jähen und unvorhergesehenen Todes war der junge Markgraf von Baden, der Herzogin Bruder und Sybillens Verlobter, verstorben. Zwei Frauen zerbrach dieser Tod schöne Hoffnungen.

Wenn Fräulein Sybilla sich bisher auch in den tiefsten Wald gewünscht hatte, so stand dieser Wunsch doch in den Sternen überseht als ‚regierende Markgräfin von Baden‘. Nun aber mochte sie klang- und sanglos in ihre Altjüngferlichkeit hineinwachsen.

Da war nun auch das lose Band, das sie an Jakobe knüpfte, zerrissen. Alles, was sie bisher an Zurücksetzung nur im Hinblick auf ihre künftige dominierende Stellung stumm, aber empfindsam hinuntergeschluckt hatte, blutete nun aus wieder offenen Narben. Sie hatte jetzt den ehrlichen Mut, sich ihre Abneigung gegen die bevorzugte Rivalin einzugestehen, und hielt nur noch den äußern Schein erträglichen Einvernehmens fest.

Denn: „Noblesse oblige,“ hatte die Oberhofmeisterin gesagt.

In die gewaltsame Trauer des Düsseldorfer Hofhalts fiel die Ankunft eines berittenen Eilboten aus Hambach wie ein Ereignis. Er brachte einen Avisbrief des Altherzogs mit der Gegenzeichnung des Kanzlers sowie des Hofmarschalls, des Inhalts, daß die Kur in Ems von Regierung wegen dringend erwünscht sei und die Kosten der herzoglichen Kammer auferlegt würden.

Jakobe hielt das Schreiben mit dem schweren Wachsiegel in der Hand. Zu jeder anderen Zeit würde ihr dieses Gnadengeschenk des Hofmarschalls — denn er war

der große Regisseur hinter der Kulisse des Jülicher Staates — Bedenken eingesflößt haben, aber jetzt, wo ihr die Einsamkeit der Hoftrauer hinter den alten Burgmauern drohte und ihr düstere Schatten aufs Gemüt warf, schien ihr dieser Ausweg wie eine willkommene Rettung.

Herzogin Jakobe zog aus nach Ems.

---

## Fünftes Kapitel

In der dunstklaren Halbfinsternis des späten Herbstmorgens schwamm das Schwanenschiff bergwärts.

In feinen farblos ungewissen Silhouetten wie ein nachtwandelndes Urwesen, das aus dem Ozean sich in Rheinwasser verirrt.

So in der Morgenstille die Fahrt nach Ems. Man wollte kein Volk ans Ufer locken, denn das Volk war nun wie schlafende Hunde, von denen man nicht weiß, ob sie beißen.

Aber daß die kleine Hall nicht mit ihrer Domina zog —? Und es war gewiß, die kleine Hall zog nicht mit ihrer Domina. Man hatte sie zwar an ihrem Handkofferchen beschäftigt gesehen — ein büttenförmiges, eisenbeschlagenes Ding, das ‚Eimerchen‘. Aber dann trat die Oberhofmeisterin zu ihr, die diplomatische Thys, die wie eine Mutter mit liebenswürdiger Sicherheit über den Ereignissen schwebte.

Mit feinen bezenten Händen, als wolle sie Rosen pflücken, packte sie der kleinen Hall ihre Säckelchen wieder aus.

„Kind, wir wollen zu Hause bleiben.“

Da wußte das Fräulein, daß man ihre Begleitung nicht wünsche.

„— nicht erwünscht sei,“ verbesserte die Oberhofmeisterin. „Die Umstände gestattens nit, und ich bin da, die Umstände ins Hofdeutsch zu übersetzen.“

Das Hofdeutsch dieses Umstandes war: Anna von Hall hatte sich so weit vergessen, daß sie eine gewisse Situation in die Räume ihrer Herzogin verlegte, die das Hoffräulein zumindest etwas aus der fürstlichen Gunst wegrücken mußte.

Danach schob die Thys ihre Fingerspitze unters Kinn des geknickten Köpfcchens, sah der recht niedlichen Tragödin ins schweigjame Gesicht, und sie verstanden sich: Man muß alles für Fürsten ertragen!

Da ging das Fräulein auf die Burgwiese, um Reiflein an den Baumhaken zu werfen. Aber es warf keine Reiflein an den Baumhaken. Vielleicht wartete es auf die Rückkehr der Pagen vom Fehtplatz. Doch hätte man das dem Fräulein nicht sagen dürfen! Es hätte wahrscheinlich einen niederbohrenden Blick grenzenlosen Erstaunens geworfen. Im übrigen müßte man doch wissen, ob der Junker schon gestorben sei. Mehr wollte sie nicht wissen, und weniger auch nicht. Ob da einer daran dachte, der alten Mutter des Junkers Nachrichten zukommen zu lassen? Wer fühlte sich hier verpflichtet dazu? Vorausichtlich — ja aber ganz gewiß dachte man, daß ihr als nächster Verwandten —

Da zogen die Pagen vorüber, schwenkten ihre Barette und riefen ihr Salve! Denn etliche unter ihnen beschloffen, da schon viele wegen der Domina sich Beulen an den Kopf schlugen, nach der niedlichen Hall abzuschwenken. Aber was war denn der Hall? Flüchtete wie ein verschrecktes Reh. Ah —! Der scharmante Fehdmeister stolzierte nicht nebenher. Ja, wahrhaftig, man hatte den scharmanten Fehdmeister schon ein bißchen vergessen. Erst fragte man heftig betrübt: „Ach Gott, wie

geht's ihm?" Zwei Wochen lang. Dann: „Es geht ihm ja izt besser.“ Dann: „Liegt er immer noch?“

Dann hatte auch das Fräulein von Hall bei ihm anfragen lassen und erhielt den prompten Bescheid: „Ich werd satt.“

Freilich hatte man auch den kranken Altherzog satt gepflegt, aber daß ihm saurer durchseihter Wein verabfolgt wurde, indes die Dienerschaft die edlen Jahrgänge soff, und daß ihm die Speisen wie Hundsfutter zusammengemengt wurden, das kirsfierte im Schlosse als öffentliches Geheimnis.

Da wußte sie nicht, was sie tun wollte, und lief doch weiter an die Burgmauer, wo sie ihm einmal Blumen aus dem Garten der Domina gepflückt.

Dort lag ein bleicher Mann in den Blumen, und sie schrie ihn an: „Dietrich!“ Denn sie meinte, da läg er und ständ nicht mehr auf. Er öffnete aber die Augen und sagte:

„Mein Tod würd Euch erschrecken, das freut mich.“

Drehte sich zur Seite, so daß sein Gesicht in den Blumen eingebettet lag. „Bleibt, denn ich bin in meiner Krankheit ein interessanter Mensch worden. Ich muß den Gürtel izt so eng um die Hüften schließen, daß ich mich auf halbes Futter beschränken kann. Wenn Ihr mich also heiraten sollt, so erwägt das mit meinen Vorteilen.“

Sie zwang sich den spielenden Konversationston an, mit dem sie ehemals die neckischen Scharmügel mit ihm ausfocht. Das klang nun wie gesprungen Glas.

„Euer Biß ist bitter, schmeckt mir nit.“

„Euer Lachen ist traurig, gefällt mir nit.“



„Ich bitt, legt Euch nit in die Blumen.“

„Wenn die Blumen mal auf mir liegen, schwaß ich nit mehr.“

Sähe Blässe rann in ihr Gesicht. Sie mußte daran denken, daß bald die Blumen auf ihm gelegen hätten. Aber brauchte sie drum blaß zu werden?

Da sah sie ihn in den Blumen wühlen, er pflückte eine und stieß sie ihr beinahe rauh hin.

„Da nehmt, oder vielmehr riecht daran. Ihr meint, weil ich schwach wäre und in den wildduftenden Blumen läg, könnt ich betäubt werden. Ja, seht, drum grad lieg ich hie.“ Aus seiner Stimme bebte nun der gefährliche Nachhall einer zerbrochenen Leidenschaft: „Ich wollt bloß wissen, ob die Blumen der Domina mich noch betäuben.“

Da wandte sich das Fräulein wie zur Flucht. Der Name der Domina fiel wie ein Schwerthieb auf sie.

„Müßt mich anhören,“ er schnellte auf.

„Ich hör Euch nit an.“

„Wir sind unter ein Joch gekuppelt worden, nun haben wir das miteinand abzumachen. Wir.“

„Ich hab's mit mir abgemacht.“

„Ich nit mit mir.“

„Auf Euch kommt's nit an.“ In namenloser Traurigkeit sprach sie es. Und er haßte ihre Hand, streichelte sie, drückte seine Wange daran, wie man ein federweich Täubchen mit warmer Sorgfalt in der Hand hält.

„Ja, auf Euch kommt's an. — — Anna, seht mal, wie ich worden bin, lang wie ein Strick. Von innen seh ich noch erbärmllicher aus. Man hat mich nürbe bracht. Also seht an, so bin ich igt. Ein besserer Kerl,

als ich es verdien. Anna, lieb Anna, wann sollen wir Hochzeit machen?"

„Weil Ihr jetzt mürbe seid, macht Ihr Hochzeit mit mir. Herr Junker, wir wollen warten, bis Ihr wieder fett wie ein mäßiger Bierziger seid.“

„O, das war wüßt.“

Hörte sie das? Was ein wirklicher Herzenston tiefen Verleßtseins? Trau einer diesem Junker — pah! Sie kniff die Lippen ein und blieb hart. Da stand er auf Er war wirklich wie ein Strick. Wenn sie ihn auch abgetan hatte, ganz abgetan, so konnte sie doch Mitleid mit ihm haben.

Sie sagte mitleidig: „So was kunnt man aus Euch machen!“ und erstickte daran.

„So was, ja,“ schnarrte er wieder in seiner blasierten Verbitterung. „Wir sein Hunde vorm Schuh der gnädigen Frau Jakoba. Sie hat Hunde, die sie beißen, und Hunde, die ihr den Fuß lecken. Aber Hunde, Hunde sind wir alle vor ihr.“

„Geschlagene Hunde bellen heftig,“ sagte sie nun in zorniger Verachtung.

„Ja, ganz recht,“ sagte er glatt, fast leidenschaftslos, „ich belle noch. Aber laßt erst meine Lenden dicker werden, dann belle ich auch nit mehr.“ Und fuhr in brüskter Laune los: „Dazue muß mir doch jemand verhelpen. Ich muß doch ein Menschenstück haben, um mich anzuklammern. Du, Anna, du bist das. Lieb Anna, kumm zur Hochzeit, du mußt das, hörst du! Die Domina wills.“ Er lachte laut auf, riß sie in seine Arme und küßte sie, daß sie seine Zähne schmerzhaft in ihren Lippen fühlte. Wie betäubt glitt sie an ihm nieder, sank in die Kniee in den Blumen.

Er ging fort wie ein Gesättigter. Sie sah ihn bis zur Treppe gehen, sie sah ihn die ausgetretenen, moosüberwucherten Stufen hinuntersteigen, zwei, drei Stufen — da schrie ihr Herz nach ihm, so brutal auch sein Kuß sie hinwarf, es waren schmerzhaftes Wonnen, er hatte ihre Leidenschaft wachgeküßt, nun durfte er nicht davongehen, er durfte nicht.

Da stand er, von ihrem flehenden Blicke gerufen. Ein wahnsinniger Gedanke stieg ihm auf: sie soll zu ihm her, ihm nachkriechen — wie er der Hund vorm Schuh der Domina war — O pfui, nein, nein! Keusches, süßes Geschöpf! Er flog zu ihr zurück. Er hob sie auf. Er kniete vor ihr und drückte seinen Kopf an ihre klopfende Brust. Sie stand und wehrte sich gegen die Schauer des Entzückens aus dieser ersten schmerzhaften Liebe. Sie wollte nicht in ihnen untergehen. Ihre Angst warnte sie. Er mußte frei sein, ganz frei aus dem Zauber der Domina, ehe sie sich ihm gab. Sie flüsterte es ihm in das bittend erhobene Gesicht, sie beschwor ihn, flehte ihn an.

Da stand er ruhig auf. Eine plötzliche müde Schlafheit rann über ihn. Er hielt noch ihre Hand mit festem pressendem Druck.

„Die Domina mag zurückkehren.“ Darin lag sein ehrlich Wollen. — — —

Das Gerücht flog wie irrgeweitschte Tauben durch Düsseldorf: Die Papistin fort!

Es war hauptsächlich die Kundtschaft, die bei dem humpelnd Krämer an der Kreuzbrüderkirche verkehrte. Ein so fromm verschrieener Mann, wie der war. Verkaufte Devotionalien und hatte den Erbprinzen mit zehn Reichs-

talern, einem Hut aus weißem Filz und vierundzwanzig Ellen Samt im Schuldbuch stehen.

In das offene Scheunentor des Lädchens trat der Mann aus dem Binger Loch, wo in der Christnacht die Schiffe untergehen, und flüsterte dem humpelnd Krämer zu: „Gut Freund, hab Euch bei der Oration im Palmenhaufe sehen.“ „St! Still!“ er hackelte zwischen dem Kleinkram auf und drängte den entseßlichen Mann aus dem Binger Loch nebenan zum rauchenden Herd, scheuchte das indisch Huhn auf, das dort im Stroh wuschelte. Und da saßen noch zwei, drei, vier, drückten sich mit geheimen Zeichen die Hände und sprachen: „Gottes Friede mit Euch.“

Und ihre Blicke rollten, denn sie sprachen das nun wie einen Fluch: „Die Papistin ist hinauser.“

Nun war das in der Luft, das drohend frohlockende Flüstern, es knisterte wie Brand. Sie ist furt, die Agentin des Papstes! Die Jesuiterch! Gloria dann, auf zum Palmenhaus!

„Seht ihr die Ratten laufen?“ rief eine Frau, die ihr Schwein auf die Straße trieb.

„Düwel im Busch! Sein wie Heuhupfer aus'm Kramerhaus ins Palmenhaus,“ sagte die Haubenwäscherin, sagte es laut genug, daß man es über die Straße hinüber in der offenen Amtsstube hören konnte. Da streckte der Herr Amtmann den Kopf heraus, da machte die Haubenwäscherin verdächtige Zeichen, da zog der Herr Amtmann mit Stirnrunzeln den Kopf wieder zurück und trug ihn auf hochgezogenen Schultern zum Stadtkommandanten Wessel von Knippenberg.

Wessel von Knippenberg runzelte zwar nicht die Stirne, denn daß die Keher sich ab und zu in Düsseldorf

regten, kam aus dem Einfluß von Cöln und Aachen und war periodisch, doch begab er sich pflichtschuldig zur herzoglichen Kanzlei und traf zunächst den Geheimsekretär Arnold, der fürchterliche Andeutungen zu der Nachricht machte. In bessern Zeiten des Altherzogs hat das kezerisch Volk Religionsfreiheit kregen, der war loyal bis uff die Knochen, aber nu werd die Calvinerei immer dreister —

Und nickte drohend und eilte ins Kabinett des Erbprinzen.

„Der Jagdhund der allerhöchsten Herrschaften,“ knurrte Knippenberg ihm nach. Im Siebelhofe traf Arnold mit dem alten Erzieher Gimmenich zusammen. Der schnitt ein verstörtes Altmannsgesicht:

„Der Prinz hört Unruh in der Stadt.“

„Kezerrevolte!“ zischelte erfreut der Geheimsekretär, denn die Gunst der hohen Herrschaften hing von den fetten Brocken ab, die man ihnen zuschleppte.

Da schrak Düsseldorf unter den Paukenschlägen der Schloßwache zusammen. Eine Abteilung Fußknechte unter Wessel von Knippenbergs Führung rückte vors Palmehaus, wo der abtrünnige Kaplan Clopreis, der bei Pallant Unterschlupf gefunden, im schwarzen Mantel und ohne Röckl und Messgewand Kindtaufen hielt, auch gegen das päpstliche Joch predigte und zum ‚reinen, ungestimmelten, ungesälzten Gebrauch der Sacramente‘ befehlen wollte. Die Niederländer und Cölner schrieen heftig Beifall und schoben die Zuffer Tolles vor, die ihren Vater auf freiem Feld begraben mußte, weil er zur Augsburger Konfession sich bekannt hatte.

Da flogen die Türen auf, und Lanzen blizten. Man schleppte sie aufs Amt, alle; auch die wehklagende

Zuffer Tolles, auch den Mann aus dem Binger Loch, auch den Mann aus Antwerpen, der Historias in Kupfer stach. Sie sollten Urfehde schwören. Doch wollte der Mann aus dem Binger Loch nur schwören, daß er keine im römischen Reiche verbotene Haus- und Winkelpredigt mehr besuchen werde. Der Erbprinz aber ließ den ganzen Urfehdeschwur abverlangen. Knippenberg war praktischer. Er legte ihnen eine Buße von fünfhundert Talern auf, denn die Staatskassen waren leer. Der Kupferstecher erklärte indessen, es gehe wider seine conscience, für sein religiöses Exercitium Bußwerk zu entrichten. Das steifte auch dem Mann aus dem Binger Loch das Rückgrat. Er wollte den Findelkindern eine Tonne Heringe liefern, aber keine Geldstrafe zahlen. Da ließ Knippenberg sie kurzerhand in den Turm werfen, wo sie als Glaubensbruder den Mann im Wolfspelz vorfanden. Sie umarmten sich und schwuren, eh in diesen Mauern zu faulen, als etwas zuwider ihrem Glauben zu tun.

„Wir werden nit faulen,“ sprach der Mann im Wolfspelz verheißungsvoll. Er winkte sie heran an das Lufloch der Mauer und zeigte ihnen die steile Giebelwand — die Prinzenwohnung. Mons! Sie wollten dem Papistenfürst ein Marterlied singen, daß er keine Ruhe mehr finde bei Tag und Nacht.

„Wir trinken hie gar sauern Wein,  
Tut meinen Leib sehr kränken,  
Doch wird die dreifach Krone mein,  
Tut man auch hie mich henken —“

„Ist kein Uffhörens mit dem kezerisch Sang,“ stöhnte der Prinz, „man soll ihre Häuser verklauftern.“

Soldaten rückten aus und verriegelten die Häuser der Gefangenen, taten noch ein Mehreres und trieben Weiber, Kinder vor die Tore. Da ward Weinen und Wehklagen, und die letzten Dinge wurden schlimmer als die ersten. Kaplan Clopreis, der unter dem Schutze Pallants aus allen Bedrängnissen unbeschadet hervorging, trat an die Spitze der Schar ‚Witwen und Waisen‘ und predigte überall Tumulte des Mitleids.

Der Mond stand überm Rhein wie eine blutbefleckte Scheibe. Da brach die Schar nächtlich auf, und es sollte ein köstlich Rachefest werden. In der grüngläsernen Mondnacht ragten die Kreuze auf den traurigen Grabhügeln. Die Kreuze des römischen Aberglaubens wollte man stürmen! Das sei die Antwort auf überrumpelte Oration. Sprunghaft schossen die drohenden Gestalten von Männern, Weibern und Kindern auf. Nieder mit dem Papstjoch! Unter hohnlachenden Flüchen splitterte das Holz, die Kreuze sanken, — und in der Mondnacht lagen verödet die traurigen Kreuze.

„Unsere Grabkreuze gestürzt!“ schrie am Morgen das Klagen durch die Stadt. Der Kustos sprach, solch verruchte Menschen hießen vor Gott und den Menschen: Stauromastix.

„Stauromastix!“ schrieten sie dann alle, „Kreuzschel-ter,“ stürmten ans Glockenseil, bimbambum! Stauromastix-bimbam — Kreuzschelterbimbum.

Der humpelnd Krämer saß aber vor der Kreuzbrüder-  
kirche und betete:

„Ach Gott, erhöhr mich armen Hund,  
Schlag alles kurz und klein jeßund.“

Empörungsbimbambum riefen nun alle Glocken, und die Sühneprozession zog durch die Straßen. Mit ihr stieß am Markte die Schar der Kreuzscheller zusammen, die mit Trommeln, Pfeifen und Geschrei den Umzug hemmten, und aus dem Krämerhaus trieben sie gar ein grunzend Schwein mit einer ganzen Ferkelkindschaft in die Prozession. Und da sang in den Höllenlärm der humpelnd Krämer:

„Herr Jesu, nimm mich armen Hund beim Ohr,  
Denn dergestalt kummt's selten vor.“

„Der kalvinisch Pfalzgraf hat das angestift,“ sprangen erhitze Worte auf. Es schworen einige, daß sie zur Nacht den Pfalzgraf in die Stadt einreiten gesehen hätten.

Und so wilddrohend brauste der Tumult ans Schloß. Was der Pfalzgraf hie wollt, fragte von Angsten geheßt der Prinz. Der Haushofmeister gab versteckte Antwort. Da es mit der Emser Kur unsicher bestellt sei, müßten die nächsten Interessenten eben die Frage der Erbfolge ins Auge fassen.

Mit der Bestimmtheit starrer Gewißheit sagte da der Prinz: „Sie wollen mir ans Leben.“ War durch keinen Zuspruch mehr davon abzubringen, schloß sich ein, aß und trank nicht. Denn kalvinische Ärzte wollten ihn vergiften, war sein monotones Jammern.

Man sandte nach der Prinzessin, die ihn trösten möge. Als sie durch die geheime Türe des Kamins in der kleinen Rotunde eintrat, fuhr der Prinz flüchtend auf, stieß wie ein irrflatternder Vogel an die Wände an.

„Ich wehre mich!“ ächzte er die Prinzessin an. Sie ging mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, sie sagte ihm,



das müsse er nun alles als eine Schickung Gottes hinnehmen, denn im Schloß hie sei viel gesündigt worden, und es sei in der Heiligen Schrift immer furchtbar gestraft worden, wenn Kinder gegen ihre Eltern waren. — Da floh er auch vor ihr, eilte irr und wirr durchs Schloß, dann in plötzlichem Entschlusse leise, lauernd die Wände entlang zum Marstall, trieb die Pferdeknechte auf und ließ sein Roß satteln. Der Großstallmeister ritt ihm nach.

Als er zurückkehrte, verklang in der Schloßkapelle der Angelus, und die Prinzess mit dem Hoftroß verließ das Gotteshaus. Der Großstallmeister meldete, daß der Erbprinz nach Hambach geritten sei. In der herrschenden Verwirrung fanden sich die Edelfräulein zu den Junkern.

Anna von Hall strebte zu Junker Dietrich wie er zu ihr. Der Prinz nach Hambach geflüchtet! Sie dachten beide an die Domina.

„Man wird ihr die Nachricht hinterhalten,“ flüsterte erregt die kleine Hall, denn die warmen Gedanken für ihre Domina flammten in diesem Schicksalsaugenblicke wieder auf.

„Die Freunde werden sorgen,“ sagte der Junker und zwang sich den Gleichmut ins Gesicht.

„Ach Gott, sie hat keine Freunde.“

„Aber eine Partei.“

„Der diese Entwicklung der Dinge nur zu nuß ist. Zwei unfähige Herzöge in der Gewalt des Marschalls, die Residenz leer, aber die Herzogin in ihren Händen — ei, das wärs! Ach Gott, Junker, man wird die Domina in Ems hinhalten, bis es zu spät ist.“

„So schickt Ihr ein Schreibens, Feldmarschall mit dem Busenlaß.“

„Der Haushofmeister und seine Hofclique laßt kein Papier aus der Residenz, weiß Gott!“

„Was dann noch, lieb Fräulein?“

Und sie, ihn schnell fixierend: „Es muß einer aus der Residenz nach Ems.“

„Wahrscheinlich ich nit.“

„Ihr, Dietrich!“

„Lieb Anna, meine Brust röchelt noch.“

Da blickten ihre hellen forschenden Augen ihn an. Wollte er Ausreden machen? Fürchtete er?

„Ihr müßt!“ hauchte sie ihn an, und es war die Aufforderung: Nun zeige, wie stark du bist!

Er verstand und erwiderte kurz: „Ich reise mit dem Handelschiff morgen zur Früh um drei Uhr.“

Da wollte sie ihm noch ein gutes Wort mitgeben.

„Wir zwei, Ihr und ich, wir können nit vom Hof, wir müssen für allzeit do bleiben — und — es könnt sein, daß Euch die Domina den Dienst anschreibt und nit vom Hof laßt —“

Sie sah sein Gesicht nicht, denn schnell ging er davon. Und hätte doch sein Gesicht sehen müssen.

So mochte er denn hingehen. Ihre starke Liebe zog mit ihm.

Aber ihr Herz klopfte.

Sie lief in dem Schlosse wie eine Verlorene umher, verirrtte sich in den Türmen und Thürmchen, lugte aus, lebte schreckliche Stunden in ängstlicher Verlassenheit und Unruhe. Da bemerkte sie am Abend Vorbereitungen an den Marställen. Sie sah den Grafen von Broich mit dem Doktor, der darauf hinwirkte, Einfluß auf die Herzogin zu gewinnen, eifertig und in heimlicher Hast. Sie

hielt nicht aus, sie wollt sich gleich von dem Doktor anschauzen lassen. Am Arm hielt sie ihn fest, was sei, was wär?

Wider Erwarten neigte er sich geheimnisvoll zu ihr: „Wollts nit verraten, hoh?“ Ach Gott, nein!

Da sagte er ihr ins Ohr: „Nichts ist,“ und stapfte davon.

Als der Abend fiel, ließ man die alte Herzogskutsche unauffällig bis ans Wersttor anfahren. Vom langen Turm gab der Wächter ein Zeichen, und der Leibarzt mit Graf von Broich fuhr gen Himmelgeist, das eine halbe Meile ablag, davon.

„Wenn sie auch kein Schiff bis hier zur Stell hat, wird sie schon Fährleute antreiben. Sie ist die Frau nit, die zögert.“

Der Junker hatte richtig gerechnet. Der Partei der Herzogin, die schon bei dem Gelage auf des Dhauners Burg sich zusammenschloß, lag daran, dem gehafteten und gefürchteten Marschall Schinkern den guten Fang zu entreißen. Die Herzogin mußte wieder à la tete! Doch waren die Folgen des herrschenden Aufruhrs nicht vorauszusehen, und so sollte für einen möglichst unauffälligen Einzug der Herzogin in die Residenz gesorgt sein.

Im dunstwallenden Abend schwamm die Fähre an. Die Wellen plätscherten an den Landungssteg. Die braungroben Fischer stemmten die Ruder in den Schlammsand. Ihre treuherzigen Gesichter starrten der Frauengestalt nach, die von dem Junker geführt, den Steg hastig überschritt. Einen Moment hielt sie inne, stuzte, als sie Graf Broich und den Doktor hinter dem Wagen hervortreten sah. Der schleiernde Dunst zerriß, und das peinvolle blanke Mond-

licht floß schimmernd wie Silber auf die zwei Menschen inmitten des Steges. Da schritt die Herzogin eiligst voran und zwischen den zwei wartenden Männern weiter zum Wagen hin.

„Ich habe mehr Freunde, als ich zu hoffen wagte,“ flüsterte die Herzogin in ungewöhnlicher Erregung.

„Die Herzogin wird jetzt ihre Freunde suchen müssen,“ setzte der Graf mit Nachdruck hinzu. Da drängte der Doktor zur Abfahrt. Sein immer spähender Blick hatte in der verschleierten Ferne des Abends Verdächtiges bemerkt. Die Pferde flogen im Saus, daß der Wagen schwankte. Die Herzogin war bestremdet. Da berichtete der Doktor kurz, was geschehen. Noch war er nicht zu Ende, als zwei Gestalten neben dem Wagen hochsprangen. Erschreckt fuhr die Herzogin zurück. Mit einem Ruck riß das edle Gespann den Wagen weiter in schwebender, rasend gleitender Fahrt. Doch die huschenden Schatten neben dem Wagen — großer Gott! Immer mehr, immer wilder, verwegener. Kein Laut, kein Ruf. Man wußte nicht, in welcher Gesinnung sie das Gefährt umkreisten. Die Ungewißheit war schrecklicher als die Gefahr selbst. In einem unüberlegten, tollkühn Leben und Sicherheit verächtlich hinwerfenden Gedanken sprang die Herzogin auf, gebot langsame Fahrt, bog sich zum Wagenschlag hinaus, kalt, bleich, wartend. Die Männer im Wagen erstarrten. Ehe sie es hindern konnten, reckten Arme und Hände herein, faßten, tasteten nach der Fürstin, — und sie nahm alle diese brutalen Hände und streichelte darüber hin. Da tauchten sie mit verhitzten, schreienden Gesichtern dichter und zahlreicher auf, der stinkende Atem schwalgte.

„Das spanisch Joch nimm uns ab! Sollen wir anoch

Kriegssteuern zahlen, wir armen Leut? Helf uns doch, bist doch hiefür ins Land kummen!”

Da bog die Herzogin sich weit aus dem Wagen hinaus, den Kopf vorgestreckt, als dehne er sich aus dem Nacken heraus, ihr Gesicht strahlte ein gleißend verheißungsvolles Lächeln aus.

„Wenn ich die Macht habe —!“ und hielt inne, und in dieser jähen Pause lag Gewalt und Wirkung der hingeschleuderten Worte.

Stumm saßen die Männer. Sie hatten einen Augenblick erlebt, der sie wie Betäubte in Bann schlug. Diese Frau warf die Menschen, ohne Berechnung und List, selbst vom jähen Wechsel ihrer außergewöhnlichen Seele auf Höhen und in Tiefen geworfen.

Unter dem Eindrucke dieses jähen Erlebnisses jaß der Junker und fühlte das aufgejagte Blut in den Ohren wie Meerrauschen. Durch eine temperamentvolle Bewegung der Fürstin schlug ihr Mantelzipfel auf sein Knie auf. Mit heißen Fingern umklammerte er ihn — und ließ ihn. Und sein zorniger Ingrimm half ihm über einen gefährlichen Augenblick hinweg.

Draußen hingen sie am Wagen und ließen sich schleppen. Aber ihr Rufen war: „Heil! Heil!“

Der Graf sprach ernst: „Sie waren nicht zum Heilrufen kommen.“

Die Residenz wollte zur Ruhe. Da rief das plötzliche Erscheinen der Herzogin sie wach. Sie kam wie in einen ausgeräumten leeren Saal. Die Luft klang hohl. Sie schritt durch die verstaubten Hallen wie durch ein Mausoleum.

Vor dem Schwanenzimmer verabschiedete sie ihr Geleit.

Den Junker winkte sie heran. Sie ließ ihre verschleierte Blicke über ihn hingleiten und warf leise und bestimmt ein paar Worte hin.

„Junker, Ihr macht Euch verdient und unverdient. — Aber heute habt Ihr nicht nur mir einen großen Dienst erwiesen. Wünscht Euch, was Ihr wollt: den Amtmanns-posten in Cleve oder — wieder Kammerdienst bei Hofe.“

Und verschwand unter dem goldenen Deckengewölbe des Schwanenzimmers. Die Pagen standen stramm, aber aus den glatten Gesichtern blitzten schalkische Blicke den Junker an.

Da winkte er ihnen mit der Hand zu und ging schnell davon. Am Brückchen stand er und sah in das träge Wasserlein. Geheimnisvoll kroch es unter diesem stolzen Fürstenschlosse hindurch, und unter Fundamenten sprang es unsichtbar in den Rhein. Es müßte so dunkel und geheimnisvoll einen Menschen mitnehmen können —

Drüben hinter den Prunkfenstern der fürstlichen Gemächer wirrten die Windlichter. Diener eilten. Und Anna von Hall würde in dem Gesichte ihrer Domina lesen wollen.

Da eilte der Junker durch Winkel und Höfe zum Pagenhaus wie ins Versteck. Anna von Hall wird fragen: „Was sprach die Domina?“

Was wird der Junker antworten?

Im Schlosse kam diese Nacht niemand zum Schlaf.

Die Fürstin wachte, und von Befehlen und Gegenbefehlen gejagt, blieb die Dienerschaft in Trab.

Die Herzogin selbst wollte nach Hambach, den Erbprinzen zurückholen. — — Und brach ohne Verzug auf.

Dann stand das Getriebe der Residenz jäh still. Man harrte, was nun geschehen würde.

Vor dem sinkenden Tage mußte die Herzogin in die Residenz zurückkehren. In Hambach war für sie kein Obdach für eine Nacht. Kam sie allein zurück, oder würde sie wieder einen ihrer Frauensiege feiern?

Da kam sie mit dem Erbprinzen.

Er folgte ihr verdüstert. Es war eine siegende Heimkehr, aber keine frohe.

Der Haushofmeister sprach auf der Kanzlei mit Gleichmut: „Ein Ereignis? Nein! Man hat der Hausfrau ihren Gatten zurückgeben, mehr nicht und voilà tout.“

In der Nacht stand der Erbprinz in voller Rüstung am Bette der Herzogin. Als sie mit einem wirren Schreckensruf emporfuhr, drängte er sie ruhig zurück.

„Ich muß dir sagen, Jakobe. In Hambach ist's Beschluß, daß ich sterben muß. Der Herr Vatter laßt mich hinrichten. Ich muß mich jetzt wehren.“

Sie wollte ihn zu sich herholen, ihm das Fürchterliche ausreden. Ihre nackten Arme streiften seinen Harnisch. Da rann Eiskälte in sie.

„Nein,“ er winkte düster ab, „wir dersen nit herzlich due. Es kummt ein Strafgericht, und ich muß mich jetzt wehren.“

Als mit den Novemberstürmen der Hofmarschall mit großem Troß in Düsseldorf einritt, ließ der Erbprinz Riegel an den Türen anbringen und sagte die Hofafel ab. Ging nicht mehr zur Kapelle und ließ auch den Kanonikus nicht zu sich. Auch Jakobe mußte ihre Bedienung wegschicken.

„Glaub mir's, Jakoba, wir können uns nur mehr allein trauen.“

So verschlossen sich zwei fürchtende Menschen in ihre

umlauerte Einsamkeit, bis der Marschall Düsseldorf wieder verlassen habe.

Der Marschall war zur Tagung der Gesamtaus-schüsse gekommen. Der Erbprinz hatte in Hambach unter dem Druck der väterlichen Scheingewalt sein Erscheinen zugesagt. Es befremdete Jakobe. Warum zog man plötzlich den Prinzen zu den Beratungen? Da vernahm sie, daß die Tagung gegen Spanien gerichtet sei.

Die protestantischen Stände und ein Teil der Räte verlangten Maßregeln gegen die stetig dreisteren Einfälle der Spanier. Schinkerns Politik, die keinen neben sich duldete, war im geheimen immer gegen Spanien gerichtet. Nun aber schob er für seine Pläne die Stände ins Treffen vor, und auch der Erbprinz sollte diesem neuen Kurs die offizielle Sanktion geben. Graf von Broich ließ durchblicken, daß die Stände sich damit solidarisch erklärten. Jakobe mußte, daß mit ihm der Graf von Dhaun an der Spitze der Stände anwesend sein würde. Es waren ihre zwei mächtigen persönlichen Freunde, die sie klugerweise durch politisches Gegenspiel nicht verlieren wollte. Und der Erbprinz mußte doch gegen deren Wünsche stimmen. Gegen Spanien angehen, hieß Papst und Kaiser verstimmen. Und von Papst und Kaiser erwartete sie trotzdem noch immer Hilfe aus ihrer unwürdigen Lage.

So schob sie den Zustand des Erbprinzen vor und hielt ihn fern.

Graf Broich traf sich mit Wirich von Dhaun vor den Verhandlungen.

„Wir haben keine Fortschritte im Kabinette der Herzogin gemacht. Die Illusion von Papst und Kaiser blendet sie noch.“



Da kam Pallant herzu: „Recht gesprochen: die Illusion — nur noch die Illusion. Wir wollen ihr Zeit lassen.“

Aber dem Dhauner rollte es aus dem mächtigen Brustkasten: „Derweil wir unsere Forderungen in vollem Umfang und bedingungslos vorbringen.“

Die Forderungen waren schwer wie Quadersteine und zeugten von der wachsenden Macht einer Partei, die rücksichtslos entschlossen war, das spanische und päpstliche Regiment abzutun. Ihre Drohung war: Die Jülicher Landezahlten widrigenfalls keine Reichssteuern mehr und verlangten Trennung vom Reiche.

Bis zu diesem Punkte bestätigte ihre Forderung das Kopfnicken des Marschalls. Als sie aber ihre in der Essener Versammlung gestellten Wünsche bezüglich der Neutralität und der Religionsfreiheit erneuerten, blieb Schinkern und sein Anhang stumm. Ein Wink von ihm, und der Haushofmeister hatte seinen Auftrag an den Erbprinzen.

Der brachte die Forderungen der Stände in der gebührenden ungeheuerlichen Form dem Prinzen vor.

„Wollen die Landständ Herren sein?“ brauste der Erbprinz auf.

Korrekt erwiderte der Haushofmeister: „Pardon, Sie wollen sich erst zu Herren machen.“

„Sagt ihnen, daß ich's nit leid.“

„In diesem Falle genüget es, daß der Erbprinz dem Abschied der Tagfahrt die Unterschrift verweigert —“

„Geschieht.“

„Daß er nachdrücklichst erklärt, daß er sich an keine Zugeständnis, die ihm einmal als Landesherrn zum Nachteil gereichen könnten, gebunden erachtet.“

Da trat die Herzogin vor, die bis dahin unbeweglich in dem Halbschatten des schwarzen Marmoramins gestanden. Der Haushofmeister hatte schon den Leuchter, der in seinem Schlangenkopf die Kerze hielt, genommen und huschte zu dem Prinzen an die Kommode, die als Schreibpult und Schrank zugleich diente. Zwischen den Medailons der zwei Cäsarenköpfe stand der Prinz vornübergebeugt über die schon vom Haushofmeister entworfene Erklärung.

„Der Prinz hat mündlich diese Erklärung oftmalen genug geben,“ sagte die Herzogin von einem ungewissen Antriebe gewarnt, „zu was nuß mithin noch dies Schriftliche?“

„Bereits geschehen,“ erwiderte bedauernd der Haushofmeister und steckte das Dokument ein.

Bis kurz vor Weihnachten zog sich die Tagung hin. Mit dem Herzogpaare war das ganze Schloß in Atem und Spannung gehalten. Beim Schlusse der Tagung geschah das Unglaubliche, daß dem holländischen Obersten Schenk der Paß zum Durchzug durch das ohnehin schon genug von Kriegsvolk bedrängte Land bewilligt wurde.

Da schüttelten den Erbprinzen die höchsten Exaltationen des Erschreckens.

„Das ist das Letzt!“ schrie er, „das ist das Letzt. Sie lassen die Feind ins Land.“

Jakobe rang mit ihm, preßte ihn an sich, strich über seine glühende Stirne, rebete ihm zu. Und nun mußte etwas geschehen, ihn aus seiner düstern Melancholie zu reißen. Sie sprach ihm wieder, daß sie ein Fest feiern wollten. Feste und Spiele dem Volk. Halb erobert war wieder die Liebe des Volks. Ganz zurückerobern wollte sie sie!

Es war Brauch, daß die herzogliche Halle den Bürgern zu ihren Festen bereit stand.

Dieser Brauch sollte wieder aufleben. Dem Volke seinen Mummenschanz im Schloß.

Und der Erbprinz fügte sich widerwillig.

In die Vorbereitungen traf dann die Nachricht, daß Oberst Schenk das Privileg des freien Durchzugs dazu ausgenutzt habe, Bonn zu besetzen.

Da eilte der Erbprinz durchs Schloß und ließ die Vorbereitungen zum Winterfeste einstellen. Mit dem Ausdrück müder Mutlosigkeit stellte sich Jakobe gegen ihn.

„Wir feiern Feste! Gewöhne dich an den Gedanken, Johann Wilhelm.“

Da ging er still seines Weges, aber hinter seinem geschlossenen Mund brüllte schon die Tragödie dieser nervengepeitschten Seele.

Das war die Zeit um die großen Fasten. In den halben Tag fiel schon die märzlich geschwärzte Dunkelheit. Ein harter gläserner Wind zischte durch den Sternensabend.

Da feierte die Residenz den Mummenschanz. Als die Heerpauker vor der Galerie des Schloßtores losknatterten, hielten die grotesk verummumten Bürger ihren Einzug.

Die obere Säle des enormen Langbaues waren zur fürstlichen Mummerei ausgeschmückt. Der gesamte Landadel hatte sich eingefunden, auch die Adelsmarschälle, doch wußte man nicht, ob Schinkern unter Verkleid sich eingeschlichen hatte. Jedenfalls waren die Räte mit ihren Damen fast vollzählig erschienen; von den Landständen die Führer und Häupter, von den Amtleuten die hervorragendsten Parteiführer.

„Diese Herzogin versteht ihre Triumphe zu inszenieren,“ sagte Graf Broich und begrüßte Pallant, der einen grünen Domino mit weißen Schulterstreifen wie er selber trug. Und da und dort tauchte noch ein Grüner auf. Ein brummiger Polterer nahte, ein Hüne auch. Und mit leisem Zuwinken zerstreute sich alsbald wieder die Gruppe der Grünen mit weißen Schulterstreifen.

„Geh, Kanzler, diese grüne Gesellschaft behalte man en vue,“ wisperte ein gelbes Papageienmännchen.

„Si der gelbe Wipphahn!“ sagte lachend Junker Dietrich, der mit der kleinen Hall vom Kammerdienst aus den Herzoggemächern herkam, „Ihr kennt ihn doch an seinem Neckern.“ Flüsterte ihr zu: „Der Haushofmeister. Es ist gut, wenn man weiß, wo ein Schakal schleicht. — Wie verummmt Ihr Euch, Mühmchen?“

„Ihr, Herr Liebesang?“

„Möcht Euch nit die Überraschung mindern.“

„Möcht's Euch auch nit.“

„Bitt, lieb Anna, sagt's mir.“

„Guet, so sagt mir erst frank, hat die Domina Euch zum Kammerdienst berufen?“

„Wer sunst?“

„Hat sie etwan gesagt: Was Euer Wunsch?“

„Die Domina hat mich zum Kammerdienst berufen.“

„Guet. Ade.“

„Und Euer Vertleid?“

„Ihr seid mir grad zu fanaticch druff — drum sag ich's lieber nit.“ Und fort war sie.

Er ging weiter und schüttelte das ab, das —. Was? Däwel! Sie nimmt ihn schändlich ins Examen. Wenn man ihn so scharf nimmt, dann — nu dann lügt er. Das

hat sie davon. Sie soll mit so sein, Fein-Anna. Nu ade!

An den Saaltüren, den Spieltischen und dem Aus-  
schank war die ganze Pagerie verwendet. Ein amüsanter  
Dienst. Aber langweiliger wars an den Schwanzzimmern,  
wo sie mit den Kammerfrauen der Launen der Herzogin  
gewärtig sein mußten. War sie erkannt, so wechselte sie  
den Domino. Sie schlüpfte unter den absonderlichsten Ver-  
kleidungen in dem Gewühl unter.

Als alte Wittich, als tanzende Winzerin, als Bettel-  
mönch und italienische Lautenschlägerin. Man flüsterte und  
fragte: Wo ist die Herzogin? Da! Dort! Überall. — Wie  
zündende Funken hüpft das vormizige Flüstern hinter  
ihr her. Sie hörte es, sie lächelte, und sie narrete alle. Und  
wußte, in dieser buntgewürfelten intrigierenden Menge ist  
ein Name der schwirrende Ball: Die Herzogin!

Die Schwanzzimmer waren die Haupträume der her-  
zoglichen Wohnung. Da wo vom Annazimmer das Ver-  
bindungsgängelchen zur Rotunde sich weitet, die düstern  
Rüstungen in den Nischen stehen und der unbenuzte Kamin  
seinen gewaltigen Vorbau mit den zweihundert Fayence-  
fliesen ausladet, war die Fensterwand zurückgeschoben und  
die weitoffene Verbindung mit den Festräumen hergestellt.  
Man sah hinunter bis in die lange Galerie, in deren schil-  
lerndem Windlichterspiel das kunterbunte Maskentreiben  
feine naiven und boshaften Tollheiten auspielte.

An dem Kamin der Rotunde hockten frierend und in  
die schwarzen dickwattierten Mäntel gehüllt Gerhardgen und  
Aletgen. Die Pagen lagen auf den weißen Fellen oder Lehn-  
ten schlaftrunken in den Nischen. Der Dhauner Jüngling  
freilich machte sich ein spißbüßisch Vergnügen, in die dräuen-

den Rüstungen zu steigen, deklamierte mit hohler Stimme, rasselte ganz furchtbar in den stählernen Gelenken und sang von der Minne:

„Die Minne überwindet alle Ding . . .“

„Du lügest! sprach der Pfennig,“ foppten die anderen.

Da schallte ihnen eine andere ferne, dumpfe Stimme in den Singfang.

„Daß ich nun, Herr, ein Schlachtschaf dein  
soll würdig sein,  
ein Opfer rein,  
ein Zeug' der Leiden dein . . .“

„Heult do wieder der kalvinisch Wolf,“ giftete sich Metgen, „ich vermag ihme schon nit ohne Gall und Born mehr hören.“

Gerhardgen lag vornüber auf die Kniee gestützt und schlaftrunken das Gesicht in den Händen.

„Werd nit lang mehr heulen, der Wolf. Der Schinkern is do vor eine Zeit am Turm passieret, und sagt hat der Schinkern: Heult er noch, der Wulf? — Heult er noch? tat sagen der Schinkern.“ Riß die Augenbrauen gewichtig hoch und wulstete die Lippen.

Da tat der dreiste Dhauner desgleichen: „Heult er noch, der Wulf?“

„Bist auch ein sulch Kezerling,“ warf ihm Gerhardgen hin, im übrigen ärgerte sie sich nicht, wie wär sie ansunft so fett worden. Aber daß die Dhauner einmal an den Strick kamen mit ihrem kezerhaften Maul — nu, wer alt ward, erlebte es.

„Tandaradei!“ juchzte der HERNSBACH auf, „furt ist die

Masterei um die Eck verzogen, wo die lustige Lotterie spielt.“

„Eine Masse Geld,“ schwätzte Metgen, „eizei, wenn man's bedenket! Fünfundzwanzigtausend Gulden soll'n in paar Tagen druffgangen sein.“

Gerhardgen stieß sie mit dem Fuße an: „Halt's Maul, Metgen.“

Da hielt Metgen das Maul. Des Dhauners pfiffiges Lachen splitterte aus einer Nische.

„Als ob ich dumm wär! Ich weiß alles. Und daß fünfundzwanzigtausend Gulden eine Schlappalie an fein deutschen Fürstenhöfen sein, hab ich schon mit dem ersten Zahn gewußt. Aber i freilich, ein solchs mager Haus wie das Zülich!“ Er ahmte die hohle Stimme des Mannes im Turme nach. „Wir trinken hie gar sauren Wein —“

„St! Die Kauflappen zu!“ rief ein kleiner stämmiger Page, der auf dem Boden lag, „ein grüner Domino kummt.“

„Nein, er bliov stahn,“ der Heresbach lugte auch aus. Der Dhauner aber sprang ab aus der Nische und aufgereggt: „Seht Ihr nit, Buben, er winkt.“

„Still! Er spricht.“

Halblaut drangs aus der Galerie her: „Pagen, habt ihr Durst? Nit sauern Wein, hui pfui! Ich hab euch ein Fäßlein zurechtgemacht, hui fein! Kummt, Pagen, kummt!“ Ging rückwärts und ließ nicht ab mit Winken.

„Er glaubt wohl, daß ich nit Courage han, ihme nachzugahn,“ sagte Page Heresbach, schwang die Faust und setzte dem Grünen nach.

„O, der Unflat! Ob er würklich davonlauft?“ Und

zwei Pagen sprangen auf und setzten ihm nach. Der Dhauner brüstete sich: „Ich blieb hie an der Pforten meiner Domina und wann gleich zehn Däwel mich heimsuchen.“

„Woran du nur recht duest,“ nickte Gerhardgen mütterlich, „denn wenn die Inspektoreß gleich kummen —“

„O, gute Fraue, jetzt treibt Ihr mich furt, denn derf ein angehender Ritter sich dorch ein alt Waiblein schrecken lassen. So denn ade!“ Und lief hinter den anderen drein.

Gerhardgen hob das Gesicht, die Alte, die grau wurde in Fürstendiensten, witterte etwas.

„Main Treu, Metgen, das kummt mir verwunderlich für. Obacht!“

„Ei, noch sulch ein grüner Satanus,“ Metgen spächte aus. Da hüpfte der schon aus der Galerie ein, verstellte seine Stimme.

„Bon matin, ihr lieben Frauenbilder.“

„Schwaß kein Latein,“ tat ihn Gerhardgen mürrisch ab.

„Latein?“ der Grüne erstaunte, „hörst nit heraufser, daß es das bessere Italienisch is? Also nochmals: bon matin, dieweils schon zum Frühläuten geht. Ich sein Edeling, riecht Ihr das nit?“

„Dain Geruch is, daß du zum Bücken gemacht bist und ebensowenigs aufrecht gahn kannst, wie ain Esel ohne Krücken.“

Da schob er die Kapuze zurück: „Wie ungemein scharfsinnig du bist, Gerhardgen.“ Und Karl Sakai schlüpfte zu ihnen: „Secreto! was Geheimnis heißt, die Domina hat mich in dies Grünzeug stecket. Erstaun dich, mein Weib,“ er tippte Metgen an.



„Mein Mann, es erstaunet mich nit, doch verwunderts mich.“

Karl Lakai fuhr heimlich fort: „Es sein gewiß wieder Praktiken am Werk. Die Säle laufen voll von den Grünen mit den weißen Schulterstreifen. Und da hält mich ein rotseidener Domino mit einer Hermelinkappe fest, werft mir das grüne Zeug hie zu, befehlet mir, es anzuziehen, und wischpelt: Geh, Kämmerling, schleich dich ein, wo du hinter verschlossenen Türen die Grünen mit dem weißen Schulterstreifen beisammen siehst. Die Parole ist: ‚Gottes Friede mit dir‘, drauf erhaltst du die Reponse: ‚Das muß wahr sein‘, also dort schlüpf ein und spann die Ohren. — Wollt Ihr weiter hören?“

Gerhardgen zuckte gleichmütig die Achsel: „Ich frag und sag nichts, doch zuhören is main Geschäft.“

Karl steckte den Kopf zwischen die Frauen: „Es war die Herzogin.“

In seine Worte schwoh plötzlich der Maskenlärm. Aus der Ferne der langen Galerie sprang ein schillernder Wust auf, wirrte, zirpte, kicherte her, und Geigen und Zimbeln schrillten hinein. Karl Lakai schlüpfte in eine Nische ein, gab hinter der Küstung her den Frauen Zeichen. Ein schwarzer Venetianer verfolgte einen grünen Domino, der seinen Weg auf die Rotunde zunahm. Der Schwarze faßte ihn ab.

„Steh, grüner Schust, oder Karl Kämmerling, wie des Teufels Großmutter dich nennt. Die Herzogin war's, die dir den Domino zuwarf, ich sah es, die Herzogin wars — heh, wars die Herzogin?“

Der Grüne stutzte: „Die Herzogin — mir?“ verchränkte dann die Arme und sagte gelassen: „Ganz recht, es war die Herzogin.“

„Nu also, verdamnter Kämmerling. Hernacher ver-  
schwand die Herzogin in den Schwanenzimmern, weiß  
Gott, durch was für ein Nadelöhr. Jetzt sag mir, woran  
ich die Herzogin erkenne.“

„Weiß ich's?“

„Was könnt ein Lakai nit wissen!“

Da lachte der Grüne. „Nu denn — ich weiß das  
Erkennungszeichen.“

„Zweimal Verdamnter, dann sprich.“

„Ihr verlangt viel und gebt nichts.“

„Was verlangst du?“

Der Grüne trat dicht an ihn heran: „Führe mich in  
den runden Turm.“

Nun faßte ihn der Junker ins Auge „Du bist kein  
Kämmerling.“

„Doch sagtet Ihr, daß ich ein Kämmerling bin.“

„Sag mir das geheime Zeichen der Herzogin, und  
dann sei meinewegen der Düwel.“

„Führt mich in den Turm.“

„Der Ratterbach laßt keinen hinein.“

„So laßt Ihr einen heraus.“

„Wen?“

„Einen Mann im Wolfspelz.“

„Einen Kalviner? Und was geschieht?“

„Leih ihm uns, bis die Frühglock läutet, dann mag  
er wieder in sein Loch einschlupfen.“

„Welche Garantien?“

„Das Wort eines Edelmanns.“

„Ist mir zu wenig.“

„Das Wort eines deutschen Fürsten.“ Und er schob  
etwas seine Kapuze, die auch übers Gesicht fiel und nur die

Augenlöcher hatte, zurück. Der Junker war bestürzt, grüßte tief.

„Kurz: ich bin bereit.“

„Ihr könnt nit anders, Herr Junker, ein andermal mehr Vorsicht.“

„Na, auch in der Höll passiert mal eine Dummheit. Und nun — das Zeichen?“

„Ein rotes Band am linken Fußknöchel. Wie sie sich auch vielergestalt verwandelt, daran wird sie der Glückliche erkennen, der heunt ihre Gunst erobert. Ade, ich verrat Euch nit.“

„Ade, ich verrat Euch nit.“

Sie winkten einander grüßend mit der Hand und wollten in die Galerie zurück, da — knackte das Pförtchen in dem Kamin der Rotunde auf, an den Kammerfrauen vorbei huschte eine Lautenschlägerin mit flatternden Seidenbändern, mitten zwischen dem Venetianer und dem Grünen hindurch, leis klangen ihre Saiten und wirbelnd fort in den näher ziehenden Maskentanz.

Am linken Fuß leuchtete das rote Band.

Da war der Venetianer hinter ihr her.

Der Grüne trat in die Rotunde, kam langsam zu den Kammerfrauen.

„Die Domina braucht hernacher Euere Hand in der Kleiderkammer, schnell dahin.“

Gerhardgen lachte breit: „Bleib hie, der will uns fragen wie die Pagen.“ Da stand der Grüne gebieterisch. Dienende Frauen spüren die Hoheit auch unter der Maske. Und da zischelte Karl noch aus der Nische:

„Der Pfalzgraf.“ Hurtig packten sich die Frauen auf. Der Grüne wandelte langsam weiter.

Die lange Galerie herauf surrte das vielhundertstimmige Gemurmeln, das grelle Gewimmel der Masken flutete in alle Gänge ein, noch herrschte die feierliche Bellommenheit; das Narrenzeug hing wie eine triste Verhöhnung um diese Menschen. Da mußte Wein und heißer Atem und lüfterngeschürzter Frauenmund noch die Sinne illuminieren. Doch sprang schon die prickelnde Erwartung in sie, als die Trompetensignale zum Tafeln riefen. Die Prunkvorhänge mit Verdura, niederländisch gewirkt, rauschten an dem sogenannten goldenen Saal zurück. Ein Lichtermeer von zuckenden Kerzenflämmchen, ganze Kerzenpyramiden an den Saalecken. Ein Luftzug lüftete die Brüsseler Bildteppiche an den hochschweifenden Wänden. Zu Waldschlupfwinkeln waren die breiten Nischen der Fenster ausgestaltet. Ein sinnverwirrendes Widerspiegeln von Gold, Licht, Silber und Kristall flimmerte von der Festtafel auf. Miniaturfontänen zwischen den Schüsseln sprengelten duftende Essenzen über die Tafelnden. Aus Zuckerguß Darstellungen aus der Zülicher Landesgeschichte. Ein Prachtstück der Feinbäckerkunst war die auf zwei Tigern reitende Königin. Die üppigste der zwölf Lautenschlägerinnen hatte vor diesem Aufbau ihren Platz, und da zwölf vollständig gleichgekleidete Lautenschlägerinnen im Maskentreiben waren, so wußte man nicht, wer von ihnen die Herzogin war, aber daß die Herzogin unter ihnen war, wußte man, — vielleicht die mit der Distel, oder die mit dem Nachtfalter? Die Landritter, die als Bauern verkleidet waren und die Bedienung der Damen übernahmen, sprangen herzu und schoben die Fußschemel unter, — und da schienen sie dem Geheimnis auf der Spur zu sein. Ihr erregtes Winken zielte auf die Lautenschlägerin hinter den

Tigern, doch deuteten andere wissend auf den Nachtfalter. Ein Bauer aber, der noch unterm Rock die schwarzen Trikotbeine des Venetianers hatte, deutete auf das Wappen auf der Brust der Tiger: — das des Deutschen Reichs und Spaniens.

Während des Mahles produzierten Gaukler auf dem Podium ihre Teufelskünste, Schauspieler melodramatische Szenen. Ein Vagabonde sang:

Düwel — Zwiebel-Zipperlein,  
ein Kurfürst ritt auf einem Schwein,  
do sagt das Schwein: herr Bruder, hoch,  
ich mein, wir beide sein iz zwoo . . .

„Pf — er sull kurfürstliche Gnaden aus der Schweinerei lassen — pf,“ klagte der Kanonikus und schwitzte in der Schurzfellmaske des Kellermeisters.

„Raus aus dem Schurzfell,“ wisperte ihm das Papageienmännchen zu. „Ihr verdampfet wie ein Spießferkel oder — standesgemäß — wie Weihrauch. Wollen wir tauschen?“

Da tauschte das gebiegene Schurzfell das flitterleichte Papageienzeug ein. „Bravo, bravo!“ licherte nun das Schurzfellmännchen, zog den Kanonikus in die Waldnische, wo an den Zweigen silberne Spießkörbchen baumelten mit Fischspeisen für — nach Mitternacht, wenn die großen Fasten begannen.

Die Tafelnden kamen indessen in angenehmen Lärm, der zwölfte Gang wurde serviert, es folgten noch fünf. Doch Milo von Kroton trug einmal einen ganzen Ochsen und verzehrte ihn auf eine Mahlzeit. — Auch die Damen kamen in Animation, sie brachten es mit dem besten Willen

nicht über den achten Pokal hinaus. Doch würde Aglais, die Flötenspielerin, verdurftet sein, denn Aglais, die Flötenspielerin, konsumierte sechzehn Quart Wein mit einem Male. Freilich brannten die außerordentlich starkgewürzten Speisen den Mund heiß, sehr gewünscht waren die Schüsseln mit Gold gewürzt, Gold ist herzkstärkend. Die Saucen waren gezuckert und mit wohlriechenden Essenzen angerührt. Eine betäubende Atmosphäre schwerwürziger Düste. Der goldene Saal dunstete im Schwalgen der Kerzen, des Menschenatems.

Dann war der Schluß des Mahles, denn die vier Masken in Atlastuniken traten an und verteilten unter den Damenmasken zierliche von adeligen Nonnen gefertigte Säckelchen. Die Lautenschlägerin hinter den Tigern ließ ihre Spitzenmanschette fallen, und das war ein Zeichen für den Zeremonienmeister, den Wink zum Aufschneiden der Zuckeraufsätze zu geben. Gleichzeitig bückte sich der Bauer mit den Venetianer-Beinen unter den Tisch und hob die Manschette auf und lüftete auch etwas das Kleid der Lautenschlägerin, so, als rücke er den Fußschemel — wollte das Band am Knöchel sehen, — und schon hinweg war die Lautenschlägerin. Ein jauchzender Tumult brach um die Riesengruppe der auf zwei Tigern reitenden Königin los. Aus dem aufgeschnittenen Backwerk flatterte ein Aufflug wirklicher Vögel, hinter ihnen her der Wirbel der Masken, der sie zu haschen suchte. Fort mit Gelächter und hallenden Scherzen die fröhliche tändelnde Jagd. Im Saale nur noch die Mundschentken und Diener, die für einen einzelnen Verspäteten das silberne Waschbecken für die Hände bereithielten. Er saß im rotenseidenen Türkentalar am Kopfende der Tafel vor einer starkgeräumten Schüssel

lombardischer Wachteln, küftete die Maske und trank den Potal leer.

„Der Prinz,“ flüfterten die Diener, traten beiseite. Er erhob sich. Sein Türkentalar schleppte nach. Ging dahin wie ein Fremder. Im leeren Saale strahlten die Kerzen.

In dem jubelnden Gewirr der Gänge schlüpfte zu der Lautenschlägerin mit der Distel eine andere, nahm sie mit sich fort. An dem gewissen Etwas, das im ausgelassenen Spiel auch die Hoheit signierte, glaubte die Distel die Domina zu erkennen. Da flüfterte diese:

„Komm mit, lieber Uz.“ Die alte bezwingende übermütige Zärtlichkeit der Domina. Der Distel bedrücktes Herz flatterte wie die Vöglein in den Sälen auf. Und sie folgte schleunigst. Wohin? — Aus der erleuchteten Galerie heraus ins Rotdunkel der Hallengänge. Noch weiter? — Die voranschlüpfende Lautenschlägerin tauchte auf einer Wendeltreppe unter. Distel drehte sich jählings um, sie hatte die unklare Empfindung, daß leise Schritte ihnen folgten.

Drunten herauf drang ein dumpfes Toben. Des Volks Mummenschanz in der Waffenhalle. Wollte die Domina in diesen grölenden Jubel? Die Distel war bei ihr, machte entsetzte Blicke. Aus der Flormaske schillerten die Augen der Herzogin.

„Ich will mein Volk beim Mummenschanz sehen.“

Wie klang das, ach Herregott? Singelacht in das Dröhnen der Finsternis.

Eine einzige Pechfackel vor dem Stand eines Gauflers, der drei Degen auf der Stirne balancierte.

„Friß sie, friß sie!“ quakten in häßlicher Schanden-

freude die Umstehenden. Da verschluckte er die drei Degen. Die Lautenschlägerinnen schlüpften in den Eingang, der feucht und schlüpfrig war von verschütteten Getränken. Ein Muselman mit tanzenden Affen hielt sie an.

„Hühnchen, tanz mit.“

Da schob die Distel die Lautenschlägerin in die Halle hinein. Ein Marktgewühl schluckte sie ein. Sie konnten sich kaum auf den Füßen halten, wurden geschoben, gehoben, gezwängt, brutale Scherze keuchten an ihr Ohr. Dann ein Stoß, und aus dem Arm der Distel fortgerissen tauchte die Domina im Gewühl unter. Distel hob die Arme, sie haute sich mit Fäusten Bahn. Da holte ein spanischer Reiter sie weg.

In den dröhnenden Trubel des Mummenschanzes war ein elektrifizierendes Etwas gekommen, das diese brutalen Massen auf eine gleißende Spur hinzwang. Es wirrte, sirrte unter ihnen und neckte und zwang sie und spielte mit ihnen wie mit plumpen Bären. Und die schwarze Masse strömte hinter diesem verwirrenden Fluidum her, haschte, griff zu, faßte wiehernd in frechem Gelächter. — Dann sprang der Bauer mit den venetianischen Beinen auf den spanischen Reiter zu, entriß ihm die Distel, und beide machten sich Bahn nach der Lautenschlägerin hin. Doch sahen sie diese plötzlich auf dem Podium der Musiker hoch über die scheußlich dunstende Menge ragend. Legte ihre Laute in den Arm und begann zu spielen, spielte wie eine Bacchantin und wahrte doch die Rhythmen, die sie über das Gemeine hochhoben. Sang den weichen Zauber ihrer schwermütigen Sänge, war schön, wunderbar schön in dem wiegenden Tanz ihrer königlichen Gestalt. Wie dämonische Lichter die Augen unter dem Florstreifen, das Haar von



dem Gewühl halb gelöst. Mit zärtlichem Taften legte sich ihre Stimme auf den Lärm.

Da staute die Menge am Podium und wagte sich nicht hinauf und hielt den Atem an. „Wer ist sie?“ raschelte das Getuschel. Diesen Augenblick hatten Distel und Bauer gefürchtet. Sie drängten erneut vor. Da schrie eine Wahrfagerin neben ihnen: „Die Principeffa!“ — Ein Ruck fuhr durch die Massen. Wo? — Wer? — Die mit der roten Locke auf der nackten Brust. — Da geschah das Unglaubliche: Die Herzogin nahm ihre Maske ab und zeigte sich dem Volke. — Niemand atmete mehr. Die Stille fiel wie ein Richtschwert. In diese erschreckte Stille sprach die Herzogin: „Mein Volk, ich mußte doch zu dir kommen und sehen, wie ihr Feste feiert.“

Jetzt brach das Getöse los. Das Podium schwankte unter der Wucht des Ansturmes, — da schob sich Bauer und Distel vor die Herzogin, und sie verschwanden durch die Pforte hinter dem Podium. Ehe die Menge noch wußte, was geschehen war. Hinweggehuscht das Phantom aus der Höhe. Sie suchten nicht nach ihm. Die Domina war zu ihnen gekommen, die Domina hatte vor dem Volke getanzt, die Domina liebte ihr Volk. Mehr verlangten sie nicht und brüllten ihre erhöhte Freude in den Dunst und Wust.

Im engen Quadrat des Burghofs vor dem Düssel-schlößchen landeten sie mit der Domina. Ihr Maskentleid war zerrissen, der gelöste Flitter sprenkelte an ihr herab. Mit hochwogender Brust stand sie, das heiße Gesicht spiegelte brennende Gedanken. Alles war aufgejagt in ihr, mit zitternden Rüstern saugte sie die Nachtluft ein. Ihr Blick flog nach den Ruppeltürmen des Düssel-schlößchens.

Da sandte sie die Distel nach den Kammerfrauen aus,

daß diese mit dem Hermelinmantel kommen sollten. Die Domina kleide sich im Düsselshlößchen um. Der Bauer aber wurde — nicht entlassen.

Eine Sekunde des Zögerns stand die Distel, ihre Augen waren traurig auf dem Bauer. Der spürte ein Nesteln an seinem Rocke — eine Distel klebte ihm an.

„Anna —“ streifte sein Hauch ihr nach, — wie ein Gelöbniß. Dann folgte er der Domina, die zwischen Steinpflastern die steinerne Treppe emporstieg zum Düsselshlößchen. Unter der Pforte stand sie still und sagte:

„Nehmt die Maske ab.“

Da sah sie Junker von Hall. Ihre Wimpern fielen über die plötzlichen Schatten der Augen. Schwer und leise fragte sie ihn:

„Ihr seid genesen?“ Mit Nachdruck: „Ganz genesen?“

Kurz, hastig wie ein Aufatmen entfuhr es ihm: „Ja, ganz genesen.“

Ihre Augen zuckten auf. Und kaum merklich schürzten sich spöttisch ihre Lippen. Weiß er nicht, wie stark ihr Lächeln ist? Sie sieht ihn noch an. Ah, er wird umsinken, wenn sie ihm jetzt zulächelt. — Da lächelt sie. Er fällt nicht um. So hochfahrend günstig wie sie ihn anlächelt. Und stehen läßt. Er folgte ihr mit zornheißen Schwüren. Dann hielt er ihr den Brokatvorhang zum Düsselshlößchen und wartete im Vorzimmer.

Die Kammerfrauen kamen und schlüpfen hinein. Er war müde und streckte sich auf dem Fell mit dem weitgedehnten Rachen aus. Sein Kopf lag am Vorhang, er hörte das Rispeln der Kleider, die man der Herzogin überstreifte, hörte ihren hastigen Schritt, ihr kurzes stoßweißes Seufzen, das ihr physische Erleichterung gab. Und auf all

das lauerte er atemlos. Wie man auf eine nahende Gefahr lauert und immer wilder das Herz pochen fühlt. Da preßte er die Hand an die Brust, preßte die Distel, die ihm in die Hand stach, warnend, drohend. Er sprang auf und warf den Bauernrock ab. Und der Venetianer erwartete seine Domina.

Die farblose Morgenluft wallte an die Fenster, wirkte peinvoll nüchtern auf das rötliche unruhige Licht der Windlichter und Kerzen. Der grämliche Morgen der großen Fasten. Noch einmal wird die Frühglocke von Lamberti tönen, trauernde Sänge und Bußgebet wird in die Kuppel hallen, und dann verstummen die Glocken wie Gestorbene. Die Holzklappern rattern mißtönend und quälen das Ohr, und Asche streut die Kirche. Aschermittwoch. Raßensammer.

Aber noch jubilierte vor dem tötenden Frühgeläut das tolle Fest der Herzogin.

Leisen Schrittes kam das Fräulein Sybilla aus ihrer Kammer, preßte ihr Gebetbuch an die Brust und rückte die Sichelhaube mit dem langwallenden schwarzen Schleier in die Stirne.

An der Herzogswohnung traf sie auf die Oberhofmeisterin, die ihr Revier inspizierte und die Dienerschaft auf Posten rief. Von ihr weg trat eben ein junger Hofmeister, der verzweifelt die Pagen suchte. Keiner zur Stelle, Thür und Tor frei.

Zögernd blieb die Prinzessin in dem Halbdunkel der Treppe zurück:

„Noch nit zum End?“

Die Oberhofmeisterin kam ihr entgegen, faßte sie mütterlich unterm Arm und führte sie in entgegengesetzter Richtung:

„Die lustige Lotterie ist noch in vollem Schwang, sie sind nit wegzubringen. Auch haben fürsüliche Gnaden noch Schauspieler zum Finale befohlen.“

„Und schon beginnen die großen Fasten, o mon Dieu, was draus werden soll!“

Über diesen intimen Seufzer ging die Oberhofmeisterin taktvoll hinweg.

„Ist ein Junker zu Euerm Geleit, Durchlauchtig Fräulein?“

Sie freute sich, in Bitternis antworten zu können:

„Wer gedenkt uff mich?“

Die Oberhofmeisterin überlegte.

„Die Junker sind alle beim Fest. — Stalljunker von Romberg?“

Gut, auch einen Stalljunker läßt eine demütige Prinzessin sich gefallen. Die Oberhofmeisterin dirigierte sie durch das abgelegene Rheintor, da es sich nicht zieme, im Kirchengpuß in die Mummerei zu treffen.

„Ihr habt recht, Lieffden, es ziemt sich nicht. Es wundert mich, daß man am Zülicher Hof in die Lage kummt zu due, was sich nit ziemt.“ Wendete sich im fahlen Morgenschein des offenen Rheinportals noch einmal zurück, und in ihrem Gesichte flimmerte die asketische Schadenfreude über den Untergang des Sünders: „Sie wird einmal zu ihrem Aschermittwoch kummen!“

Da machte die Oberhofmeisterin sehr ernst ihren großen Hofknix und verließ sie.

Im Kuppelbau des Audienzsaales war man noch immer bei den kostbaren, auch köstlichen Überraschungen der lustigen Lotterie. Sie war als launige Variante der üblichen Gastgeschenke an den Höfen sehr in Mode ge-

kommen und nach der des, um närrische Einfälle nie verlegenen, Kaisers Heliogabal eingerichtet. Und da die Institution eines Hoffchalks am Jülicher Hofe fehlte, waltete der Geheimssekretär seines Amts.

„Er macht das schlecht,“ sagte ein rotseidener Domino mit Hermelinkappe, der mit einem schwarzen Venetianer eintrat. Gleichzeitig schob sich einer der Grünen an diesen, wisperte ihm zu:

„Euer Versprechen?“

„Hat da einer nicht mehr Wiß?“ drang es ärgerlich aus der Hermelinkapuze.

Der Venetianer neigte sich ihr zu: „Einer ist gesperrt im runden Turm, ein Mann im Wolfspelz, schwagt wie ein Narr und schweigt wie ein Weiser. Dies Produkt aus Geist und Gift in der Wolfsmaske möcht ich am Glückstrad sehen.“

„Bravo! Und schade um einen köstlichen Einfall, der in die letzte Stunde fällt.“

„In die letzte Stunde drängt sich das — Gefährlichste zusammen,“ raunte der Venetianer.

„Dann müßte man nur für die letzte Stunde leben,“ haucht's aus der Kapuze.

„Ich bitt also um Freipaß für den Wolf.“

Sie nestelte vom Gürtel das Medaillon des Papstes à la relief los und drückt's ihm als Vollmacht in die Hand. Als er dann davoneilte, folgte ihm der Grüne.

Derweil streute die lustige Lotterie königlich. Einer niederländischen Wirkerin, in der man die behäbige Kanzlerin vermutete, fielen zehn Jagdfalken zu, dem Landhofmeister zehn Eier. Jedem Teilnehmer fielen zehn gleiche Gegenstände zu.

Und nun schlurfte da ein Mann herein, dem der struppige Wolfspelz um die hageren Beine schlappte. Kam gebückt, und seine Augen, des Lichtes ungewohnt, pitschten wie Raubtieraugen zu.

„Das ist infam!“ zürnte die Herzogin den Venetianer an, „der steigt aus dem Grab.“

„Aberdings, darin liegt der Reiz.“

„Scheusal, wie heißet du?“ rief ein Buffone.

Da hob sich der Mann im Wolfspelz hochaufgerichtet neben dem Rad empor, dem er in die Speichen griff und — still stand.

„Aschermittwoch!“ sprach er tonlos heiser, „so heiß ich.“ Aus dem leichenfarbenen Gesichte glühten die tiefäugigen Blicke über die plötzlich stumme Versammlung. „Diese Maske fehlt ja wohl noch im Mummen.“

Tote Stille. Ein Türke im roten nachschleppenden Talar trat an das Rad, schwang es kräftig.

„Spiele, Aschermittwoch, spiele!“ forderte seine schlaffe stoßende Stimme. „Meine Nummer ist neunundneunzig.“

„Neunundneunzig!“ rief lebhaft mit einem Male der Wolf in das Schnarren des Rades, „nur eins und das Hundert ist voll. Ein Tropfen und das Maß läuft über — Rrrrrr! Eine kuriose Nummer. Eins fehlt, nur eins, nur ein einziges — und ein Geschick ist erfüllt — Rrrrrr!“ Er sang zum Rasselndes Rades sein dumpfes Marterlied:

„Wenn ich, o Herr, ein Schlachtopfer dein  
soll würdig sein . . .“

Da stand das Rad. Auf Nummer neunundneunzig. Gewinn: Zehn Totenköpfe!

„Ein absonderlicher Spaßmacher,“ sagten etliche und

wollten davon. Doch schon schnurrte wieder das Rad. Zehn Fliegen gewann der Venetianer. Zehn Kamele das Papageienmännchen, doch möge er sie am Himalaya abholen lassen.

„Herr Kanonikus,“ Kellermeister schlüpfte zum Papageienmännchen, „es ist am Frühgeläut, Ihr müßt zum Aischkrug.“

Papageienmännchen faltete die Hände über dem Magen: „Ei ja, deo gratias, auch der Bauch muß seine Schonzeit haben.“

Beifällig näselte Kellermeister sein Lachen, doch folgten seine immer lauernden Blicke dem Türken, der seine Totenköpfe im Talar verbarg und langsam davonging durch die lange Galerie der herzoglichen Wohnung zu.

Hinter ihm schlich ein Grüner zum andern. „Ballant! Folgt ihm nach, seht zu, ob er sich ins Schlafkabinette begibt.“

„Dies Machwerk gefällt mir nit, Herr Pfalzgraf. Mit offnem Visier kämpfen, das liegt meiner Art.“

„Mit geschlossenem Visier kämpft hier ein jeder. Wollt Ihr der einzig — Dumme sein, der sich ehrlich niederschlagen laßt? Wahnsinn wär's. Nein, wir müssen uns mit allen Mitteln das herrschgierig Prinzlein lahm legen. Wir schlüpfen allsamt durch die Kaminpforte ein, die in sein Schlafkabinette führt und die er wohl selbst mit kennet, und sein flugs um sein Bette herum, wir Grünen all, und schrecken ihn mit Verschwörung, daß ihm für Lebtags die wahnsinnig Herrschaft über die Keger vergeht. Man kann's dann später so auslegen, als wär's ein Mummennuß. Die im Hambach werden dafür kein Messer weßen.“ Schob hastig Ballant weiter. „Ich sehe, er zögert in der Rotunde. Geht.“

Aus der Rotunde her aber stürzte da der Prinz auf Pallant zu.

„Maske ab! Wer bist du?“

„Werner von Pallant.“

„Ich hasse die Mummerei, werft die Kapuze ab.“

„Auch ich hasse sie, darum aber möchte ich mich nicht in der Mummerei sehen, und — behalt sie auf, die Kapuze. Doch weiß mein Prinz nun, wer ich bin.“

„Macht, was Ihr wollt,“ er trat wie gejagt in die Rotunde zurück. Pallant wartete schweigend.

Da rief ihm der Prinz zu: „Sprechet doch! Ich kann nit atmen, wenn man schweigt.“

Pallant kam in lebhaftem Entschlusse näher: „Ihr warft mir vier guete Worte zu: ‚Macht, was ihr wollt‘. Könnte ich sie meinen Freunden als Amnestie meines Fürsten mitbringen!“

„Nein! Ich kann Euch nit due lassen, was Ihr wollt, denn das hieß: Macht mit mir, was Ihr wollt —“  
Trat schnell zu ihm: „Ihr widersezt Euch. Widersezt Euch immer. Ihr duet alles, was bei strengen Poenen verboten ist. Die neue Kirchenordnung soll das Land in Frieden bringen, aber Ihr widersezt Euch.“

„Ich habe in Ehren Herzog Wilhelm und Euch, mein Fürst, gedient. Ich bitt, betrachtet mich so, daß ich wert erscheine, mir meine persönliche Freiheit zu be-lassen.“

„Hab ich persönliche Freiheit? Nein — nein!“

„Verzeiht, der Ausdruck war nicht genau: Gewissens-freiheit. Ist uns auf dem Landtag in Grevembroich garan-tiert worden. So kämpfen wir denn nicht, um erst zu er-ringen, sondern zu erhalten.“



„O, Ihr redet falsch. Ihr redet nur vom Landtag in Grevenbroich, Ihr redet nicht vom Landtag in Essen. In Essen hab ich Euch protestierenden Landständ vorgelegt, die Jesuiten ins Land kommen zu lassen, aber Ihr widersehtet Euch. Gabt Ihr da Gewissensfreiheit?“

„Mein Fürst, den deutschen Landen kann kein Jesuit wohlthun. Er ist Ausländer, und seine Ordensprinzipien atmen keinen deutschen Geist. Wie er sich auch nach außen wandelt, nach innen muß er ja bleiben im romanischen Geist. Mein Fürst, verschont Euer Volk vor dieser Gefahr, vor der Könige gezittert haben.“

„Wir kämpfen all um unsern Glauben, Ihr und wir. Ach, was ist das ein groß Leid im Land.“

Ein Blick des Mitleids glitt über den Prinzen hin.

„Es ist nur ein Ehrlicher am Rhein, und das ist mein Prinz. Wir sind es alle nicht. Wir schmücken uns mit der Farbe unseres Glaubens, wir drohen mit dem Schwert unseres Glaubens, aber die wahren Beweggründe sind nicht religiöser Art, sondern vielleicht das Getriebe staatspolitischer oder dynastischer, doch gewiß persönlicher Gegensätze. Wir kämpfen um Götzen, nicht um Gott. So ehrlich wir auch sein wollen, der wahre Zweck unserer Kämpfe ist uns längst verloren gegangen.“

Langsam ging der Prinz von ihm weg bis zum Kamin, holte einen Totenkopf aus seinem Talar und stellte ihn aufs Sims. Davor stand er und murmelte.

„Ja, du Toter, der Mann hinter mir schwächt guet. Als du noch Lippen hattest, hast auch viel geschwätzt, jetzt bist ein Pokal worden, und wo dein Hirn lag, schüttet man izt Wein ein. Weil du keine Lippen hast, siehst du aus, als lachtest du dazu. So mach ich's auch. Sie gießen mir

mein Gehirn voll —. Als wär ich schon sulch ein Kerl wie du —. Aber ich grinse wie du.“

„Prinz!“ Pallant näherte sich entsezt, da fuhr mit einem Angstschrei der Prinz herum.

„Was wollt Ihr? Macht doch meinen Kopf nit zum Behälter für Euern Durst.“ Strich sich in müder Traurigkeit über den Scheitel. „Sie gießen mir Wein ins Gehirn.“

„Prinz, Ihr solltet den Doktor sprechen.“

„Wartet, ich werd schon früh genug unter das Gras ducken.“

„Prinz, wir können starke Freunde sein, so stark wie wir als Feinde sind. Nehmt uns als Freunde und laßt uns nit außer Lands Hilfe suchen gehen.“

„Außer Lands! Ah!“

„Wenn der Landesfürst seine Tür vor uns verschließt und spanische Schildwach davorstellt, dann sollen die Generalstaaten, die unseres Glaubens Brüder sein, auch brüderlich an uns duen.“

„Pallant droht?!“

„Er warnt.“

„Verrat!“ Er flüchtete in eine Nische und klammerte sich an die Rüstung, suchte dort nach einem Schwert.

„Keine Diener —! Kein Schwert —! Pallant, schlägt den bunten Mantel auseinander, ich bitt Euch, tut's. Ihr habt den Degen. Ja! Ja!! O, Ihr kummt zur Nummerei mit dem Schwert. O Verräter! Wenn ich da heraussteige, könnt Ihr mich morden. Haha! Aber wartet doch, bis ich anerst heraus bin —“

Hielt jäh inne, verfolgte spähend jede Bewegung Pallants. Der nestelte seinen Degen los, legte ihn an der Nische nieder, beugte sein Knie.

„Hier meinen Degen, Prinz. Ich will ganz wehrlos sein und nur der Gerechtigkeit meines Prinzen anheimgegeben.“

Mißtrauisch, unsicher nahm der Prinz das Schwert auf. Den Kopf spähend vorgestreckt, zischte er Pallant an.

„Ihr seid noch Drost von Wassenberg?“

„Sobald Ihr's sagt, weiß ich schon, daß ich es nicht mehr bin.“

Da warf ihm der Prinz wieder den Degen hin:

„Mögt ledig aller Ämter gehn!“

„Sofern nur mein Gewissen rein ist.“

„Geht! Geht!“

„Ich gehe gern, mein Prinz, so traurig auch mein Gang ist.“

„Pallant!“ der Prinz rief ihn zurück, und mit verstecktem Blick: „Leih mir dennoch Euern Degen.“

Ohne Zögern reichte ihn Pallant.

In der Galerie stieß der Grüne zu ihm: „Ihr gabt Euern Degen?“

„Ich will keinen Argwohn wecken.“

Da war der Grüne hinter dem Erbprinzen, der abgewandt stand und den Degen in den Gürtel steckte, drückte ihm einen Zettel in die Hand, flüsterte: „Eilige Botschaft, lest.“ Und war davon.

Der Prinz entfaltete heftig das Papier, lachte blöde, laß:

„Nummer hundert war der Gewinn:

Ein schöner Junker und eine Herzogin.“

Und lachte noch still. Dann hörte er einen Trupp eiliger Schritte. Er fuhr herum.

„Halt, Fragen! Wer seid Ihr?“

„Schauspieler, gnädiger Herr, von Durchläuchtig fürstlichen Gnaden zum Finale befohlen.“

„Was spielt Ihr?“

„Die ‚Herzogin Freude‘.“

„Wie da? Wie das?“

„Ein Märchen ohn Ende.“

„Ich will's hören.“

„Kam ein Prinzeßlein zur Welt, und an der gülden Wiegen stund ein Engel oder Erzengel, — die Charge war nit ersichtlich — richtete die Demande an die Eltern beid: Bitt geschwind, was wünschet Ihr for dies Kind? — Et la réponse: Die Freude.“

„Und so wird's Kindlein groß auf Mutter und Vaters Schoß, weint nit, greint nie, lacht jedem zum Gefallen und sucht nur die Freud in jedem, in allem. Starb der Vater. Hoh, es freut sich und sagt: Hab noch die Mutter. — Starb die Mutter. Da sagt's: Gott Gloria, welch ein Trost! hab noch Freunde. — Der Liebste starb. Es freute sich auch da noch, denn es hatte einen großen Zweck, es sollte über ein herrliches Land regieren. Doch kamen an jedem Morgen viel Sorgen. Ihr Herz schrie nach Tränen, aber sie mußte sich freuen. Das Land kam in Krieg und Not, aber sie gab Feste bis zum Morgenrot. Da klagte man sie nach vielen solchen Exemplis an, daß sie steinernen Herzens sei, und verbrannte sie. Ihr Haar wurde weiß wie Firnen-schnee, sie rang mit sich, weinen zu können, aber in ihre lachenden Augen rannen keine Tränen.“

„Nun? Und das Finale?“

„Sie muß sich freuen ohn Ende.“

„Wer hat das Märlein erdacht?“

„Der Junker von Hall hat's erdacht und gemacht zur  
Surprise für eine Herzogin.“

„Geh! Ich werd kommen und das Märlein sehen.“

Er blieb unbeweglich stehen, bis sie in der Galerie  
verschwunden waren.

Da summtte schwer und sonor die große Glocke von  
Lamberti. Aschermittwoch. Die großen Fasten begannen.  
Tam — tum — ächzte es wie im tiefen Leid aus dem  
Glockenstuhl.

Die Sterne verblaßten.

Leise Schritte lenkten in die Rotunde. Spähend hielt  
der Prinz den Atem an, horchte. Da sah er die dünne  
Gestalt der Prinzess um die Ecke schweben. Sie trug  
bedächtig das Gebetbuch in Händen. Er wendete sich ab.  
Sie fiel wie ein Mene Tekel in das Fest. Er hörte sie  
sprechen: „Brueder, die großen Fasten sein kummen. —  
Die Tage der Buße folgen. Komm aus dem Narrenkleid,  
Bruder. — O Bruder, komm auch aus dieser sündhaft  
Lustbarkeit.“

Mit eigen blödem Lächeln nickte er ihr zu: „Es macht  
der Herzogin Freude.“

„Ach Herregott!“ seufzte Sybilla, „sind wir so weit  
schon, daß wir in Sünden verfallen ihr zur Freud? Bruder,  
draußen ist Krieg, und sie verführet das gemeine Volk zur  
Niederlichkeit. Es sind da etliche mit ganz verelendeten Ge-  
sichtern vom Fest weg in die Kirche kummen, haben sich  
das Aschekreuz auf die Stirn geholt. Aber, ach Herre-  
gott, ihr Fürst gedenkt nit daran.“

Sie schlug das Gebetbuch auf und kam näher.

„Was bringst du?“

„Asche.“

Schaudernd wich der Prinz zurück: „Asche —“

Dann tippte er mit dem Daumen in dem Buche die Asche auf, zeichnete sich ein Kreuzchen auf die Stirne. Seine Lippen risselten: „Gedenke, daß du Staub bist und wieder sollst zu Staub werden.“

Im Davongehen sagte Sybilla erstaunt: „Keine Pagen? Keine Frauen? Bruder, die Herzogin ist schlecht — bewacht.“

Da war er mit einem Tigersprung neben ihr, flüsterte ihr flehend zu: „Ja! Hör! Bewache die Herzogin. Du! Tut sie dergleichen, unterlaßt sie dergleichen, was der ersten Dame des Hofes nit ziemt — an dir sei es dann vergolten, an dir! Hörst?“

„Bruder, ein Tyrann tät nit so an mir!“ Sie sah in sein Gesicht und verstummte erschrocken.

„Bewache die Herzogin!“ herrschte er sie an und stürzte durch die Galerie davon.

Was war das? Seine irren Augen —? Fern in der Galerie flatterte sein roter Talar wie eine blutige Fahne.

Tam — tum wehklagte die Lambertiglocke. Tiefe Stille ringsum. Weit im Düsselstößchen ging das Schauspiel vor sich.

Da tauchte es hier und dort auf, grüne Dominos mit weißen Schulterstreifen, aus Ecken und Verstecken und Gängen. Sie drängten alle zur Rotunde, schoben die Verbindungstüre vor und waren so abgeschlossen und ungestört mitten in der herzoglichen Wohnung, nahe den Schwanenzimmern. Vikar Clopreis nahm die Parole ab. „Gottes Friede mit dir“ wirrt das Murmeln.

„Ihr habt das Schaf nicht in die Hürde locken können,“ sagte der Pfalzgraf zu Pallant. Der winkte mit der

Hand abwehrend und verstört. Graf von Broich kam eiligst.

„Ein verwegener Plan, aber gut. Mitten in der Höhle des Löwen die Kezer bei der Dration?“

„Zur Dration wird uns schwerlich die Zeit zur Sammlung bleiben. Seit der Ueberrumpelung im Palmenhaufe ist auch dort unsers Bleibens nicht mehr. So bleiben uns nur außergewöhnliche Mittel und Wege.“

„Gottes Friede mit euch!“ der Mann im Wolfspelz schlich zu ihnen. Sie antworteten: „Das muß wahr sein.“

„Euer Schicksal sorgt mich,“ sprach Pallant zu ihm, „ringe Euch täglich der Faust des Marschalls ab. Einmal geht auch mein Wiß zu Ende.“

Hölzern, mit schlaffhängenden Armen stand der Mann vor ihm, aber hochaufgerichtet den Häherkopf: „Demütiger Ritter, warum so stolz reden? Euer Wiß erhält mich wahrlich nit so lange, als ich Zeit benutze zum Niesen. Ach seht, ich bin solch ein Ding von Mensch, das man das wunderbar Ereignis in der Hand der Vorsehung nennet. Ich brauche nur zu warten, was mit mir geschehen wird. Ei nun, seht — ich warte.“

„Die Brüder sein vollzählig,“ meldete Vikar Clopreis. Da zwängte sich noch ein Grüner herein und flüsterte die Parole. Mit einem Knacken sprang dann die Verbindungstür vollends in die Feder.

Pallant fügte der seltsamen Rede des Mannes noch einige Worte bei: „Um uns einer Fürscheidung in so hohem Maße würdig zu erweisen, müssen wir einig, dreimal einig sein. Wir sind es nicht dem Bekenntnisse nach. Die Landstände gehören zur Augsburger Konfession, etliche Räte zur Brüdergemeinde, die von Erasmus herleitet, Ihr, Herr

Pfalzgraf, Lutheraner, dann Kalviner, Landhofmeister Ihr, zwar katholisch, doch nicht römisch noch jesuitisch, hier dieser seltsame Mann im Wolfspelz ein Freiprediger, der in keiner Lehre äußern Habitus schlüpfen will.“

Da rief in künstlicher Begeisterung des Fanatismus der Vikar: „Viele Köpfe, aber ein Haß!“

„Vom Haß reden nun viele,“ sagte Pallant, „laßt uns von Frieden reden.“

Graf von Broich schüttelte zweifelnd den Kopf: „Ich fürchte, es ist schon kein Kampf mehr um die Religion, sondern um die Macht.“

„Religion ist Macht!“ tat der Pfalzgraf die Frage entschieden ab. „Die schwarze Macht hat sich an der Religion politisch heraufgemäset. So lange sie fett bleibt, bleiben wir mager. Wir müssen den Kopf dieses Lindwurms abschlachten. So lange wir nur Glieder abtrennen und den Kopf nit, lebt das Ungeheuer ungeheuerlich weiter.“

„Wo sitzt der Kopf?“ wurden einige Stimmen laut, „hie oder in Hambach?“

„Wer treibt den blöden Prinzen zum Herrscherwahnsinn an?“ fragte der Pfalzgraf dagegen.

„Ei nun, dort sitzt der Kopf, der um so gefährlicher ist, weil es ein Weibskopf.“

„Mit dieser Frau läßt sich nicht schelten, man muß mit ihr rechnen,“ mahnte Pallant. „Eine zehnfache Macht liegt in ihr, die zehnfach ausarten kann. Sie ist das Weib von Intelligenz und Temperament, von Laune und Kaprixe. Ein Gemisch von Geist und Charm, kühner Klugheit und kluger Tollheit. Weib und Frau, Herrscherin und Beherrsichte. Von einer solchen Frau ist alles zu erwarten,



alles zu befürchten, alles zu erlangen. Und dieses Frauenphänomen gerät an den niedern Horizont eines mißachteten, bedeutungslosen, beschränkten Prinzen. Sein lahmer Geist wird aufgepeitscht. Der schwache Kopf ist illuminiert von Cäsarenwahn, nimmt die Bahn krankhafter Herrschgier. Er will nicht nur Fürst, sondern auch Papst seines Volkes sein. Wüßt mahlt es in seinem Kopfe. Meine Brüder — ich habe ihn gehört, gesehen — — es bleibt uns von diesem verwüsteten Kopfe nichts mehr zu erhoffen.“

Er hielt sekundenlang inne, sah mit seinem klaren blauen Kinderblick in die Versammlung hinein: „Daher ich der Meinung bin, daß nun unsere Politik dahinzielen muß: Die Herzogin zu gewinnen!“

In lebhafter Zustimmung traten ihm der Dhauner, Broich und Bongart bei.

„Nichts hievon!“ erhoben der Pfalzgraf, der Vikar und ihr Anhang Protest. „Was können wir von einer Papistin, die mit der gülden Verdienstrose des römischen Antichrist sich schmücket, für unsere Sache erhoffen?“

Nun kam Pallant in zürnenden Eifer:

„Was wir alle im Interesse des Friedens erhofften: daß wir, ob Freund oder Feind, nun einmütig zusammengehen, um in unser armes verirrttes Land Ruhe und staatliche Ordnung zu bringen. Haben wir das Ohr dieser mutigen Herzogin, so wird sie der Sprecher beim Kaiser zur Einberufung eines großen Nationalkongrils. Seht, Brüder,“ suchte er ihr Murren zu übertönen, „das ist meine und unseres Landes letzte Hoffnung.“

„Nichts vom Kaiser!“ summten, murrten, haberten die Stimmen. „Er steht im Einfluß Spaniens. Er braucht

Spanien gegen den Türk. Und Spanien führt den Religionsstreit für seine Zwecke.“

Der Pfalzgraf und sein Anhang umzingelten Pallant: „Die Ereignisse haben Euere Friedensmelodei überholt. Unsere Brüder haben das Joch abgeworfen. Der Biskar bringt sichere Zeitung, daß der Deputationstag zu Worms gesprengt ist und die Reichsstände sich zu den Hugenotten schlagen.“

Nun drängten auch Wirich von Dhaun und Graf Broich mit ihren Gefinnungsgeossen vor.

„Wann dem so ist, Pallant, wann der Schritt zu den Hugenotten gemacht ist — dann schwören auch wir nun unbedingt zu Heinrich von Navarras Fahne. Nicht wir haben nun die Geschicke gelenkt, sondern die Geschicke uns.“

In dem immer mehr wachsenden Tumult gingen ihre Stimmen unter.

Dann sprach Pallant, und es wurde Ruhe:

„So muß denn geschehen, wozu die Ereignisse drängen. Wir schwören zu den Hugenotten! — Es ist gesprochen, und es wird geschehen.“

„Es wird geschehen!“ sprachen alle in tiefer Ergriffenheit.“

„Schwört aufs Schwert!“ rief der Pfalzgraf.

Da kreuzten sie ihre Degen übereinander, und unisono brauste das Gelöbniß: „Wir schwören aufs Schwert!“

Pallant trat zu allen und reichte ihnen die Hand: „Nun ohne Aufsehen zerstreut euch in die Säle und verlaßt einzeln das Schloß.“ Sein Blick streifte das Fenster: „Der Rebel hebt sich überm Rhein. Es wird ein Tag ohne Sonne.“

Leise glitten die Vermummten an Vikar Clopreis vorüber, raunten wieder die Parole.

Der Mann im Wolfspelz faßte einen eiligen Grünen am Arm: „Freund, du hattest beim Eidschwur keinen Degen.“

„Hast du einen?“ fragte dieser zurück und schlüpfte weiter. Der Mann setzte ihm nach.

„Vikar, dieser da kam ohne Degen, nehmt ihm die Parole.“

„Es wird geschehen!“ rief der Grüne und war hinaus und verschwunden.

„Was war das?“ fragte man bestürzt.

„Mehr als ein Zufall,“ sagte der Mann im Wolfspelz.

„Daran erkenn ich den Marschall,“ sagte Bongart.

„Daran erkenne ich das — Weib,“ murmelte der Dhauner. Die Männer sahen sich stumm an, schüttelten dann einander die Hand und folgten den übrigen.

Aus der Galerie, in der die Windlichter allgemach erloschen, kam singend der Dhauner Page heraufgeschwankt.

„Ich hab durchreiset manches Land  
und Zeitung mitbracht allerhand.  
Der Truchseß gibt viel Ärgernuß,  
drum sing jeßund ich den Pasquillus —.“

„Ei du Bursch!“ rief ihn der Vater Dhauner an, „willst' wohl deinen Pasquillus im Maul behalten, du Entenschnabel.“

Da schwenkte der berauschte Jüngling sein Barett: „Bitte anklopfen, Hut ab und warten. Page zu Dienst — bum!“ Torfelte weiter und fiel an der Rotunde nieder.

Lachend ging Wirich von Dhaun davon: „Der Sack liegt. Amen.“

Ein Luftzug fuhr irgendwoher, streifte die noch vereinzelt flackernden Windlichter — ein Aufflammen und husch! verlöscht.

In den matten Glanz der Mosaikböden krochen die grauen Morgenschatten.

Leise darüber hin glitten die eiligen Silhouetten zweier Menschen. Die Herzogin im Rascheln des rotseidenen Dominos stand in der Rotunde still, warf die Hermelinkapuze zurück.

„Nicht weiter, Junker!“

Das Lächeln war aus ihrer Stimme. Sie stand im nüchternen Morgenschein.

Schlank ragte der schwarze Schatten des Venetianers.

„Parbleu! Das Pläster ist aus. Die Domina besinnt sich und — Junker ade!“

„Nun denn: ade!“ sie lachte auf und winkte ihm verabschiedend mit der Hand.

Er stand, und kein Zucken in seinem Gesichte. Ein Gesicht wie gelber Marmor, und wie mit Kohle gezeichnet darin die Augen und das gestutzte Bärtchen. Sie freute sich an seinem Anblick, sie freute sich, diesen Mann zu peitschen mit ihrem Lächeln, ihren Worten, ihrer abweisenden Hoheit. Diesen Mann, der sie wie ein Brigant liebte. Der raubte, was sie ihm nicht geben wollte.

Jetzt sagte er in arglistiger Ruhe:

„Ihr seht, ich bleibe!“

In ihren heißen Augen flammte es hochfahrend — und war schon vorüber.

„Seht Ihr den da am Boden?“ fragte sie kalt. „Wenn ich ihn aufwecke, setzt die Dienerschaft Euere Stelle leer.“

„Ihr werdet ihn nicht aufwecken.“

„Ich werde es!“

„Nein!“

„Junker!“

„Ihr habt dies Renkontre erwünscht — wie ich.“

Ihre Hand zuckte auf. Als müsse sie ihn züchtigen, den Frechen.

Aber sie züchtigte ihn nicht, ihre Stimme bebte nur:

„Die Herzogin hat sich an Euch verschwendet, Junker.“

Aus der Ferne der Galerie torkelte es her mit lallendem Singfang, ein — Kellermeister.

„I, was lieb ich naß?

Das Faß!

A, was brennt mir wie Rauch?

Der Bauch!

O, was bin ich ein Vieh!

Und wie!“

Stürzte um und knurrte im Schlaf.

Die Herzogin wendete sich angewidert ab.

„Pfu! Wälzt ihn hinaus.“

„Mag er liegen, der Gänsebauch.“

„Männer, die im Laster wie Fliegen umfallen,“ sagte sie verächtlich. — „Im übrigen, Herr Junker, aus dem Nummenhans keine Elegie. Ich liebe das nicht.“

Nun stand er wie ein lächelnder Mephisto, nun wollte auch er einmal seinen Triumph über sie auskosten. Mit kalter Stirne wollte er's. Und dann von ihr gehen. Nicht mehr durch ihren Fußtritt verabschiedet. Die heiße Nachsucht einer wahnsinnigen Liebe wollte er kosten. Und gehen!

Er trat einen Schritt näher, sagte in einer Folterqual gebändigter Ruhe: „Ja, so ist Herzogin Jakobe. Sie verburstet täglich, aber sättigt sich nicht. Sie nippt nur, um

nicht zu Tode zu verdursten, um eine kleine Linderung zu trinken.“

Und schleuderte es ihr hin: „Sie hat den Mut nicht, ihren Durst zu löschen.“

„Das wagt ein Junker!“

„O, er wagt mehr. Seht hin, Herzogin, es geht zum hellen Morgen. Kein Hahn kräht, keine Glocke läutet mehr, die häßlichen hölzernen Klappern werden durchs Schloß rasseln wie Totenhämmer auf den Sarg Eurer paar Freuden. Ihr habt beim Mahl gegessen und steht nun auf mit dem Nachgeschmack des großen Fastens. Das große Fasten, Herzogin! Damit bezahlt Ihr ein paar gestohlene Freuden.“

In heftiger Gemüterschütterung eilte sie bis zum Ramin wie auf der Flucht. Er kam ihr nach.

„Fastet Herzogin Jakobe nicht immer? Und wenn ihr der Hunger zu stark kommt, ißt, trinkt sie wie eine Verschmachtende. Langes Hungern wird zur Gier —!“

„Schweigt!“ würgte es wie Hilfesgeschrei aus ihr. Dieser Mensch warf ihr die betäubte Seele nach.

Da war sein Gesicht über ihrer Schulter: „Ihr wißt nicht, wie Euch hungert und dürstet, darum sättigt Ihr Euch an kleinen Launen und Kaprizen. Ihr tanzt und lacht in Euere inwendige Leere hinein. Ihr tanzt und lacht und habt doch eine Leiche im Hause. Ihr hockt bei dieser Leiche und bildet Euch ein, daß Ihr lebt.“

Sein Gesicht streift an ihre Schulter, ein Gesicht, das nicht mehr wie gelber Marmor ist — die wachgeredete Leidenschaft glüht wieder darin, der tollkühne Wunsch, in ihr unterzugehen, in diesem Weibe, das Hoheit und Hetäre ist.

„Herzogin!“ ächzt sein Flüstern, „soviel Schönheit,

soviel Wonn und Entzücken — für eine Leiche. Ihr wehret mir? Herregott, nein, Ihr wehret mir nicht! Ihr ruft mich ja, Ihr klatscht mir Beifall. Ihr wißt nun ja, daß es immer in Euch war, Euch gequält hat — die Sehnsucht — die heißen Wünsche — Jakobe! In jenen Stunden, da der Blöde Euch umarmte und Euere Schönheit wie ein lechzender Hund genoß —!“

„Schweigt! Schweigt!!“ Sie sinkt am Kamin nieder, verhüllt ihr Gesicht. Er ist neben ihr hingeworfen, umschlingt sie, wühlt sein Gesicht in ihren Schoß.

„Lügt Euch und der Welt nicht die zufriedene Erbärmlichkeit dieser Ehe vor. Ich glaube dir nicht! Ich verschmachte nach dir, stolze Herzogin! Du brauchst mich! Du riefst nach mir bei Tag und Nacht, denn du brauchst mich! Deine Gedanken schriegen nach mir. Nun bin ich da, Herzogin!!“

In tollkühner Forderung starrt er ihr zwingend ins Gesicht.

Da lacht sie im höchsten Affekt verzweiflungsvoller Wonne auf, reißt den Junker an sich, preßt ihr Gesicht in sein Haar, und in schmerzhafter Leidenschaft stöhnt ihr Klüffern:

„Ja! Ja! Ich brauche dich!“

Und fällt halb bewußtlos in seine Arme. Er küßt sie in scheuem Entzücken. Er nimmt ihre Liebe wie ein königliches Geschenk. In der heißen Nachsucht seiner Liebe ist er untergesunken und freut sich seines Rückfalls. Ja, er freut sich. Diese Liebe wirft in die Wolken.

„Illusterrissima domina!“ lallt er anbetend.

Sie löst ihre kostbare Busenkette vom Nacken und

legt sie ihm vierfach um den Hals. Heiß streift ihn ihr verheißungsvolles Flüstern:

„Wer diese trägt, soll mein Mundschent sein.“

In lechzender Qual drängt er sein Gesicht an ihres.

„So trinkt, Domina. Trinkt meine Seele leer.“

Da neigt ihr Gesicht auf seines. — —

Im Zwiellicht der Galerie hob sich der Kellermeister empor, verschwand in dem Säulengang nach dem Düssel-schlößchen zu.

Wie verirrt schlich stoßweise, lauschend, spähend ein grüner Domino durch die Galerie her.

Die Herzogin stand aufrecht am Ramin und schien ihn zu erwarten.

„Karl Lafai!“ rief sie halblaut.

Er schoß eifertig herein: „Fürstliche Gnaden!“

„Auf der Flucht? Oder Schlimmeres?“

„An dem Schlimmsten an Haaresbreite vorbei.“

„Sie erkannten dich?“

„Da sie aufs Schwert schwuren, fehlte mir der Degen.“

„Mit Waffen kamen sie zu Gast?“

„Sie schwuren —“

„Weiter! — Was horchst du?“

„Ich höre —“

Da hörte sie den Junker hinter sich: „Des Prinzen Stimme!“

Karl Lafais wissende Verschwiegenheit blickte aus seinen Blicken. Er sprang dienstfertig an das Raminpförtchen — da wehrte ihm die Herzogin mit gebietender Hand ab.

„Laßt ihn!“ ächzte der Junker und stürzte auf das Pförtchen zu.



„Der Junker bleibt,“ erwiderte sie, ohne ihn anzusehen.

Da stand der Prinz mit gezogenem Degen im Eingang.

Seine Stimme hallte in heiserer Dumpsheit: „Pagen? — Frauen? — Die Herzogin ist schlecht bewacht.“ Er schlug mit der flachen Klinge auf den schlafenden Pagen ein. „Erwache! oder — schlaf immer.“ Holte mit dem Degen aus, als wollte er den schlaftrunken Aufwachenden erstechen.

Die Herzogin fiel ihm in den Arm. „Prinz! Töte ihn nicht, den Knaben!“

„Töte ihn nit. Nein. Da —,“ er stieß ihr den Degen in die Hand, „töte du uns alle.“

Sie hielt ihn für trunken, winkte dem Kämmerling, daß er seinen Leibpagen herhole.

„Halt!“ rief ihn der Prinz mit rollenden Blicken an. „Wer bist du? Ein Kämmerling. Wie kummst du in das Zeug, Sklave? Ich bin der Herzog. Weißt du das? Aus dem Narrenzeug, Sklav!“

Die Herzogin legte ihm den Arm auf die Schulter.

„Johann Wilhelm, komm zu dir. Ich gab Karlen das Zeug. Ich tat's mit Absicht.“

„Du steckst uns alle ins Zeug. Ja. Wir sind alle Narren.“

Sie sprach ihm beruhigend zu. Da ging er von ihr.

„Ich gab ihm den Auftrag,“ sagte sie, „ich hatte Verdacht —. Man hat mir hinterbracht, daß hie beim Fest gewisse Praktiken —“

„Praktiken, ja. Sie bringen uns um. Kämmerling du! Was hörtest du —?“

„Sie schwuren zu den Hugenotten und Heinrich von Navarra.“

„Zu den Hugenotten, hörst du, Herzogin? Laß uns mummen und tanzen, Herzogin, die Hugenotten kommen ins Land! Hahaha! Jetzt ist zu End das Pläfler.“ Zerrte sie plötzlich am Arm. „Jetzt lache, Frau Herzogin!“ Ging hastig auf den Kämmerling zu, während der Page davon-  
schlich, um die Dienerschaft auf Posten zu rufen. „Hast du noch zu berichten?“

„Sie schwuren aufs Schwert —“

„Ich schwöre auf die Herzogin. — Diener! Mehr Diener! — Frau Herzogin, Euer Mundschent?“ Richtete die starren Augen auf den Junker. „Mundschent zu Dienst! Bringt Wein!“

Da eilten die Diener. Er bemerkte die nahenden Kammerfrauen. „Fraue, Euere Stirn noch weiß und frech. Kein Afschekreuz —. Und heunt die großen Fasten. — Auch die Herzogin hat keins. — Diener! Den cruzifixum! Kerzen!“

Sie faßte ihm entsezt den erhobenen Arm.

„Prinz, was solls?“

„St!“ winkte er blödlächelnd, „die großen Fasten. Todtoddod wirds jetzt rappeln. Still, sag ich! St!“ Plötzlich lachte er laut, fast brüllend los: „Kumm, Herzogin, wir aber woll'n mummen und tanzen.“

Riß sie in seine Arme, und in hinterhältiger Sanftmut: „Herzogin Freude! Kumm — — kumm — setz dich her. St! Wir woll'n hinter dem Herregott eine große Tollheit due. Liebchen, setz dich! Setz dich, sage ich dir!“

Er drängte sie am Kamin nieder. Unbeweglich stand

der Junker, in grauenhaftem Fürchten starrten seine Blicke. Er sah den Prinzen, der unverwandt die lauernden Blicke auf die Herzogin heftete, langsam den Arm erheben, nach dem Ramin langen, schnell nach dem Totenkopf fassen.

„Mundschenk!“ bröhnte er den Junker an, „schenkt der Herzogin ein!“

„Mein Fürst —!“ Da blikte drohend des Prinzen Degen auf. Stumm gehorchte der Junker, kredenzte schauernd den grausigen Pokal der Herzogin, die leichenhaft erstarrt saß.

„Trinke!“ herrschte er sie an.

Sie stierte ihm in die wirr-rollenden Augen, wich zurück: „Das ist Wahnsinn!“

„Weib, bring mich nit auf!“ Er hielt sie an der Schulter. „Das Pläster ist zu End, Herzogin Freude. Verkauf dein Lachen und verschenk deine Feste, hahahahaaah! Sag, du betrogst mich. Der Fluch Gottes liegt auf deinem Schoß. Sag, du bist unfruchtbar, du Meze! Gib mir den Düwel als Erben, aber gib mir einen Erben! Du, o du! Kannst nit weinen, Herzogin Freude. Lache denn, lache! Lach dich tot, du! Verflucht! — Diener! Sie soll hüßen. Ruft den Kanonikus.“ Er richtete sich mit feierlicher Geste auf. „Die Herzogin will Buße tun — Asche soll er bringen —“ Schauerte zusammen. „Asche —“ Fuhr wieder brüst auf und entriß dem Junker den Totenkopf, stieß ihn der Herzogin an die Lippen: „Trinke!“

Sie trank und brach in den Armen ihrer herbeieilenden Frauen zusammen.

Da schaute der Prinz plötzlich wirr und erschrocken um sich, preßte seinen Kopf, stöhnte weinend auf.

„Was ist denn —? Bin ich —?“ flüchtete mit gellen-

den Schreien davon: „Ich bin wahnsinnig — wahnsinnig — wahnsinnig!“

Und wie eine blutige Fahne flatterte hinter ihm der rote Türkentalar.

Die Dienerschaft drängte in den Eingang.

Unbeweglich stand der Junker. Er ist Mundschent der Herzogin — weiter nichts. Haltung!

Von der Galerie her hastete der Kanonikus.

„Was ist's mit der Herzogin?“

Da hob sie sich mit verzweifltem Wehren empor, winkte der Dienerschaft ab. Und richtete sich an dem Kanonikus auf.

„Ihr seid da. O Gott, laßt mich auf Euere Hand weinen.“

Nach einer Pause tiefer Ergriffenheit sprach er:

„Herzogin Jakobe, ich komme mit Tröstungen, die die Welt nicht geben kann. Die Stimme der Kirche ist heute ernst und mahnend und nur schreckhaft für den, der die Welt liebt. Sie spendet das Kreuz aus Asche zum Zeichen der Buße und Demut und als Mahnung an die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen.“

Leise wiederholte die Herzogin: „An die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen.“ Sie sank langsam aufs Knie: „Ich bitte, gebt mir die Tröstung, welche die Welt nicht geben kann.“

Da legte der Kanonikus die Stola um, murmelte die Bußgebete, tippte mit dem Daumen Asche aus seinem Buche, zeichnete der Herzogin ein Kreuz auf die Stirne.

„Memento homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris.“

Klappte das Buch zu, legte die Stola ab.



## Sechstes Kapitel

Da war nun die unermessliche Trauer der Karwochen.

Kampf mit Kriegswirren und Not, nun auch Kampf mit dem Wahnsinn. Und wie die gemeinsame Freude der Hochzeitsfeste Freund und Feind zusammenschloß und in einem kurzen Waffenstillstand der Mensch zum Menschen edel und gut sein wollte, so auch im gemeinsamen Leid.

Von Hambach her trieb es den Altherzog zu seinem kranken Sohne. Da kam der Marschall Schinkern als sein Abgesandter und wollte sorgen. Er berief die Leibärzte zur Konsultation. Die Politik erwartete ihr Gutachten. Doch sagte der brummend Doktor, man solle auch ein Gutachten des Beichtvaters, der gewiß das Gemüt des Prinzen inniger kenne, als medizinische Wissenschaft imstande sei, einfordern.

An dem Tage, da unter fieberhafter Spannung des Hofes die gelehrten Herren hinter verschlossenen Türen über die Krankheit des Thronfolgers nachdenkliche Stunden verbrachten, schlich Sybilla rat- und hilflos im Schlosse und wußte nicht, bei wem sie einkehren könne. Kam einige Male an den Gemächern der Herzogin vorüber, und es war ihr, als ob eine unsichtbare Hand sie immer wieder von diesen Türen zurückwerfe. Dann überwand sie sich, faßte einen frommen Entschluß und ließ sich melden. Da humpelte ihr Gerhardgen entgegen und erzählte mit behäbiger und

rechtshaffener Genugtuung, daß die Domina nicht von fürstlichen Gnaden weiche, obwohl fürstliche Gnaden in fürchterlicher Schwermut sitze und die Domina nicht erkenne. Und wenn die Domina sich nicht verhalten könne, herzlichst zu weinen, lächelte er ganz fremd, ganz kindhaft und fragte: „Warum weint die Frau?“

Schlich dann wieder das Fräulein Sybilla davon. Nun ist sie doch die höchsteigene Schwester, und diese Herzogin ist doch, im Grunde genommen, für den Bruder eine erheiratete Fremde, und was geschieht? Sie behauptet den Platz beim Bruder, und die Schwester läuft verlassen und ziellos in dem erstorbenen Schloß umher.

Ihr Herz tat weh, und ein verbissener Ausdruck trat in ihr Gesicht.

In den Gängen traf sie auf den Kanzler und den Haushofmeister, die flüsternd zusammenstanden. Sie wollte ausweichen. Doch kamen die Herren schon auf sie zu und sprachen in wohlgefeilter Rede ihre Teilnahme aus. Und da es sich nicht schickte, mit einer Prinzess Konversation im Korridor zu pflegen, so öffnete der Haushofmeister die nächste Türe, und das war das Amtszimmer der zum persönlichen Dienst für die Woche beorderten Kammerleute. Nur einer war anwesend und stand an dem mächtig ausladenden Dielenschrank mit den Ebenholzeinlagen holländischer Herkunft, solch ein plumpmajestätischer Schrank mit seinem Prestige: Mich schuf man für die Ewigkeit! — Und daneben ein schlankgliedriger Mensch, der auf keine Unsterblichkeit hinwirkte: Mich schuf man für den Augenblick!

Drei Gesichter richteten sich nach dem Junker von Hall hin. Ein eigenes heimliches Interesse lag darin. Er fühlte es. Schon wollte er unter angemessener und üblicher

Verbeugung das Gemach verlassen, als ihn ein zweiter Gedanke zurückriß, ein ihm bisher fremder Gedanke. Er fühlte, daß er aus diesem versteckten Interesse, das man ihm plötzlich sollte, aufstieg.

Da blieb er. blieb selbstbewußt. Es war sein Recht, ja, seine Pflicht, denn er mußte im Antrittszimmer des fürstlichen Rufes gewärtig sein.

Die Eingetretenen stuzten — nur flüchtig, und sprachen gedämpft miteinander. Deutlich gezeigt, daß der vierte Mann hier überflüssig.

Doch blieb der Junker. Nicht wie ein Geduldeter. Der Haushofmeister lächelte wissend.

Ob man schon auf das Gutachten der Ärzte schließen könne, möchte die Prinzessin erfahren. Bedauernd zog der Haushofmeister die Schulter hoch, und wenn er bedauerte, dann war's stets ein Unheil.

„Wie verlautet, lauft das Gutachten auf erbliche Belastung hinaus.“

In das fahle, magere Gesicht der Prinzessin malte die sittliche Empörung blutrote Flecken.

„Da sei Gott vor! Et c'est une infamie von seiten des Unflats von Doktor, der bei Ihrer fürstlichen Gnaden ein Stein im Brett hat.“ Und sie begann die lange unverfälschte Namentafel des Jülicher Geschlechtes glorreichen Angedenkens herunterzusagen. „Es sein alle gewest kerngesunde Leut. Seine fürstliche Durchlaucht der Herr Urgroßvatter war sichtbarlich gesegnet von Gott. Er ist entschlafen mit dem herrlichen Wort: ‚Ich hab nit genug tan‘. Und der hochselig hochgeporene Fürst, der Herr Großvatter, hat einen sulch prächtigen Menschen wie den Lieffden Herrn Batter uff die Welt bracht. Daß er vom Schlagfluß



elend worden ist, sein gewiß nit die Strafen seiner Sünden, die er auskosten muß, sulch ein Fürst leidet für sein L a n d. Und die hochselig gottesfürchtig Frau Mutter —“

Hier brach ihr vor Entrüstung die Stimme ab.

„Ganz recht,“ überzeugungsvoll nickte der Haushofmeister, „diese Doktores sein infame Menschen.

Sperrete der enteilenden Prinzeß weit die Türe auf, wandte sich dann zum Kanzler.

„Märrin! Sie waren alle verrückt, alle. Dem hochselig Urgroßvater liefen die Weiber aus dem Weg. Er hat dreiundsechzig natürliche Kinder der erstaunten Welt geschenkt. Und dieser Mann stirbt mit dem herrlichen Wort: ‚Ich hab nit genug tan‘. Im Volksmund hieß er —,“ Er flüsterte einen unflätigen Ausdruck dem Kanzler zu, „der Großvater ein Schwachkopf — wie alle nach ihm.“

Den Klatsch ablehnend sagte der Kanzler: „Das ärztlich Gutachten wird sich hauptsächlich mit den Eltern des Thronfolgers zu befassen haben.“

„Erzeugnisse fortschreitender Entartung,“ tat ihn der Haushofmeister ab.

„Jedenfalls hat die Herzogin mit Johann Wilhelm eine erträgliche Ehe führen können. Ja, es sah gewissermaßen so aus, als liebte sie ihn.“

Da sprach hinter ihm eine Stimme leise und bestimmt: „Sie liebte ihn nicht!“

„Das muß der Junker von Hall wissen,“ sagte mit schlaffhängenden Mundwinkeln der Haushofmeister.

Mit gleichmütigem Achselzucken warf ihm der Junker hin: „Das müßt ihr alle wissen.“

Nachdenklich erwiderte hierauf der Kanzler:

„Fürwahr, es liegt kein Anlaß vor, diese Ehe glücklich

zu wöhnen. Der Erbprinz ein Schwanenritter von trauriger Gestalt. Ein arm begüterter Fürst und ein machtloser. Er hat eine stolze Herzogin nicht befriedigen können.“

„Er hat das Weib befriedigt,“ deutete der Haushofmeister mit frivolem Achselzucken an.

„Er hat sich befriedigt,“ klang hart und dunkel des Junkers Stimme. „Das war das niederträchtige Scheinglück dieser Fürstenehe.“

Da ward es laut in den Gängen. Die Ärzte, so hieß es, verließen das Beratungszimmer, sie wünschten vor einem Ausschuß der Räte ihr Gutachten abzugeben. Eilige Boten liefen durchs Schloß und beriefen im Auftrage des Hofmarschalls zur Ratsversammlung.

Wie schon verlautete, sprachen die Ärzte erbliche Belastung aus, sprachen sogar von einer doppelseitigen Belastung ex paterno semine et materno sanguine. —

Die Prinzess verließ die Kulisse ihrer Zurückhaltung, schrieb an den Nuntius, forderte von dem Kanonikus, öffentlich von der Kanzel herab zu konstatieren, daß die hochselige Mutter eine Nichte Karls V., eine Tochter Ferdinands I. gewesen sei, habe sechs blühende Kinder geboren —

Doch meinte der Kanonikus, das werde er nicht von der Kanzel herunter sagen.

Das unerbittliche Gutachten aber stellte fest, daß die Mutter Johann Wilhelms schon Jahre vor seiner Geburt an Schwermut litt, die zeitweise in Geistesstörung ausartete.

Daran anknüpfend sollten als Heilmittel in Anwendung gebracht werden: Große Zerstreuung bei an-

dauernder Melancholie, Kurzweil, wie schon die Herzogin versucht habe, frischfröhliche Fahrten über Land. — Doch fügten sie die Klausel ein: ohne die Gemahlin! — Dazu leichte Diät und Arzneimittel, so viel ihm beizubringen wäre. (Aber er nahm sie nicht, sagte: „Sie soll'n ihr Gift selbst saufen.“) Und da er nun an solchen Wahnideen leide, Verfolgung und Mord fürchte, möchte man's ihm nachdrücklichst ausreden. Punctum.

Das Gutachten des Beichtvaters war einfacher. Es besagte, daß gegen Schwachheit des Gemüths bei den Menschen keine Hilfe zu finden sei. Darum solle man ein Gebet im Lande ausschreiben und reichliche Almosen austheilen, vielleicht werde dann Gott sich erbarmen und die Strafen abwenden.

Des weitern erfuhr man von ihm, daß der Prinz in grenzenloser Furcht gelebt habe, daß er beim König von Spanien in Ungnade stehe und ihn das Geschick Egmonts ereile. Er habe sich vom Fluche Gottes, kinderlos zu sterben, belastet geglaubt und heftig das Verlangen ausgesprochen, in einem Kloster Buße und Pönitenz zu tun.

Nach diesen Erörterungen und Disputationen wurde noch in der Nacht ein Kronrat einberufen und die Vorbereitungen zu einer Vergnügungsreise getroffen.

Auch die Herzogin rüstete. Da kam der eiserne Mann Marschall zu ihr und wies auf die Klausel des Gutachtens hin und sprach: „Ich begleite den Erbprinzen.“

Nun wußte die Herzogin, ihre Rolle war ausgespielt, die Marschall Schinkens begann.

Mit einem Gefolge von Dienern und dem Hofkaplan nahm der Marschall den Prinzen zur Vergnügungsfahrt

mit sich fort und nahm zunächst Aufenthalt in Grevenbroich. Tägliche Berichte liefen von dort nach Düsseldorf ein und hinwieder ganze Journale von Briefen aus der Residenz. Eine fieberhafte Spannung herrschte. Eilboten und Kuriere galoppierten den Korrespondenzweg hin und her, die Aktenstücke über diesen kurzen Aufenthalt schwellen zu dickbändigen Heften an. Auch aus Hamburg flogen die Schreiben an. Der Alte fühlte sein knorriges Herz weich werden, schrieb flehend und drohend, man sollt ihm den Thronfolger heil heimbringen, ließ zärtlich an den Sohn schreiben. Der Sohn hörte alles an und sagte: „Wenn ich nach Hamburg komme, läßt er mich enthaupten, der Herr Vater.“

Da ließ man den Alten bitten, er solle ein paar Zeilen eigener Hand schicken und den Sohn seiner Lieb versichern. Und der Alte zwang seine gichtbrüchige Hand, schrieb zitternde Worte und weinte darauf, das alte Kind.

Als diese Zeilen in die Hände des Erbprinzen kamen, erinnerte er sich nicht mehr, starrte auf das Blatt und las nicht.

Die Briefe der Herzogin und Sybillens las der Hofkaplan ihm vor. Sie waren erfüllt mit Bitten und Verschwören, von seinen Wahnideen zu lassen, versuchten ihm dies und das auszureden. Er lächelte nur besserwissend, dann quälte es ihn, und zuletzt ließ es ihn stumpf und gleichgültig. Doch schrieb man ermunternde Berichte über sein Befinden. Nun wollte die Herzogin ein Zeichen von ihm, ein paar Worte. Es war ein Ruf inniger Angst. Der Marschall hielt das Blatt in der Hand, und wieder gewann einer der seltenen Augenblicke über ihn Gewalt, wo auch über ihn der Zauberschleier dieser Herzogin fiel. Dies

Weib an seine Schulter gerückt — was hätte werden können!

Im Impuls dieses Augenblicks veranlaßte er den Erbprinzen, unter seinen Bericht ein paar Worte zu schreiben. Ungewohnt lebhaft kam der Prinz diesem Anfinnen entgegen, schrieb hastig:

„Jakobe! Herr Jesu, sei mein Gast. Durch göttliche Fügung ist der Herr Batter ums Leben kommen. Jetzt endlich herrsche ich. Kumm mit dem ganzen Hofstaat hieher. Das Kammergeld dreißigtausend Reichstaler. Ich, Johann Wilhelm.“

Blicke des Wahnsinns. Danach schrieb ihm die Herzogin flehend, er solle wieder zur Residenz zurück, unter ihre Obhut, ihre Pflege. „Habe ich nicht das erste Recht auf dich? Warum entfernt man mich?“

Diese Briefe wurden nicht mehr abgeliefert. Aber als ob ihr Sehnen, ihre Angst ihn riefen, so bohrte sich plötzlich der Gedanke in ihm fest, zurückzukehren. Er heuchelte, daß er nach Hambach wolle, und so brach man auf. Dann aber entwich er nach Düsseldorf.

„Jakobe!“ Klang sein Rufen durchs Schloß. „Jakobe!“

Da schloß sie sich mit ihm ein und erzwang sich ihr Recht. Und er bedrohte jeden mit dem Schwerte, der sie von ihm trennen wollte. Aber dann schlug jäh die Stimmung um, er erkannte sie nicht mehr und schleuderte ihr die unflätigsten Namen zu. Sie ertrug es und ließ niemand ein und kostete zuerst von den Speisen, um ihn von der gräßlichen Angst, man wolle ihn vergiften, zu befreien. Sie schloß sich die Nächte mit ihm ein, und man hörte dumpf die Tragödien dieser entsetzlichen Stunden in die stillen Gänge hallen.

Das war bei abgehendem Monde. Danach trat die Periode stumpfer Schwermut ein. Ein verbissener Ingrimme machte ihn hinterhältig und gefährlich. Dabei ward sein ohnedies schwächlicher Körper so hilflos und leidend, daß der Nuntius, der ihn besuchte, befürchtete, er würde noch vor dem Altherzog sterben.

In diesem Zustande der Mattigkeit bildete er auch, daß man Sybilla zu ihm ließ. Sie versuchte diese Gunst auszunutzen und redete übereifrig auf ihn ein, er möge des öfteren zu den Sakramenten gehen, auf daß die Kraft dieser heiligen Tröstungen auf ihn wirke. Sie bewog auch die Herzogin dazu, — da ja alle weltlichen Mittel versagten — zu den geistlichen medis Zuflucht zu nehmen.

Man ließ einen Meßpriester kommen, und dieser sprach von einer gottgefälligen Jungfrau Elisabeth, die wunderbare Heilungen vornehme.

Da nahm man die Jungfrau Elisabeth ins Schloß. Die Jungfrau Elisabeth nähte dem hohen Kranken Reliquien und das Evangelium Johannis in die Kleider. Desgleichen mischte die Jungfrau Elisabeth unter die Auster geweihte Hostien vom Abendmahl.

Und an die Heilkraft dieser Dinge klammerte sich die Herzogin mit einer fieberhaften Zuversicht des Glaubens. Aber das Mißtrauen des Erbprinzen züngelte auf, ließ sich auch nicht mehr durch das Zureden der Herzogin beschwichtigen. Und da sie ihn mit leisem Zwang beim Arm faßte, schrie er auf:

„Der Düwel is im Wams!“

Schreckerfüllt erzählte die Dienerschaft: „Sie macht Zauberei mit ihme.“ Und das Gerücht zog in die Stadt:

„Sie macht Zauberei mit ihm.“ Und auf der Kanzlei notierte man: „Sie macht Zauberei.“

Nur Prinzess Sybilla ging in heiligem Abscheu gegen den Bruder an: „Schäme dich, Johann Wilhelm! Der Dümel ist in dir, und den woll'n wir austreiben.“

In das schlaffe Gesicht des Erbprinzen schäumte das Blut ein. Unversehens sprang er gegen sie, wollte sie würgen.

Von dieser Stunde an fand die Herzogin es geraten, ihn durch den Anblick Sybillas nicht mehr zu reizen, fand auch, wie aufregend sie alle auf ihn wirkten, und verwehrte wieder den Eintritt.

Schrieb da Prinzess an die preußische Schwester, Salz und Brot möchte sie in Frieden essen, statt das wenig Fleisch mit Trübsal vermischt hie in der Residenz, wo sie wie ein verstoßen Schaf herumlaufe.

Dann geschah das in der Nacht.

Die Herzogin fand nach langen bangen Stunden Schlaf. Doch fiel eine qualvolle Unruhe in ihren Traum. Sah sie Licht? Es war kein Licht. Aber ein Blenden, ein intensives Brennen auf ihre Augen. Und sie spürte das, die Nähe eines Menschen, die beengende, heiße, qualvolle Nähe —

Jähwach riß sie die Augen auf. Der Schrei blieb ihr im Halse. Der Prinz stand über sie gebeugt, den Kerzenleuchter in der Hand, — sein Blick lechzend, ein hinterhältiger Raubtierblick —

Da sie wie vom Schläge gerührt lag und ihn in wahn-sinniger Angst anstarrte, lächelte er verlegen, sprach in arglistiger Ruhe: „Ich sah nur, ob du schliefst.“

Sie schnellte empor, faßte seinen Arm, den er krampfhaft auf den Rücken zurückhielt.

„Was haltst du dort?“

Da sah sie das blanke Schwert.

Nach diesem Vorfalle behielt sie einen Kämmerling zur Nacht da. Das brachte den Erbprinzen auf. Der Zuspruch der Herzogin blieb machtlos. Er ging mit gezücktem Schwerte gegen den Kämmerling an. Der Kämmerling floh. Das war der Alarm zur lange schon drohenden Tobsucht. Er verfolgte den Kämmerling durchs Schloß, er hieb auf jeden ein, der sich ihm in den Weg stellte. Man ließ die Schloßwache aufziehen, um ihn zu überwältigen. Seine Tobsuchtschreie gellten.

Danach lag er matt und war überwältigt. Aber sein Verfolgungswahn trat in die höchste Krise. Er stieg bewaffnet und gestiefelt mit dem Harnisch zu Bette, er legte sein Panzerkleid nicht mehr ab, schlug Wunden und drohte.

Und nun griff der Marschall ein. Der Erbprinz wurde als unheilbar in sein Zimmer gesperrt. Die Herzogin nicht mehr zugelassen.

Durch das trauernde Schloß hallten die grauenvollen Rufe eines Tobsüchtigen.

Damit sie aus dem Bereich dieser wilden Schrecknisse sei, hatte man der Herzogin das entlegene Schwanenzimmer eingeräumt. Es lag nach der Rheinseite. Wenn das Abendrot wie Rotweinströme über die stumpfen Höhen der Weinberge hinsloß, war das Schwanenzimmer mit dem Widerschein von Purpur und Gold wie ein Hochzeitsbaldachin geschmückt. In den großen viertürigen Nürnberger Schrank, architektonisch wie eine Palastfassade gegliedert und mit Intarsien aus der Schwanengeschichte eingelegt, fargte man die kostbaren Kleider der Herzogin ein, bewahrte sie liegend nach damaliger Sitte auf. Der Sarg



vieler Freuden. Die Herzogin stand davor, als habe sie ein halbes Leben begraben.

Auch das Spinett hatte man stehen lassen. Es war unter den Hochzeitsgaben der bayerischen Landesmutter, ein Kunstwerk von Joannes Celestini aus Venedig. Die Wände hoch und kahl, mit der Seidenmusterung aus der Schwannengeschichte wie mit schillernder Gaze überspannt. Die letzte Fläche zwischen den Bogenfenstern mit der eingewirkten Widmung: Der Schwanenbraut!

Davor stand die Herzogin mit über der Brust gekrampfsten Händen, fühlte das verzweifelte Hohnlachen in sich aufpulsen. Schwanenbraut! Ach Gott, konnte das Schicksal so höhnen — ach, warum rief sie zu Gott? Das Gottesgesicht hing hier im Schwanenschloß überall an den Wänden, es war von Holz und Stein, und die Tränen, die hier heiß und wild schon geflossen waren, machten es nicht lebendig und barmherzig —. Aber drunten floß der Rhein —. Man müßt — — — den Sprung wagen — und — — — auf tiefem Grund schlafen gehen.

Sie bog sich hinaus, hing über der Brüstung, die Hände an den Mund gekrampft. Du Jülicher Volk, ist da ein Weib noch, das leidet wie deine Fürstin — — —

Hinter sich hörte sie die Schritte der Dienerschaft, die im anschließenden kleinen Saal das Mahl für sie auftrugen. Man wartete ihrer. Sie richtete sich auf, sie war wieder Herzogin. Wandte sich langsam dem kleinen Saal zu. An der Verbindungstüre stand die Oberhofmeisterin, an der kleinen Tafel das Fräulein von Hall Am Kredenzschrank mit dem rotunterlegten Metallgitter stand der Mundschent Junker von Hall mit zwei Kre-

denzern. Die Herzogin trat ein, gefolgt von der Oberhofmeisterin.

Die andern verharrten in ihrem tief zeremoniellen Knix, bis die Herzogin ihren Platz eingenommen hatte. Dann wurden vor der Suppe Trüffel, feine Würste und Schinken aufgetragen, Kammerherren reiheten sich hinter den Stühlen auf.

Es war das erste Mal, daß die Fürstin wieder kleine Tafel speiste, hatte todeinsame Tage hindurch sich auf ihr Zimmer kalte Schüssel reichen lassen. Jetzt drängte ein Naturrecht in ihr wieder nach Menschen. Aber nur die Oberhofmeisterin hatte das Recht zur Konversation bei Tische. Die übrigen mußten auf die Anrede der Fürstin warten.

Die kleine Hall wartete nicht darauf. Was sollte auch die Fürstin noch von einer kleinen Hall wollen? Ob die Fürstin noch von einer kleinen Hall mußte, daß die einmal ‚Jaköble‘ sagen durfte?

Da traf diese ein strafender Blick der Oberhofmeisterin. Die Fürstin hatte sich in den Sessel zurückgelehnt, ihr Edelfräulein aß noch weiter. Horrible! und hinter jedem Stuhle ein jeder Kammerherr zog ein langes Gesicht. Die Herzogin lag mit halb geschlossenen Augen, schien nichts zu merken. Na, denkt ein guter Diener, die Ohrfeige kumbt hernacher.

Am Kredenzschrank mischte der Junker einen Wein mit Zitronensaft und wohlriechender Essenz, den Appetitwein, der vor der Suppe zu kredenzen war.

Der Blick der Herzogin schoß über die kleine Hall hin. Ihre Stimme suchte den alten herzlichen Tonfall:

„Ein gesegneter Appetit animiert mit immer die humeur.“

Aber es klang herb.

Das Fräulein wirrte ihren Blick zu ihr hin, er war nicht mehr offen und vertrauend. Sie öffnete die Lippen, aber was sollte sie denn erwidern —? Da gab die Herzogin den Wink nach dem Mundschenk hin. Dieser stand noch und hing mit spähemdem Blicke in dem Vorgang fest. Ein Kammerherr eilte zu ihm, einer, der durch der Herzogin Gnade einmal in die Staatskanzlei zu kommen hoffte. Die zwei Kredenzer mit Kanne und silbernen Bechern flogen dem Mundschenken voran. Der nahm den Vortrunk, kredenzte ihn der Fürstin. Sein Blick sog sich an ihren Lippen fest, die sich fast gierig an den mattschimmernden Becherrand schoben. Als er dann die übrigen Becher füllen ließ, sah er die Hall totenblaß und den Blick im Schoß. Sie hätte umfallen können, sie fühlte es, dergleichen würde nun geschehen. Die Oberhofmeisterin sah es kommen, erbat Permission für sie und Entlassung.

Die Herzogin sah sie mit ihrem kalten, zur Haltung rufenden Blicke an:

„Wir beißen all in einen sauern Kern, Anna von Hall.“ Und entließ sie.

Als das Brot gereicht war und die Schüsseln zum Händewaschen auf dem Kredenztiſche aufgetragen wurden, war auch die Oberhofmeisterin entlassen. Die Herzogin tauchte am Kredenztiſch die Fingerspitzen ins Becken mit Rosenwasser, tupfte flüchtig an das Linnen, das der Diener ihr hinreichte, und dann verschwand auch dieser. Einer stand noch, am Metallgitter des Kredenzſchrankeſ stand er. Da ging sie an ihm vorüber, trat ins Schwanzezimmer,

er stand noch. Stand, als töne noch die Forderung von seinen Lippen: du brauchst mich.

Sie saß auf der Intarsientruhe nieder, rückte die Kissen zurecht und — ja, was nun? Es blieb ihr keine Arbeit mehr zu tun. Ihre Hände konnten ruhen, sie war wieder eingemauert in ein Fürstenschloß, diesmal einsamer noch, denn sie war allein. Eine entthronte Gattin. Damit war ihre Fürstenrolle ausgespielt. Dem kranken Fürsten die gesunde Frau. Das war der Zweck dieser Schwanenhochzeit gewesen, alles andere schmähliche Täuschung, Illusionen einer fürstlichen Mission, mit denen man sie gelockt hatte. Mit der Gattin hatte man auch die Fürstin entthront. War jetzt einer, der sich zu ihr fand? — Da schien das Gemach voll flüsternder Stimmen. Einer steht noch da!

Ihr flammendes Wort möchte zu ihm zurück: Entlassen —!

Wenn er dann ging, war sie allein in den totleeren Sälen. Solange dieser Mann für sie entbrannte, war er ihr sinnlos ergebener Freund. Würde sie nun solche Freunde suchen müssen? Keine andern Garantien hatte sie mehr zu vergeben.

Sie winkte ihm näherzutreten. Auf diesen Wink hat er in fordernder Zuversicht gewartet. Das verdroß sie. Sie fuhr ihn herb an:

„Der Junker weiß sich in Erinnerung zu bringen.“

„Meine Fürstin hätte mich — fortzuschicken können.“

Über ihr Gesicht flammte es. Doch schien ihre stolze Kraft gebrochen. Die Gramlinien der Schwermut gruben sich in ihr Gesicht und verwüsteten die lechzende Lebensfreude darin. Das große Schweigen lagerte um sie wie ein Bahr-

tuch. Von Exaltationen ängstlicher Unruhe aufgestört, ließ sie brüst den Junker an:

„Ich habe nun genug solche um mich, die schweigen.“

„Warum soll ich eine triste Neuigkeit sagen?“ Er suchte die Achseln.

„Ich wäre dem dankbar, der mir die schlimmste sagte,“ murmelte sie hoffnungslos.

„Es ist allerdings die schlimmste.“ — „Und die wäre?“

— „Die Herzogin hat den Mut verloren.“

Sie machte eine müde Gebärde: „Das wird wenige betrüben, viele freuen.“

Karl Lafai trat in das anstoßende Eßzimmer, und da er die Türe öffnete, hörte man vom Turm her den Betgefang der gefangenen Reher.

„Nun frohlockt all in Gloria,  
denn, Brüder, unsre Stund ist da . . .“

Karl Lafai meldete, daß der Doktor von Cöln zurück sei mit Botschaft. Die Herzogin winkte, daß er kommen möge. Sie horchte noch auf den Sang. Der Junker wiederholte: „— unsere Stund ist da —. Es klingt wie der Trompetenstoß der neuen Lehre, oder wie der Morgengruß des Siegers.“

Da saß sie in hellem Horchen: „Nicht wie Sieg klingt's, — wie eine Verheißung.“

„Ein Sieg baut sich ja wohl auf die Niederlage des andern auf.“

„Ja, sie siegen.“

„Dann ist die Sache der Herzogin verloren.“

„Es ist keine Sache der Herzogin mehr.“ — Ihre Gedanken flüchteten in den Aschermittwoch zurück, wo sie den

Mann im Wolfspelz in seiner Asketenpose am Glücksrad sah, und sagte lebhaft: „Ich möcht den absunderlichen Mann kennen lernen.“

Da stand der Doktor in der Türe, und unter seinen buschigen Brauen rollten eindeutige Blicke nach dem Junker: „Meine Botschaft geht auf die Herzogin allein.“

Einen Atemzug lang erwog sie. Eine blickhafte Sekunde, um ein ganzes Ereignis zu erschaffen. Dann sprach sie mit vollem klarem Klang ihrer Stimme: „Ihr könnt sprechen, als wär ich allein.“

In momentaner Erstarrung stand das drastische Linienspiel in dem Gesichte des alten Feuerkopfs still, dann glättete es sich zu der stereotypen Selbstverständlichkeit, mit der man Fürstenlaunen hinnimmt.

Anders der Junker. Sein Atem hatte gestockt, die ganze Maschinerie des Denkens in diesem einen entscheidenden Momente. Nun sank dieser Augenblick wie eine Krone auf sein Haupt. Kein Triumph in seinem Gesichte. Aber als der Doktor ihn ansah, wußte er: So mochte jetzt Leicester am Throne der Elisabeth stehen.

Der kurze hastige Seufzer der Herzogin erinnerte ihn an seinen Auftrag. Er berichtete, daß die jähe Erkrankung des Erbherzogs das Universum von Cöln bis Madrid in Desperation gebracht habe.

„Hätt nimmer vermeint, daß kleine Staaten so große Politik machen. Wir wissen igt, was wir Jülich-Clevischen wert sein. Das mögt fürs erst vermerken. Sekundo: Cöln hat von Rom sofort Weisung erhalten, nun die Dinge im Jülichen hoch im Auge zu behalten, da wahrscheinlich große Überraschungen bevorstahn. Tertio: Spanien hat seinen Statthalter in Brüssel autorisiert, mit allen Mitteln

zu verhindern, daß die Kexer die gegenwärtig Situation ausnutzen könnten. Quarto: Kaiserliche Majestät bereitet eine Gesandtschaft vor, um die protestantischen herzoglichen Schwäger vom Düsseldorfser Hofe fern zu halten.“

Erstaunt blickte die Herzogin auf: „Was hätten sie zu schaffen am Düsseldorfser Hof, die Herren Schwäger?“

Die Wulstrollen über den Augen des Doktors strippten zurück, seine Augen quollen vor: „Was die Schwieher am Hof due sollen? Sein nit igt zwei Herzog verrückt und — keine Nachfolg?“

Jäh emporgestossen stand die Herzogin. Wie der Blitz leuchtete es vor ihr auf, schlug ihr den Spalt in die Welt. Sie hörte noch des Doktors holperndes Sprechen: „— auch kein Nachwuchs mehr zu erhoffen, quod deus bene vertat, denn Frau Herzogin seid doch bloß ein einfältig Frauenbild, das, wann es seinen historisch Beruf nit erfüllt, seine Sachen uff Rücken packen und in ein Kloster wandern kann.“ Er wartete, was sie nun sagen würde. Sie sagte nichts, es vollendete sich etwas in ihr, das sie noch nicht in Worte binden konnte.

Da drängte der Junker mit seinen brillant geschleuderten Einwürfen die Situation voran: „Und nun wird das große Wettlaufen um die Erbfolg einsetzen prompt wie ein Gewitter in der Erntezeit.“

„Hat schon eingesetzt,“ schnornte der Doktor. „Von allen Seiten schieben sie uns die Prätendenten zu, als könnten wir in unserer eigenen Wirtschaft nit mehr allein fertig werden. Caesariani et Papistae proponieren einen kaiserlichen Statthalter. Aber der Nuntius will dem Himmel zwei Gefälligkeiten uff einen Schlag due, macht daher

heimliche Geschäfte für eine Heurat zwischen einem Kaiserlichen und der Tochter der protestantisch Preußin, weil die doch nu die herzoglich Schwester ist. Und so müßt denn die preußisch Braut zum Glauben des Kaiserlichen übergehen. Die Preußin aber, ein Weibsbild wie ein Chambregardist, hat der Tochter schon einen lutherisch Herrn ausersehen und will den an die Vormundschaft bringen, es würd dann hie alles lutherisch, *justo jure* — was nebenbei gesagt sein soll. Desgleichen und item denkt der Pfalzgraf: was der einen Schwester rechtens, ist der andern billig, und —“ nun hob der forsche Alte das Gesicht, schaute geradeaus auf die Herzogin:

„— möcht Prinzess Sybilla in eine protestantisch Heurat schieben und damit an die Regentschaft.“

Unbeweglich stand noch die Herzogin, und man wußte nicht, ob dieser Pfeil getroffen hatte. Sie ging langsam bis zum kleinen Saal, sie wollte keine Augenzeugen für das, was nun in ihr vorging. Von dorthier, als erfrage sie eine ihr fernstehende Nachricht:

„Was dann?“

Nun polterte des Doktors Stimme wie ein Lastwagen: „Dann die Sachen so stahn, daß, wenn die Protestantschen ans Ruder kommen, das Römisch wie ein Lindwurm am Boden werd liegen. Und alsdann werd gut Freund gemacht, mit den reformierten Niederlandern. All unter einen Hut, denn so spricht *sapientia*. Der ganze teutsche Nordwest werd sich aufheben, und grad schon im westfälischen Kreis, wo der Züllicher das Amt des ausschreibenden Fürsten hat. Die Römischen werden auch die Stimme in der weltlichen Fürstenbank verlieren und bito in den hochwichtigen Deputationstagen, wo die kirchlichen Dingsens verhandelt wer-



den. Und werden dann also gestürzt sein, wie der Herr seine Leut haben will in vera humilitate.“

Bis zur Verbindungstüre kam die Herzogin näher, während er sprach. Nun sah sie, wie in dem brunnigen Gesicht der Sarkasmus loderte, und sie fragte:

„Doktor, wie ist Euer Glaube?“

„Auf dem Tauffchein römisch.“

„Und steht nun bereit, Euern Glauben zu stürzen.“

Mit der geballten Faust schlug der Doktor auf seine Brust: „Was ich da drinnen glaub, ist nit die Sach, die in den Kanzleien herumgeworfen werd. Wenn Christgott für sulch eine Parteiwäsche gestorben wär, wär's umsonst.“

Die Augen halb geschlossen, das Gesicht leblos wie eine Plastik stand sie in den schweren Falten des Vorhangs. Jetzt — vielleicht jetzt erst ist ihre Stunde gekommen —

Mit dem alten Kausch apostolischer Sehnsucht, von dem heftigen Wechsel ihrer Stimmungen geworfen, trat sie zu ihm, und in der schweren Müde ihres Gesichtes waren leuchtende Lebensgeister erwacht.

„Doktor, das ganze Land, das Reich, über die deutschen Grenzen hinaus hat man's gewußt, welche Taten man in meine Hand legte. Soll ich sie mir nun wie ein Spielzeug wieder aus den Händen nehmen lassen? O, nein, ich halte meine Taten noch, muß sie halten, um zu wissen, warum ich gelebt habe.“

„Spricht das die Herzogin ins Land hinaus?“ fragte in Erschütterungen freudiger Rührung der Doktor.

„Was schon drei wissen, ist kein Geheimnis mehr,“ erwiderte die Herzogin ohne Bedenken.

„Gesegnet das Wort!“ rief wie ein Jüngling feurig der Doktor. „Und da es nu gesprochen ist, soll's nit in vier

Wänden verhallen. — Herzogin! Gebt Auftrag zum langen Landtag, ich werd an den Höfen herumreisen, auf daß sie den Aufruf unterstützen; und auf dem langen Landtag, Frau Herzogin, auf dem langen Landtag mögt Ihr Euer stolzes Wort wiederholen, es soll ihnen wie die Posaune des jüngsten Gerichts in die tauben Ohren dröhnen.“

Des Junkers Ruf metallisch wie eine Damascener Klinge: „Und wär's auch nur, um den Herren links und rechts ins Memorandum zu schreiben: Ihr habt die Herzogin in Euerm Programm vergessen.“

Und der Doktor, ihr Schweigen ausnuzend: „Laßt die adeligen Landräte aller Fürstentümer in Düsseldorf zusammen berufen und den langen Landtag kurzer Hand beschließen. Wenn auch dieser Beschluß keine absolute Gültigkeit hat, so ist doch der Gedanke in der Welt. Ist aber einmal ein Gedanke in der Luft, so wirkt's gleich ansteckend.“

Und ohne Pause hinter ihr der Junker: „Ihr seht ja, Doktor, die Herzogin will's.“

Da brach die plötzliche Stille ein. Die Herzogin fühlte, daß man sie in eine ganz bestimmte Richtung hineindrängen wollte. Sie empfand das noch unklar, sie sah sich vor viele Türen gestellt, alle waren ihr verschlossen, nur eine geöffnet. Nun denn hinaus zur Freiheit!

Doch wollte sie ohne den Kölner Better keinen Schritt in die Politik dieses Landes machen. Sendete daher den Doktor wieder zum Kurfürsten. Wenn Kurcöln die Einberufung des langen Landtages unterstützte, wollte sie à la tête.

„Wer assistiert mir bei dem Auftrag?“ fragte der Doktor.

Die Herzogin stand sekundenhaft zögernd, dann sagte

sie leise und schnell: „Wählt Ihr.“ Die weißbuschigen Brauen fielen über des Doktors Augen, man sah nicht mehr, was darin wetterleuchtete.

„Ich wähle Junker von Hall.“ Da reichte sie ihm die Hand und entließ ihn. Auch den Junker forderte sie auf, sie zu verlassen.

Seine Lippen fielen auf die hingereichte Hand, sein Flüstern klang wie ein Schwur: „Pro tua corona, illustrissima domina.“

Ihre Finger zuckten. An der Türe noch sah der Junker nach ihr zurück. Wie sie da stand in dem leuchtenden Inkrnat ihrer heißen Schönheit. Und würde kein Recht und Gesetz der Welt für sie sprechen — mit dieser würde sie immer siegen.

Aber der Kölner Kurfürst zögerte. Ein langer Landtag, solch ein Generalhauspuß im Land am Rhein, das konnte vielleicht zum Guten führen, aber wahrscheinlich führte es zum Schlechten, denn es war eben kein ehrliches Wollen in den Parteien, sie schürten alle das Feuer, um sich daran zu erwärmen.

Doch liebte er seine badische Base, und wenn ihm nicht durch die unvermutete Berufung Johann Wilhelms auf den Jülicher Herzogsstuhl dessen Domherrnpründe freigeworden wäre, — wer weiß, was hätte können in den Sternen geschrieben stehen. Und nun war er unterm Kurfürstenhut, und fast auf der Schwelle thronte ihm die schöne Base. So wollten sie denn einander gut sein, hilfreich und christlich.

Drum versprach er denn ihren Abgesandten vieles, nicht alles. Wollte bei Kaiserlicher Majestät sondieren. Kaiserliche Majestät war aber schon eingehend informiert per Kurier durch Schinkern. Und ehe die Wiener Majestät sich

den Schlaf aus den Augen rieb, kam auch von Brüssel her schon der spanische Protest gegen den langen Landtag; man befürchtete, daß die Thronschakale, die herzoglichen Schwäger, dort eine Überraschung inszenieren würden. Da lebte auch Kurcöln in der Furcht, der lange Landtag würde zum Kapitol für diese Interessenten, wo sie sich alsdann mit den glaubensverwandten Landständen zum Bruderkuß zusammenfinden könnten.

Da gab die Herzogin nach schleunigster Beratung mit ihren Getreuen Schreiben an Bayern, man solle Kaiserlicher Majestät zu wissen tun, daß Schinkern den Protest an ihn eigenmächtig und nicht von Regierungswegen gesandt. Danach wurde Schinkerns Kurier kurzerhand von Wien verabschiedet.

Man sagte, als Schinkern in Hambach davon Kenntniss erhielt, habe er gelacht. Nur gelacht. Schickte dann einen Erlaß an den Kaiser mit der Unterschrift der Fürstenmämie, daß er in vollem Auftrag des regierenden Herzogs gehandelt habe. Worauf der Kaiser versprach, Gesandte zu schicken. Bis dahin sollte man mit dem langen Landtag warten. Da wurde es denn in der That ein langer Landtag, denn er wurde überhaupt nicht. Ein Pasquill hing dann am Palmenhause in Düsseldorf:

Cäsar verspricht.

Ich höre stet, er hat's versprochen,  
ei, wird's nit in den nächsten Wochen,  
so gewißlich beim jüngsten Gericht.

Wer schrieb's? Man hatte den Pfalzgrafen in Düsseldorf gesehen. Doch war der jetzt in Ems, wo die Preußin Kur nahm. Da vernahm man, daß der Doktor auch dem Grafen Broich die ‚Emscher Kur‘ verordnet habe. Und merk-

würdig war, daß man Pallant hatte mit zwei Vereitern durch den Gau hin rheinaufwärts ziehen sehen. Der Dhauner gar ließ sich zur Hühnerjagd entschuldigen, die sonst seine Passion war. Ob auch ihm der alte Fuchs, der Doktor, die Emser Kur verordnet hatte?

„Die machen jetzt in Ems den langen Landtag,“ sagte der Haushofmeister zum Kanzler. Und wirklich hing nun in Ems ein Pasquill, das offensichtlich Herzogin Jakobe mit den Emser Verhandlungen in Beziehung brachte, ja, es erschien wie eine Fußfalle, die die Herzogin da einklemmte, wo man sie nicht mehr loslassen wollte, als sei hiermit die Türe zum Rückzug zugeklappert. Jakobe erschrak. Im ersten Sturm der Erregung wollte sie nach Cöln Erklärung senden. Da trat dem lebhaft der sonst politisch indifferente Junker entgegen.

„Noch hat Euch Cöln nit verdächtigt. Die Herzogin möge sich hüten, Freunde zu verstimmen, um einen Freund zu beruhigen. Die Zeit ist nun so, daß man warten muß, wer die mächtigsten Freund sein werden. So warte die Herzogin.“

Es wurde eine unheimliche Zeit. Jeder schlich seine eigenen verschwiegenen Wege. Vom Kirchgang aus kam sogar Prinzess Sibilla in die Stadtwohnung des Kanzlers und fragte, ob die Herzogin sich wirklich so vertan habe, den protestantischen Leut sich an die Hand zu geben? Sie wolle gewiß nichts gegen die Frau Schwester sagen, aber die Frau Schwester sei unbesonnen und lasse sich durch das Hofgesind und diesen Unflat von Doktor verführen. Und was nun der Herr Kanzler for Rat gebe, ob er Rat gebe, ernstlich in dieser Sach an die Mutter Renate am bayrischen Hof zu schreiben?

Dreimal nein sagte väterlich warnend der Kanzler, sie solle sulch einen Verdacht nit an katholische Höfe weitergeben. Doch beharrte Prinzess; grad ihre katholisch Conscience verlange, daß sie sulch Schreiben zur Abwehr weitem Unheils gebe.

„Man schreibt keinen Verdacht,“ lehnte der Kanzler ab, „sprecht mit der Herzogin selbst, das ist mein dringender Rat.“

Da ging Prinzess und dachte: ein schlechter Rat. Schrieb nach Bayern:

„Ich muß bitterlich schreien, wie igt hie alles wunderbarlich dorcheinander geht — Es ward ein langes gottergebenes Schreiben.“

Nach einer schlaflosen Nacht aber begab sich der Kanzler zur Herzogin. Sie empfing ihn mit kränkender Verwunderung. Er ließ sich nicht beirren.

„Erscheint es unerhört, daß nach den letzten Heimsuchungen der erste Beamte des Hofes zur ersten Dame des Hofes sich gerufen fühlt?“

„Denkt, daß ich jetzt nur eine unglückliche Frau bin.“

„Ich ehre Euern Kummer.“

„Wenn Ihr ihn ehret, wäre mir mein Recht an der Seite des franken Gatten nicht genommen worden.“

„Es ist nach der Verfassung so und nit anders. Wär ich der Kanzler nicht und nur der Mensch, so sagt ich: leider.“

Sie lächelte schmerzhaft: „Also auch hierin spricht die Politik das erste Wort. Sie hat mir die intimsten Dinge meines Ehelebens dirigiert. — Wundert's mich, daß nun auch dieses geschehen? Mich wundert nur, daß nicht mehr

geschehen, — oder solltet Ihr mir gewisse Mittheilungen zu machen haben?“

„Nicht als Kanzler, als Freund. Ein Verdacht ist gegen Euch.“

„War einmal kein Verdacht gegen mich?“

„Ehrlich, Frau Herzogin, gibt das Ems'er Pasquill eine zutreffende Deutung?“

Ihre Augen blitzten kalt: „Dies fragt dennoch der K a n z l e r.“

„Ehrlich, Frau Herzogin.“

„Nun denn, ehrlich: die Feinde meines Glaubens werden immer auch meine Feinde sein. Wenn also in Ems' Feinde des Glaubens tagen, so — nun, die weitere Folgerung nehmt Euch daraus.“

Es schien dem Kanzler, als habe sie sich mitten in der Rede zur Vorsicht besonnen. So sagte er denn schnell: „Erlaubt, Herzogin, ich schreib das nieder.“

„Wozu nuß?“

„Es ist nuß, — laßt Euch das genügen.“

„Ich kann keine Erklärung schriftlich lassen, über deren Zweck man mich unklar halt.“

„Vertraut Ihr mir, Frau Herzogin?“ Sie sah ihn an. Dann nickte sie, und er schrieb. Ihre Blicke folgten seiner schwerfälligen Hand.

„Warum braucht man der Herzogin Zeugnis, wo sie doch vergessen ist in den Gesetzen des Lands?“

„Sie ist nit vergessen, so lange Johann Wilhelm lebt.“

Und sie traurig: „Ach Gott, lebt Johann Wilhelm noch?“

„Er ist Thronfolger, an dieser Meinung ist nichts geändert worden. Wäre es unerhört, daß eine bessere Wen-

dung im Gemüt des Prinzen eintrete? Er geht nun wieder ruhsam seiner Wege, vereidigte Bagen sind angewiesen, ihm zu folgen. Wenn wir also den Höfen künden, daß der Erbherzog genesen ist, glauben sie es gern und lassen in dieser unruhigen Zeit den alten Kurs laufen.“

Drunten im Schloßhof schwall ein Geräusch, das schon eine Weile anhielt, stärker an. Der Kämmerling stürzte in die Türe:

„Der Erbprinz ist zum Rhein nunter und wascht sein Schuhzeug.“

Einem jähen Impulse folgend wollte die Herzogin zur Türe. Der Kanzler hielt sie beschwörend zurück. Sie eilte ans Fenster, stand da bis zum Schluchzen erschüttert, deutete hinab nach dem näherkommenden Lärm und sagte mit bitterm Hohn:

„Herr Kanzler, der Herzog ist genesen!“

Nun sah sie, daß die Wache vom Turm her einen Gefangenen schleppte. Einen Mann im Wolfspelz. Sein Asketengesicht stierte zu ihr herauf.

„Was geschieht?“ fragte die Herzogin.

„Der Marschall halts hochnötig, nach Ems hin eine Warnung zu geben, und will diesen Kezer aburteilen lassen.“

Der Name des Marschalls trieb die Herzogin auf.

„In wessen Name handelt der Marschall?“

„Im Namen des Altherzogs.“

„So möchte ich den Mann dort zurückfordern im Namen des Erbherzogs.“

„Der Erbherzog —?“

„— ist genesen, nicht wahr, sagtet Ihr. Nun, so erzwing ich mir Zulass zu ihm und seine Unterschrift, mir diesen Mann freizugeben.“



„Ich bitt, diese Audienz muß nachgesucht werden —“

Sie war schon voraus, stand wieder plötzlich an einem Fenster der Siebelpassage, sah von Düsseldorf her einen lachenden Schwarm aufs Schloß zuwankeu, ein täppisch springender Mann inmitten, sprang auf dem rechten Bein, sprang auf dem linken Bein, setzte sich den Dolch auf die Brust und sang Pfaffen-Spottlieder. Um ihn das Lachen, Necken, Höhnen des Volkes, seines Volkes! Der Fürst von Jülich tanzte als Narr vor ihm her.

„Nun seht doch, wo man beim Prinzen zur Audienz kommen kann,“ rief die Herzogin weinend zum Kanzler zurück, „in den Gassen Düsseldorfs.“ Und eilte hinunter. Man sah sie am Tore mit ausgebreiteten Armen dem fallenden Prinzen entgegenfliehen. Wie ein Ball schloß sich die Dienerschaft um sie und trennte sie vom Volke.

Das stand noch mit höhnennden, unbarmherzigen Gesichtern. Das Fürstenhaus hatte sich um den letzten Kredit gebracht.

Der Kanzler stieß auf den Haushofmeister, vielmehr schob sich der Haushofmeister in seinen Weg, als er der Herzogin nacheilte.

„Laßt geschehen, was geschieht, Kanzler. Die Herzogin hat den wunderbarlichen Instinkt, unsere Geschäfte zu besorgen.“

„Wenn sie unbesonnen genug ist, den Kalviner freizulassen. — Gott verhüte es!“

„Gott fördere es! Denn aus dem Verzetteln in kleinen Parteien werd nu der Zusammenschluß zu zwei großen und einzigen Parteien. Die Keßer aller Färbung haben sich in Ems zusammentan und reichen vereint die Hand den Niederländern und Hugonotten, wir legen unsere Faust gegen

Spanien uff den Rücken und schließen uns mit ihm zur mächtigen Restaurationspartei zusammen, der auch die Herzogin von Rechts wegen angehören muß. Aber sie wird's nit, denn sie will nit unter die Faust des Marschalls. Also gegen uns. Freilich wird sie noch eine Zeitlang an einer Zwischenmöglichkeit herumdeuteln und dann — wird sie gegen uns an die Angel beißen.“

Am selben Tag noch fuhren beide nach Hambach, um mit dem Marschall weitere Dispositionen zu treffen. Mit dem Befragen nach dem Befinden des Altherzogs begann das Triumvirat seine Verhandlungen.

„Ein Mann, nach dessen Wohlergehen man sich mit der Frage erkundigt: lebt er noch?“ Hart lächelte der Marschall. Und dann straffte sein Gesicht sich zu grauenvoller Unerbittlichkeit. „Die Schicksalsstunde dieses Landes hat geschlagen. Das Gespenst, das lange um seine Grenzen geisterte, ist schon über die Schwelle der Residenz: der jülich-klevische Erbfolgestreit.“

Der Kanzler mit schwerer Sorgenstirne: „In Ems ist die Frage bereits gelöst. Die Preußin als Älteste hat's Vortrecht. Die jüngern Schwestern haben bei ihrer Verheiratung auf die Erbfolge verzichtet, mea memoria gegen eine Entschädigung von zweitausend Gulden.“

„Der Kanzler geht fünf Minuten nach,“ näselte der Haushofmeister, „die Zweibrückerin hat ihr Verzicht widerrufen.“

„Die Trauer der Schwester, die aus ihren Tränen schon Vorteile holt.“

Der Marschall sah ihn gleichmütig an. „Gemüt, Herr Kanzler, ist eine kleine Eigenschaft in einer großen und etwas ungeheuerlichen Zeit.“

Der Kanzler warf noch einen Trumpf aus: „Da die Preukin keine männlichen Nachkommen hat, Jülich-Cleve aber Mannslehen ist —“

„Laßt die drei Schwestern aus dem Spiel, die abgefunden worden sind,“ hakte ihm der Marschall das Wort ab. „Hat Herzog Wilhelm nicht vier Töchter?“

„Das Fräulein Sybilla?“ entfuhr es beiden.

„Wir wollen sie ein bißchen mitregieren lassen,“ sagte der Marschall mit schallendem Auflachen. „Kennt einer mehr von ihr als ihre Haube beim Kirchgang?“

Der Haushofmeister rieb seine Hände: „Ich wett, sie verträgt die abscheulichsten Dinge, — wenn nur fromm gesagt.“

„Sie ist außerordentlich fromm,“ betonte der Kanzler.

Der Marschall replizierte gelassen: „Desto gefährlicher die Dinge in ihr.“

„Steht mit der Herzogin beiläufig gut.“

„Erinnert sie, und sie wird wissen, wie schlecht sie eigentlich mit ihr steht.“

Und der Kanzler im jähen Gedanken: „Ihr habt nit an die Herzogin in Euern Planen gedacht.“

„Ich hab von allem Anfang der Herzogin gedacht!“ Er ging langsam schwer, als schleppe er an der Last seiner Worte, zum Eichentisch, blätterte in den Akten, aus seinem Gemurmeln stießen ein paar Worte auf: „Die Prinzess gegen die Herzogin ausspielen, — das ist ein Weg — nein, eine ganze Weltgeschichte,“ und im harten Hohn: „Wenn dies Land denn durch Frauen regiert sein soll, nun denn voran. Weibergezänk hat schon oftmal die Weltgeschichte dirigiert. Haushofmeister, Euch das Geschäft bei der Prinzessin. Laßt Euere feinen Gedanken wie Schwälbchen um sie spielen.“

Ich bleibe hier und bereite eine neue Regimentsordnung unter völligem Ausschluß der Herzogin vor. Ade nun, wenn ich ühern Rhein komme, dann hat sich das Geschick dieses Lands vollendet.“

Winkte ihnen zu, ging. In kurzen Schrittschen spazierte der Haushofmeister auf und ab, rieb sich das Kinn.

„Mir also die Prinzess. Laßt sehen: sie ist verbittert. Es sein ihr ephliche Verlobungen danebengegangen.“

„Erlaubt, die Schwestern wollen die frumm Person an einen lutherisch Herrn bringen.“

„Das nebenbei,“ fuhr der Haushofmeister fort: „Sie ist dumm, immerhin kann sie froh sein, nit verrückt zu sein. — Nachsüchtig, welche Frau wäre es nit? — Unverföhnlich, das geht mit der Bigotterie — Die Herzogin gefallt ihr nit. Eine Frau gefallt der andern nur darum nit, weil sie ihr eigentlich — zu gut gefallt. Kurz: Prinzess hat alle Eigenschaften, die sie zu einem Instrument prädestinieren, auf dem man falsche Noten spielt.“

„Und — keine Eigenschaft, die sie an die erste Stelle des Staates ruft. Hätte sie diese,“ der Haushofmeister lachte, „würde sie der Marschall nicht rufen. Doch das nur nebenbei. Euer Geschäft ist bei der Herzogin, sie haßt Euch weniger, als Ihr etwan verdient. Ein voller Bart macht eine vertraulich Bisage. Kommt denn, und ans Werk,“ er meckerte lachend im Davongehen. „Noch eine Nacht mag Prinzess reinen Herzens schnarchen, dann wecke ich sie und zeige ihr die Bestie ihres geruhsamen Gewissens, auf dem sie schlief.“

\* \* \*

Es war um die Zeit des Christfestes.

Der Schnee lag auf den Weinbergen wie Bahrtücher auf Hünengräbern. Der Rhein stieg hoch.

Doch war keine Christfreude im Land am Rhein. Angst und Aufruhr war. Die Interessenten rückten von Ems aus an, die Pfalzgrafen, die Preußin, die Brandenburger. Sie gingen zu scharfer Attacke vor und wollten den langen Landtag mit Gewalt durchsetzen. Das Schloß war wie im Belagerungszustand. Die Herzogin eilte zur Kapelle, betete eine halbe Nacht, bat Gott um ein Wunder, bat ihn um die Genesung des Erbherzogs, auf daß dieser drohende Erbfolgestreit ein Ende nehme.

Der Himmel wirkte kein Wunder.

Als sie die Kapelle verließen, stand ein Mann mit einem Christusgesicht unter dem Portal, schob den Wolfspelz auf die nackten Schultern, sprach:

„Du hast mich in der Kapelle gerufen. Ich bin da.“

Die Herzogin sah den Mann, den sie gerettet, weltfremd an: „Rief ich dich?“

„Ja, denn du rieffst um Hilfe.“

„Und du bist —?“

„Ich bin die Hilfe.“ Mit traurigem Lächeln ging sie weiter. Da folgte er ihr.

„Der Mann folgt Euch,“ sagte die Oberhofmeisterin. Die Herzogin ging weiter. Da folgte ihr der Mann in die Schwanzenzimmer. Die massive Silberamphora stand inmitten des Gemaches und war mit starkwürzigen Essenzen angefüllt. Die Herzogin tauchte die Finger ein und drückte die feuchte Hand an die Stirne.

„Was willst du von mir?“

„Gib mir eine Narrenkappe. Es war lange kein pri-

vilegierter Narr zu Düsseldorf am Hofe, das ist ein Unglück für Fürsten, denn wer soll ihnen freche Wahrheit sagen? Gib mir also eine Narrenkappe, und ich bin kühn wie die Wahrheit, ohne befürchten zu müssen, wieder in den Turm gesperrt zu werden. Ich möchte jetzt unter einem Thron schlafen, darum nochmals: gebt mir die Narrenkappe.“

Da schickte die Herzogin nach den Kleiderkammern des Arsenal's. Ihre Blicke ruhten auf dem Manne, um dessen hagere Glieder das Wolfsfell schlappte. Aber die Augen in dem Wust des Kopfes glühten wie Lichter in der Tiefe. Sie wandte sich nach den Kammerfrauen:

„Man soll ihm ein Bad herrichten.“ Da kam Karl mit der Narrenkappe zurück. Im grellen Gelächter stülpte sie der Mann auf.

„Man hat den Herre Jesu Christ mit einem Purpurmantel verhöhnt, warum seinen armen Knecht nit mit der Narrenmütze? Jetzt, Frau Herzogin, bin ich der Narr bei Hofe und gefeit wie Siegfried,“ schlüpfte zu ihr hin, kauerte zu ihren Füßen: „Jetzt will ich dir Dinge sagen, die dir deine Seele wild machen. Ich bitt, schicke deine Frauen hinaus.“

Auf einen Wink der Herzogin verließen die Frauen das Zimmer.

„Jetzt rede, Narr, daß ich dich verstehe.“

„O, du verstehst mich. Du hast mich schon verstanden, als ich mich an der Kreuzbrüderkirch dir zu Füßen warf. Du hast mich auch verstanden, als ich bei Euerer Mummerei am Glücksrad stand.“ Er ruckte auf seine Kniee auf, stach ihr mit seinen versunkenen Augen ins Gesicht: „Hast du Freunde, Herzogin?“ Der Gram fiel ihr ins Gesicht. Sie schwieg. Der Mann duckte wieder ein.

„O, du willst nachdenken? Ich will dir helfen. Du hast noch zweihunderttausend Freunde, aber du nennst sie Feinde. Wenn du klug bist, nimmst du zweihunderttausend Feinde und besiegst damit drei Legionen deiner Freunde.“

Sie stand auf. Da schlich er ihr nach, wie knisternder Brand war sein Flüstern hinter ihr: „Wehre dich nit, Jakobe von Baden, Blut ist stärker als dein umgefärbter Wille. Du bist u n s e r e s Bluts. Und wir fordern dich!“ Da sie unwillig von ihm fort und zum kleinen Saal hinüberwollte, warf er sich ihr in den Weg: „Zertritt die zweihunderttausend Seelen, die zu dir wollen. Tue es, wenn du kannst. Weise die letzte Hilfe von dir, — wenn du kannst.“ Seine hohlen Augen glühten zu ihr hinauf — eine lange Weile, dann sprach er leise: „Du kannst nicht,“ stand auf und nahm die Narrenkappe ab, „ernsthafte nun, durchlauchte Frau, ernsthaft und heilig, wie ein Oratorium.“ Er reckte die Brust breit: „Die Landsstände bieten Euch die Vormundschaft dieses Lands.“

In ihren Augen blitzte das gefährliche Licht auf, und man hätte nicht sagen können, ob es Triumph oder Born lohnte. Wußte sie es selber? Ihre leisen Worte fielen: „Ich habe sie verfolgt.“

„Das tatest du.“

„Sie schulden mir keinen Dank, gleichwohl geben sie mir Dankenswerthes. Was verlangen sie dafür? Ich kann nicht für sie sein.“

„Seid nit gegen sie?“

„Mehr verlangt man nicht?“

„Es wäre schon viel.“

„In wessen Auftrag sprichst du?“

„Hinter den Emfern trabte ein Mann in diese Stadt

ein, der nun wartet, bis seine Fürstin ihn ruft — Pallant.“

„Pallant?“ Sie versank in Nachdenken. „Pallant ist der Mann für diese trostlose Stunde — Geh, bring mir Pallant.“

Da der Narr aufsprang und an die Türe, erhob er plötzlich ein Geschrei hinter einem enteilenden Pagen her: „He, Affe der Prinzess — nimm ihr das Schlüsselloch der Herzogin mit.“

Die Herzogin kam schnell herzu. Da trat die Oberhofmeisterin aus dem Vorzimmer und meldete: „Durchlauchtig Fräulein Sybilla laßt an den verabredet Ausgang zur Christvesper erinnern.“

Doch die Herzogin ärgerlich: „— was nicht rechtfertigt, mir die Pagen an die Türe zu schicken.“ Wandte sich ungnädig ab und zu dem diensttuenden Kammerherrn, der neue Pagenwache aufziehen ließ: „Ich möchte nach der Vesper zum Erbprinzen, meldet das.“ Sie trat ins Zimmer zurück. Der Kammerherr sah mit bedenklichem Achselzucken zur Oberhofmeisterin hinüber. Doch warf diese einen bedeutamen Blick in den Gang hin. Junker von Hall stand da mit düsterer Stirn, wandte sich dann kurz und verschwand durch die Grafengalerie zum Dienstraum für die Beamten der Tagwache. Den Haushofmeister, den er suchte, fand er im Sekretariat, das im breitausgebauten Alkoven eingerichtet war.

„Verwehrt mit ein Kabinetterlaß der jülicher Herzogin den Eintritt zum Erbprinzen?“ begann er unvermittelt. Der orientierende Seitenblick des Haushofmeisters blickte auf ihn.

„Der Erlaß ist freilich geben,“ sagte er mit gutgespielter Zurückhaltung.



„Wird aber nit respektiert.“ Der Haushofmeister rieb sich das Kinn:

„Da man indes keine Frau zur Witwe machen soll, die es nit verträgt —“

Der Junker zerrte an seinem Bärtchen, suchte nach einer motivierten Form seiner Forderung. Da kam ihm der Haushofmeister zu Hilfe.

„Es ist uns bekannt, daß die Herzogin trotz des Erlasses täglich bei dem Prinzen vorspricht. Man müßte veranlassen, sie zumindest einen Tag von ihrem Besuch zurückzuhalten, auch wenn der Prinz dringend nach ihr verlangt. Seine Wut wird sich dann ebenso rapide gegen sie richten, — und wir haben dann den greifbaren Anlaß, zur eigenen Sicherheit der Herzogin Absperrungsmaßregeln zu treffen. Es fragt sich nun, ob Ihr veranlassen könnt, — die Herzogin einen Tag vom Prinzen fernzuhalten.“

Der Junker kämpfte mit einem unsicheren Gefühl, dann sagte er schnell zu.

Ein frivoles Grinsen zerknitterte das Gesicht des Haushofmeisters:

„Ihr gebietet über einen Tag der Herzogin. Ich habe nie über einen Tag im Leben eines Weibes geboten, bevor ich nicht — über eine Nacht gebot.“

„Ich begreife, daß der Haushofmeister nur bei Nacht vorsprechen darf,“ gab der Junker den Hieb zurück. Aber der Partner hatte noch einen Pfeil im Köcher.

„Das liebe Entchen, die Hall, ist uns also fortgeschwommen. War ja leßther von der Domina ex gestellt. Um ja ja, Fürstengunst und Feuersbrunst sind zwei Dinge, die nur so lang wärmen, als sie brennen. Ade, Junker.“

Der erwiderte kein Wort, schwenkte in den Seitengang

zur Grafengalerie zurück ein. Man sollte ihn jetzt mit der Hall in Frieden lassen, sie hatte ihm keine bindenden Versprechungen machen wollen, sie war spröde, temperamentlos. Nein, nein, Herregott, jetzt nit unehrlich gegen sich selbst — er liebt, liebt, ganz wahnsinnig liebt er — Arme Anna! Wie fern das jetzt klingt — als sei sie schon ein Jahr von ihm weggelaufen — Arme Anna . . .

Er trat in den hallenartigen Gang der Grafengalerie, an deren düsteren Wänden die Bildnisse der Jülicher Grafen hingen, kriegerische und grausame Herren, als letzter der Galerie unter gekreuzten Waffen und Schilden Wilhelm, der in den Fürstenstand erhoben wurde. Neben diesem Monumentalgemälde der schmale Gang zu den Kammern der Prinzessin. Aus diesem Gang sah er eiligst einen Postkurier kommen, der eine Mappe unterm Arm trug. Ein verwegener Gedanke stieg dem Junker auf. Man müßte wissen, wohin Prinzess ihr Schreiben richtet. Barsch trat er auf den Kurier zu:

„Du bist mir verdächtigt, Aktenstücke aus dem Zivilkabinette des Prinzen in deiner Mappe zu verschleppen. Folge mir.“ Und da der Bote beteuerte, daß er nur Briefe von Prinzess in der Mappe habe, sagte der Junker: „Wenn dem so ist, brauchst du nicht zu fürchten, mir die Mappe zu öffnen.“

„Ich fürchte es nicht.“

„So öffne.“ Er öffnete. Es waren Briefe nach Bayern an Frau Renate und den Bayernherzog. Der Junker steckte die Briefe zu sich, trat schnell um die nächste Ecke und rief die Schildwache vor den Schwanzzimmern an, ließ den Kurier im Vorzimmer festhalten und verschwand im Zimmer der Herzogin. Mit fliegendem Atem

berichtete er, legte die Schatullenbriefe der Prinzessin, die er als die Kalumnianten und Injurianten Jakobens an den katholischen Höfen bezeichnete, vor. Die Herzogin wog sie in der Hand; sagte in stolzer Verachtung:

„Sie sind zu leicht, um so schwer in die Wagschale zu fallen,“ warf sie in die Dariusvase, und ihre Hand glitt auf des Junkers Arm, er spürte das leise Beben.

„Bleibt mir aus der Politik, Junker. Ich muß einen Menschen zum Ausruhen haben.“

Er führte sie nach dem Truhensitz, der wie ein Chorstuhl seine Ornamentik die Wand hinauf schnörkelte.

„Es war keine Sonne heunt,“ stieß sie mit hartem Atem hervor.

Er umfaßte sie und ließ sie in sanfter Besorgnis in die Rissen zurückgleiten.

„Ja, es war keine Sonne heunt,“ flüsterte er ihr ins Haar.

Der Amphora entstiegen schwere Düste. Turmvögel stießen mit schrillum Schrei ans Fenster. Die Schwanenritter starrten von den Wänden. Die Weihnachtsglocken sangen von Lamberti.

Auf den Wendeltreppen der Dienerschaft heraus zu den Schwanenzimmern stiegen flüsternd zwei Männer. Auf dem Podest, von wo aus sie die Grafengalerie überschauen konnten, blieben sie stehen, und zu dem Ritter mit dem reichen Kettenbehang sprach tiefatmend Wolf, der Hofnarr:

„Herr Ritter, hört Ihr etwas in dem Raum zwischen Himmel und Erde? Es sein Stimmen in der Luft, und nur, wer sein Gehör fein macht, deutet sie. Wir sind zur Fronte gerufen, Herr Ritter.“

Ritter Pallant murmelte in großer Ergriffenheit:

„Ich fange an, zu begreifen, daß Dinge geschehen, die wir nur in Demut erfüllen, nicht erfassen können.“

„Wir brauchen nur die Vorsehung walten zu lassen. Sie hat mich wunderbarlich bis hieher geführt, jetzt bin ich der Narr bei Hofe, und Narrenweisheit hat schon oftmalen die Weltgeschichte dirigiret.“

Die Glocken klangen noch, und die zwei Männer wollten weiter die Treppe hinauf, als aus dem schmalen Gang der Prinzess-Kammern die Frauen Sybillens heraustraten und hinter ihnen Sybilla selber im hohen steiffeierlichen Fuß zur Vesper. Auf ihren magern Wangen glühten gefährliche Zornflecken. Die zwei Männer traten zurück. Da sahen sie, daß die Frauen nach den Schwanenzimmern einlenkten, hörten gleichzeitig auch dort einen jähausbrechenden Tumult. Der Junker war aus der Türe des kleinen Saales gestürzt und griff den dort wartenden Pagen der Prinzess auf, der dreist erklärte, er habe Auftrag, an den Schwanenzimmern zu warten, bis fürstliche Gnaden zur Vesper austrete, damit Prinzess sich anschließe.

Dann klang aus dem Gemach die erregte Stimme der Herzogin: „Der Ausgang ist abgesetzt. Man soll's der Prinzessin melden.“

Gleichzeitig schlüpfte diskret durchs Vorzimmer die Oberhofmeisterin ein, — Prinzess sollte den Junker nicht bei der Herzogin allein finden — reichte auch diskret, sehr diskret der Herzogin den Federfächer, damit sie sich verkühle.

Da stand schon Prinzessin Sybilla in der Türe, das empfindsame Gesicht zuckend in vergebens niedergehaltener Aufregung. Zwei verhitzte Frauen im Tumult ihrer aufgepeitschten Gedanken.

Sybillas dünne Stimme klang:

„Sie holt sich diese Meldung selbst, si vous permettez, — Ihr seid nit höflich, gute Schwester.“

„Weniger höflich, mehr aufrichtig, gute Schwester,“ drangs gereizt aus dem kleinen Saal.

„Daß Ihr meine Aufrichtigkeit bezweifelt, laßt mich fürchten, daß Ihr sie nit wollt.“

Nun trat die Herzogin aus dem Saal:

„Schwester, ohne viel Worte — die Aufsicht über meine Person steht Euch nit zu.“

„Vielleicht. — Doch darvon nit. Ich bin Euch gesinnt gewest mit Affektion, wie ich vor Gott dem Allwissenden vercidigen kann.“

„Ja, Prinzess, Ihr habt's verstanden, von Anfang an, da ich dies Land betrat, mit wohlgedrehter Rede Euer Herz zu verbergen, das anders gesinnt war. Ich hab keine Feindschaft bei mir behalten, sondern wann der Mund freundlich gesprochen, auch mein Herz anders nit gemeint. Da ich nun schlimme Worte gegen Euch nehme, mög Euch bekunden, wie tief mich dies zwiefach simulierte Gemüt kränkt.“

Die dünne Stimme der Prinzess quälte sich eine gewisse Würde an: „Was ich schwesterlichen Willens und für meine conscience sowie für das hohe fürstlich Haus Jülich tan, ist geschehen zu ehrbach Sitt und Ruf des hohen fürstlich Haus. Das mög mir Gott der Allwissende bezeugen.“

„Schwester!“ Die Herzogin rechte sich stolz auf, „ich will nicht verhoffen, daß ich Eueres Augenmaßes für mein Tun und Lassen bedarf. Als ich das badisch Haus für das jülicher verließ, war ich die Verlierende.“

„O, so stolz? Ein wenig's Devotion würd Euch in Euerm Unglück mehr zieren.“

Hart und bitter die Herzogin: „Mit Unglück wollt Ihr mich peitschen, das nennt Ihr Demut. Mein Unglück, Schwester, hab ich längst mit schuldigem Tribut bezahlt. Was ich nun ertrage, ist das Unglück dieses unseligen Landes.“

„Biel eher ständs Euch an, gute Schwester, das Unglück dieses Lands als Kreuz Eurer Schuld in hüßender Gefinnung zu tragen, denn, wenn es nun einmal gesprochen sein muß: Schwester, ich klage Euch an, das Unglück dieses Lands verschuldet zu haben!“

„O Schwester, die Verleumdung lacht hinter Euch.“

„Ihr — Ihr habt den herzlichsten Bruder in Wahnsinn trieben!“

„Nehmt das Gift von Eurer Zunge!“ rief die Herzogin, hob die Hand, als wollte sie die Schmäherin zücktigen. Da war der Junker neben ihr.

Schrill die Stimme der Prinzess: „Im Namen des armen Bruders, der nit mehr reden kann: tut den Junker von Eurer Seit!“

„Ihr seid in meinem Hause, Prinzess!“

„Nun dann grad heraus: der Bruder hat mich an Eure Türen stellt. Überwachen sollt ich Euch und Eure irren Wege. Nun wagt es noch, mich fortzuweisen.“

„Das ist zuviel!“ schrie die Herzogin auf, krampfte die Hände im Haar.

„Nur soviel, als Ihr verdient habt, Jakob. Nach den Festen kummts Fasten.“

Nun schleuderte die Herzogin den abwehrenden Arm des Junkers zurück, richtete sich in Hoheit vor der Prinzessin auf. Ihre Blicke zuckten wie Blitze.

„Du redest noch? Kein ehrlos Köhlerweib ständ so

noch da. Kennt die Prinzessin nicht, was sich ziemt, so wisse sie's: hinaus!"

Wie eine Schlange zuckte die Prinzess auf:

„Wer tut mir das?"

„Die erste Dame des Hofes der zweiten! — Kammerfrauen, öffnet! Gebt der Prinzess Geleit bis an ihre Kammer. Der fliehenden Feindin baue ich goldene Brücken."

Bläß, verzerrt, nach Worten ringend stand Sybilla. Da kamen die Kammerfrauen. Diskret, sehr diskret schloß die Oberhofmeisterin hinter ihnen die Türe.

Mit einem Schrei der Erlösung warf sich die Herzogin in die Arme des Junkers.

„Nun komm du! Sie treiben mich zu dir! — — Und ich dank's ihnen."

Ihr Kuß brannte auf seinen Lippen. Sie saugte ihm die entsetzliche Qual seiner Leidenschaft auf. Da ward er ruhig und fühlte in schmerzhafter Innigkeit, daß er mit ihr sterben könnte. —

Dann meldete man Pallant.

Mit ausgestreckten Händen ging ihm die Herzogin entgegen.

„Ihr kommt zur schlechten Stunde, Werner von Pallant."

Er nahm mit festem Druck ihre beiden Hände:

„Zur rechten Stunde, Frau Herzogin."

„Ich weiß, daß Ihr auch der Gegnerin ein Edelmann seid."

„Der Gegnerin, nicht Feindin."

„So trennt uns nicht der Haß, nur die Richtung unsers Wegs."

„Auch diese nicht. Unser gemeinsamer Weg führt zur

Wohlfahrt unseres Lands. Ob wir die Wanderschaft mit-  
sammen machen können, das bleibt einzig zu erwägen.“

„Die Sache kann doch nur ein Handel sein.“

„Wir wollen gute Pfänder eintauschen.“

„Doch — nichts von Religion. Ich kann nichts ge-  
währen.“

Er verneigte sich schweigend. Darauf konnte oder  
wollte er keine bindende Antwort geben.

Und der Herzogin rasche Frage: „Der nächste Kurs?“

Er richtete sich auf: „Sturz des Triumvirats.“

In kühner Freude reichte sie ihm beide Hände: „Das  
gibt mich in Eure Hand.“

„Nun denn, Frau Herzogin, zu ungestörter Verhand-  
lung. Es warten Wirich von Dhaun und Graf Broich mit  
Vollmacht von den Ständen.“

„Folgt mir zum Düsselschloßchen.“

Sie ging voran, an der Türe warf ihr der Kämmer-  
ling den Mantel über.

Der Mann im Wolfspelz kam zum Kämmerling:  
„Was ist dein Geschäft, Kleiderhaken?“

Der Kämmerling tippte Daumen und Zeigefinger zu-  
sammen, was eine deliziöse Geste war: „Einen Mantel so  
über die Schulter zu werfen, daß man nicht fühlt, er liegt  
da. Oder aber, hinter der Domina stehend, von ihrer  
Stirne abzulesen, wann sie den Mantel abrutschen läßt.  
Siehst du, Hans Schalk, der du eine Giraffe von Mensch  
bist, das ist Geschäft bei Hofe.“

„Mein Geschäft ist,“ sprach der Wolf, „zu beweisen,  
daß nur ein ausgemachter Narr den Weltklumpen regieren  
kann. Wenn du das nit einsehst, verdienst du Pfeffer in  
die Nase und nit niesen zu können.“ Rauerte im Borzim-



mer nieder und begann zum Gaudium der Schildwachen  
und der Pagen zu singen:

„Ich bin der Narr von Düsseldorf Tandareidabum . . .  
Und wär ich nit von Düsseldorf,  
so anderswo  
kafirako . . .  
Denn nichts ist in der Welt so dumm,  
es findet Pipapublikum.“

---

## Siebentes Kapitel

Wie eine Brandsackel lohete das Gerücht von dem Zusammenschluß der Throninteressenten und Stände auf.

Schlimmer noch waren die Gerüchte von den gewalttätigen Schritten, die sie unternommen hatten. Sie hatten sich in aller Stille an die Generalstaaten gewandt und durch die angesehensten Männer der unglücklichen Provinzen erklären lassen, daß ihnen nur noch die Wahl freistünde, entweder das spanische Joch ohne Murren zu tragen, oder mit den übrigen Niederländern für ihre Freiheit zu kämpfen. Sie wußten gewiß, daß der größte Teil der Ritterschaft und der Städte sich zu ihnen schlagen würde, um die Tyrannen zu stürzen und das Regiment in bessere Hände zu bringen. Alles schmachte nach Befreiung.

Man wußte nur zu genau im Land, wer mit den Tyrannen gemeint war, und harrte gespannt auf die Antwort des 'schrecklichen Triumvirats'.

In dieser Zeit der Wirren, die sichtlich der Katastrophe zueilte, betrachtete man die Krankheit des Erbherzogs fast als das kleinere Übel. Wenn er schrie, scherten sich seine Wärter wenig um den Erlaß und holten die Herzogin. Trafen sie aber im Vorzimmer auf Junker von Hall, so wies er sie ab, und sie wagten nicht dem Befehle des Günstlings entgegenzuhandeln. Als dann zur Nacht die Rufe des Erbherzogs nach Jakobe stärker wurden und man einen erneuten Ausbruch der Tobsucht befürchtete, drang man wie-

derum ins Vorzimmer der Herzogin vor. Augenblicks benachrichtigte Karl Sakai den Junker.

„Weiß der Irre, ob er eine Strohpuppe umarmt oder das schönste Weib Europas?“ knirschte der Junker. Karl Sakai wußte Rat, er meinte nicht, daß er niederträchtig sei, sondern er meinte, niederträchtig sei es, die Reize einer Herzogin einem Blöden hinzuwurfsen. So steckte er sich denn in die Kleider der Herzogin, stellte zierlich seinen Fuß zum Tanz, machte vor dem Junker ein paar Pas und sagte mit gespitzten Lippen:

„Voilà, ich werd vor dem Prinzen die Allemand tanzen.“

Da ging er.

Der Junker schlüpfte zu Füßen der Herzogin. Er hatte heiße, wirre und aufrührerische Blicke.

„Diese Liebe beglückt mich nicht,“ klagte er, „ich besitze Euch nur für den Augenblick, den Ihr mir schenkt. Ich habe diese Liebe zu der einen großen heiligen Sache meines Lebens gemacht, — bei Euch ist sie eines von den vielen Sachen Euers Lebens.“

Da legte sie ihm die Hand auf den zürnenden Mund: „Dann hättet Ihr ein Hoffräulein und keine Fürstin lieben müssen.“ Horchte auf, denn auf den Gängen ward Lärm. „Seht nach, was ist.“ Er blieb unbeweglich. Sie wollte selber auf. Er riß sie zurück.

„Ihr sollt nit zu dem Blöden. Euere Schönheit ist entwürdigt durch ihn.“

Da sah er wieder den Blick, der ihn so weit von ihr wies, als hätte er den Duft dieser wogenden Schönheit nie geatmet. Er troßte:

„Soll ich in den Resten schwelgen, die er mir läßt?“

Nun war der Lärm bis in die Vorzimmer gedrungen, man hörte Karl Lafais Hilferuf.

Die Appartements des Prinzen standen in Flammen. Als der Prinz, der anfänglich mit dem herausstaffierten Karl schäkerte, den Betrug merkte, schleuderte er ihm in seiner Tobfucht ein brennendes Scheit aus dem Kamin nach.

Man mußte den Prinzen in die Dienstzimmer retten.

In sein Schloßgefängnis kehrte er nicht mehr zurück. Der Marschall hatte ihn nach Hambach entführen lassen. Als Faustpfand seiner Macht.

Das war Marschall Schinkerns Antwort auf den Schlachtruf der Interessenten. Zwei wahnsinnige Herzöge funktionierten nun als Marionetten in seiner Hand.

Da tat das Geschick den ehernen Schritt weiter, und der Tod des Altherzogs wurde von Hambach her gemeldet.

Dann flog die Proklamation durchs Land: Herzogin Jakobe Regentin der vereinigten Herzogtümer.

In Rom und Wien große Bestürzung. Der schlafende Kaiser wachte auf. Konnte die Trägerin der goldenen Jugendrose sich so weit vergessen und von den Kezern sich auf den Schild heben lassen?

Kurcöln schickte Kuriere nach Düsseldorf. Jakobe schickte dem Vetter die Antwort und den Schwur: „Daß ich mit Kezern halte, ist nit wahr. Sie haben mir noch nichts zugemutet, und ich bin klug genug, zu wissen, was recht ist. Durch mich soll der katholischen Religion nichts vergeben werden. Denn katholisch bin ich und bleib ich und sterb darin.“

„Sie lüget!“ schrie Sybilla in heiliger Empörung und beauftragte die Oberhofmeisterin, das der Herzogin zu

übermitteln. Die Oberhofmeisterin wurde rot bis ins weiße Haar hinein und sprach tief verletzt: „Man kann mich wohl zwingen, das Gemeine anzuhören, aber nit, es weiter zu tragen.“ Fügte in hohem Ernst hinzu: „Es ist izt eine Zeit, wo wir alle etwas aus der Balance kommen. Aber die Fürsten sollten wenigstens ihrer Pflicht eingedenk bleiben. Man weiß genug von Euern Schreiben an die Höfe. Ihr werdet Euch die ganze Landschaft zuwider machen.“

In dieser Aufregung ihres gestörten Gemütes lief die Prinzess höchstselbst in die Kanzlei zum Haushofmeister, sagte, sie müsse ihn unbedingt an einem verschwiegenen Ort treffen. Da meinte er — ihre Kammer. Gu nein, schrak Prinzess zurück, es schicke sich für eine ehrbare Zuffer nit. Da meinte er — das Düsselchlößchen, und sie begaben sich dorthin, weit entlegen von allen Laufstern.

Trozkdem sie gedämpft redeten, hallten noch ihre Stimmen, so erstorben wars dort. Daß man von ihren Schreiben an die Höfe wisse, berichtete erschreckt Sybilla und zitterte in Angst. Der Haushofmeister gestattete sich, ihr über den Arm zu streichen, sagte bitterlich:

„Ihr arms Schäflein, wißt Ihr nit, daß Euere Schreibens in die Kanzlei der Herzogin wandern?“

Da war Sybilla von blassem Schreck wie versteinert, verwirrte sich in exaltierten Worten, sagte, daß man ihr aus dem Schloß heraushelfen müsse, sie wollt fort, nach Hambach wollt sie, — ach, und sprach so in schredlicher Angst.

Der Haushofmeister ließ sie schwagen, wußte er doch, sie war nicht aus dem Schlosse wegzubringen. Aber sie mußte schwagen, was sie selbst nicht glaubte. Als sie fertig war, sagte er daher bloß:

„Nun kommt endlich zum Entschluß. Wie lange soll Frau Jakobe Regentin von Düsseldorf bleiben?“

Sie preßte gottergeben die Hände gegen die Brust: „Wann Jakobe darzu berufen sein soll, dem armen Land zu helfen, dann will ich selbstn ihr den Purpur zum Herzogsstuhl spreiten.“

Er lachte sie hämisch an: „Das wollt Ihr nit!“

„Ihr plagt mich sehr, Haushofmeister.“

Seine Ungebuld sprang: „Habt nun endlich den Mut, zu wissen, was Ihr wollt.“

„Ach Herregott, wie ich geplagt werde.“

„Herunter mit der Maske!“ Der Haushofmeister sprang gegen sie an, packte ihren Arm, daß sie aufschrie. „Warum schlägt Ihr mit solcher constantia die Heurat mit protestantischen Herren ab?“

„Sie werden nichts erringen, was gegen meinen heiligen Glauben ist.“

„Lüge! Euch blendet eine ander Hoffnung.“

„Ihr plagt mich greulich, Haushofmeister.“

Da lachte er's ihr höhnisch ins Gesicht: „Weil Euer heimlich Verlangen nach Heinrich von Navarra steht! Dem Keßer — doch was kümmert's die frumm Person. Er hat ein Weib — doch was kümmert's die frumm Person. — So, jetzt kennt Ihr Euch, Prinzess. Pf — habt mir Schweiß gemacht. Jetzt wird Euch wohler, wenn Ihr wißt, wie schlecht Ihr sein könnt. Habt nur gewußt, wie gut Ihr sein könnt. — Und nu sag ich Euch noch das: Ihr hasset die Herzogin, habt sie gehaßt vom ersten Blick an. Reid und Haß fraß Euch unter der Maske der Demut auf. Das habt Ihr wohl auch noch nicht gewußt. Also: Ihr hasset die Herzogin.“ Seine dünne Gestalt schoß vor ihr

auf, sein Blick stach zwingend in sie. Sie krümmte sich vor ihm, drückte die geballten Hände an den zitternden Mund, es rang, es würgte in ihr. Und dann löste sich der so lang zurückgedämmte Grimm in dem heisergeächzten Schrei los:

„Ja —! Ja —! Ich hasse sie!“

Er stand mit zernittertem Gesicht. Er ließ sie aus-  
toben, bis sie leergeschüttelt von der rasenden Wut war.

Dann sagte er in gelassener Selbstverständlichkeit:  
„So muß nun die Herzogin stürzen — von Eurer Hand.“  
Hielt inne, um die Wirkung seiner Worte zu prüfen. Die  
Prinzessin stand stumm und abgewandt. Er fuhr fort:  
„Ihr werdet Anklage gegen sie erheben, eine gottesfürchtige  
Prinzessin gegen eine sündige Herzogin.“ — Sie stand ab-  
gewandt und stumm. — „Man wird der Herzogin den  
Prozeß machen — Verschwendung der Landeseinkünfte,  
Landesverrat, — Ehebruch.“

Nun fuhr die Prinzess herum, zwei Gesichter stierten  
sich in tiefbefriedigtem Einverständnis an.

Dann sagte mit geschlossenen Augen die Prinzessin:  
„Ich fühle, daß ich hie sein muß das Werkzeug Gottes.“

„Verschließt Euch nun in Euere Kammer und seht die  
articula der Anklage auf.“

„Hab's tan all die Zeit,“ bekannte sie.

„Wie — Ihr habt —?“ staunte er ehrlich.

„Ich hab neunundneunzig Anklagepunkte zusammen-  
gestellt, die ich uffs Sakrament beschwören kann.“

„Mehr bringt kein Düwel zusammen,“ sagte er in  
großem Respekt. Da bat sie, er möge mit ihr kommen.

Sie gingen einen weiten Weg. Sie kamen in die  
Grafengalerie, sie stiegen noch eine Treppe höher und stan-  
den vor einer Kammer. Sybilla sagte, sie habe jetzt dahin

ihre Schlafkammer verlegt, und machte die Türe auf und trat ein. Der Haushofmeister war am Ende seiner schlechtesten Weisheit. Was geschah jetzt?

Sie schlich auf Fußspitzen und winkte ihn in eine Ecke des Zimmers, schob einen Teppich weg, — und dann sah er das: ein Loch gebohrt in die Decke.

Sie winkte ihm dann, er möge hinunterschauen. Da legte er sich flach auf den Boden. — Er sah in die chambre à coucher der Herzogin.

Von dort herauf hatte Prinzess ihre neunundneunzig Anklagepunkte geholt. Doch winkte Prinzess heftig mit zitternder Hand:

„Er ist bei ihr.“

Der Haushofmeister beugte sich tiefer, zitschte ein Auge zu, sah lange, lange.

„Seht Ihr’s?“ zitschte der Hauch an seiner Wange.

Da richtete er sich auf, grinste ihr mit frechem Lächeln ins Gesicht:

„Ich sehe es.“

Als der Haushofmeister aus der Kammer der Prinzessin trat, ging der Doktor vorüber. Und lächelte.

Dann wurde unvermutet der Haushofmeister von der Herzogin seines Amtes entsezt, dem Junker von Hall seine Ämter übertragen.

Der Haushofmeister aber blieb, wie man sagte auf Befehl des Marschalls, und bezog sein Gehalt weiter. Der Junker fungierte ebenso mit gleichem Einkommen. Da sezte der Haushofmeister über ihn den Titel in Umlauf: König vom Strumpfband.

Nun hielt die katholische Partei es für das Prestige des Landes für angebracht, den Kanzler mit einer Depu=



tation zu Jakobe zu schicken und die Entfernung des Junkers von Hall vom Hofe zu fordern.

Der Kanzler ließ sich in ehrlicher Überzeugung schicken, die Kalkulation des Marschalls und des Haushofmeisters aber war: entweder die Herzogin fügt sich, und dann fürchtet sie das Triumvirat, oder sie fügt sich nicht — was wahrscheinlich war — und dann ist's vor dem ganzen Lande der Beweis ihrer Schuld.

Die Herzogin fügte sich nicht.

Sie spielte vielmehr einen Trumpf ihrer wachsenden Macht gegen den Marschall aus und ernannte den Junker von Hall zum Kommandanten der Festung Jülich, deren Kommandantur der Marschall unter vielen andern rentablen Ämtern auch noch inne hatte.

Da ritt der Günstling der Herzogin mit glänzender Kavalkade durchs Land. Ein Leicester rheinischer Lande.

Nun begann auch der Kurfürst von Cöln an der schönen Base irre zu werden. Er wirkte auf den Kaiser, man solle die Herzogin nicht bis zum Äußersten treiben und ihr die Regentschaft bestätigen.

Doch zögerte auch jetzt noch der Kaiser. Er wollte nicht feindlich vorgehen gegen Spanien, das Schinkerns Partei nun unterstützte. Aber auch nicht feindlich vorgehen wollte er gegen die Stände, weil er ihre Hilfe gegen die Türken brauchte. So saß zwischen zwei Feuern der Kaiser und redete in die Korruption hinein gütlich zu.

Aber der Tumult der nahenden Katastrophe verschlang seine väterlichen Ermahnungen.

Da endlich gab er dem Zwange nach und — stellte Jakobe unter Administration des Kurfürsten von Cöln' die Regentschaft in Aussicht, — stellte sie in Aussicht. Und

versprach wieder etwas. Er versprach Gesandtschaft zu schicken, den Prinzen Hoyos und Gefolg.

„Der langsame Kaiser,“ spöttelte der Junker und residierte nun wie ein kleiner Fürst im Düsselschlößchen. Man sah ihn nicht mehr an der Seite seiner schönen Gebieterin, aber in heimlichen Stunden, die sie sich aus den wirren Tumulten der Politik stahlen, erschien Karl Lakai mit einer Mönchskappe und führte den Junker verschwiegene Treppen hin zur Herzogin.

Dann kam einmal Karl und sagte: „Es erwartet Euch jemand's uff der Stadtmauer.“

Auf der Stadtmauer! Eine dumpfe Erinnerung fröstelte in dem Junker auf. Unwirsch zog er die Stirne kraus, ein Unbehagen übermannte ihn. Doch trogte er in überlegenem Mitleid über diese Empfindung hinweg, hüllte sich fester in die Mönchskappe und trat auf die Stadtmauer hinaus.

Noch rauschte fern in den Abenddünsten wie einst der Rhein, noch leuchtete der schwermütige Horizont. — Vorüber — vergessen —

Eine Gestalt, in das dunkle Tuch einer Kammerfrau gehüllt, löste sich von der Schloßwand und — stand vor ihm. Anna von Hall.

Er sah sie an und zuckte nicht.

„Euere Ründigungsfrist ist um, Ihr wollt aus der Residenz?“

Sie antwortete ruhig: „Daruff kommt's jetzt nit an.“

Eine jähe Stille fiel zwischen sie. Herrgott, was wollte sie noch? Da frug sie leise: „Habt Ihr Auftrag für Euere Mutter?“

Es fiel wie eine Züchtigung auf ihn: „Ihr wollt —?“

„Euere Mutter ruft mich.“

Und er dunkel und hart: „Was will meine Mutter?“

„Von ihrem Sohne hören.“

„Ich dächt, sie hört von ihm,“ fuhr es ihm eitel heraus.

„Und das harmt sie gar sehr.“

„Dann kann ich nit helfen.“

„Ihr könnt's, wenn Ihr wollt.“

Und er finster: „Ja recht, ich will's nit.“

Aus ersticker Stimme pulste es ihr herauf: „Das kann ich doch der alten Frau nit sagen.“

Da rang es sich schwer, fast ächzend aus ihm: „Dann sagt ihr, daß ich glücklich bin.“

Das Tuch fiel von ihrem Kopfe, im sternklaren Abend starrte ihr weißes Gesicht. Man sah nicht ihre Lippen sich bewegen, man hörte nur einen geflüsterten Hauch:

„Ich will ihr sagen, daß Ihr glücklich seid.“

Ihr Schatten wirrte von ihm weg, das weiße Gesicht sah er noch, das stille Flüstern hörte er noch: Ich will ihr sagen, daß Ihr glücklich seid —

Auf der Stadtmauer weiter schlüpfte ihr Schatten, jetzt stand sie schon auf dem Brückchen. — Jetzt ging sie. — Für immer. — Eine tödliche Vereinsamung überfiel ihn. Anna! tönte ein Schrei in ihm, aber seine Lippen blieben zugepreßt. Dann war das Brückchen leer. Müd fielen seine Schultern unter einer schweren, drückenden, glänzenden Last. Er sprang an das Brückchen, stierte hinab. Dunkelheit drunten, und das schlammige Wässerlein gurgelte. — — Vorüber — vergessen. —

An dem Pförtchen stand Karl Lakai und winkte. Ver-

langte die Herzogin —? Doch Karl Sakai winkte heftig. Was da, was geschehen?

Der Doktor war zur Herzogin gerufen, die in Krämpfen lag. Prinzess hatte Anklage beim Kaiser erhoben gegen die Herzogin. Auch Graf Broich eilte herzu. Pallant war benachrichtigt worden. Wirich von Dhaun schon unterwegs nach Düsseldorf.

Landhofmeister Bongart nahm sie in Empfang. Schwermiegende Bedenken brachte er vor. Es war da ein Punkt der Anklage: Ehebruch!

Die Gesichter der Männer erstarrten.

„Wetter!“ brach der Dhauner los. „Ein bitterböses Weib hat's ausgesprochen, die Scheelsucht hat's auserdacht. Was eine Weibszung schwagt, ist mir auf den —“, er drehte ihnen den Rücken zu, „ungenannt gespeit.“

Doch der Landhofmeister mit tiefgefurchter Stirne:

„Es sind bis anher sechzig Zeugen erbracht. Am schwersten zeugt die Prinzess.“

„Ist dabeigewest die Jungfru?“

„Hat ein Loch bohren lassen in die Decken und von dort alles mit angeschaut, was vorgegangen ist in den Schwanzzimmern, unerhörte Vorgänge in — na wüßt schon.“

„Pfui Dämel!“ brauste der Dhauner auf, „was for ein Gestank die frumm Jungfru um sich macht.“

„Hat allerdings mit Überwindung jedweder jungfräulichen Scheu die Anklage schriewen.“

Pallant stand gedankenvoll.

„Der Junker muß von Hofe. Die Herzogin soll auch dieses Opfer dem Land bringen. Sie muß es. Und sie kann es. Sie hat andre bringen können. Wir wollen's ihr danken, Ihr Herren,“ sprach er bedeutsam zu ihnen hin.

Die gewaltige Faust des Dhauners fuhr an den Schwertgriff: „Wir wollen ihr's Rückgrat stärken und die Macht an die Hand geben. Ihr und unser Widersacher sitzt allweil in Hambach und lacht ihrer und unser. Ist als Kommandant der Festung Jülich entsetzt und — lacht und bleibt. Jetzt heißt's mit Gewalt angehen. Der Schinken soll nit mehr lachen. Dat sei mein Gottschwur,“ er schlug mit seinem Schwert auf den Tisch, daß ein singender Ton metallisch klang, sagte den Rittern seinen Plan. Eine Ubertümpfung. Öffentlich und feierlich sollte der Herzogin von den Ständen die Regierung übertragen werden. Zuvor aber die Befehlshaber zur Eidesleistung für sie und Johann Wilhelm aufgefordert werden.

„Ohne Zuziehung der Räte.“

„Oh man's sich ausdenkt, muß es geschehen sein.“

„Ein Gewaltstreich?“

„Ein Staatsstreich.“

Der Dhauner wollte sein Fähnlein sammeln und nächstlich zu den Festungen. War erst eine zur Eidleistung gezwungen, so folgten unbedenklich die andern.

Schleunigst suchten Pallant und Wirich von Dhaun die Herzogin auf. Sie sollte ihre Unterschrift geben. Jetzt oder nie! Auf dieses vabanque setzte sie ihre Herzogskrone, mußte sie setzen.

Sie stand vor den Männern in leiser Erschöpfung, mit dem fraulichen Reiz müder Trauer, jener duftenden Hilflosigkeit eines stolzen Weibes, die starke Männer verzaubert.

Der Dhauner legte ihr sein Schwert zu Füßen, wie er da einmal selber ihr Fußschemel gewesen.

„Weiht es mir, Frau Herzogin!“

Da nahm sie es, drückte die blanke Klinge an die hochpulsende Brust, sprach Worte wie ein Hauch, man wußte nicht, ob es ein Gebet war.

In der Frühe des andern Tages brach der Dhauner auf. Die Herzogin verließ nicht ihre Zimmer, sie duldete niemand um sich, wollte allein sein. Eine Herzogskrone setzte sie auf ein gewagtes Spiel. Jetzt oder nie!

Es trafen günstige Nachrichten ein. Zwei Kommandanten hatten den Eid geleistet. „Die andern folgen“, sprach Wirich von Dhaun zuversichtlich.

Da kam Kunde, daß ein Befehlshaber sich geweigert mit Berufung auf den Kaiser, auch ein anderer, auch ein dritter. Wieder kam Nachricht, daß die Räte Protest erhoben und Eilboten zum Kaiser gesandt hätten.

Der Doktor drang bei der Herzogin ein. Die Oberhofmeisterin war schon bei ihr.

„Ich muß den Kaiser versöhnen,“ rief sie in Verzweiflung, „sonst ist alles verloren.“

Der Doktor ließ fürchterlich die Augen rollen.

„Kein Zurück — jetzt voran! Haben sie Euch geholfen, als Ihr noch die Geschäfte des Papstes besorgtet? Verkleinert und benörgelt haben sie Euch, hinausgeekelt mit ihren engen Herzen und starren Köpfen. Jetzt aber, wo Ihr Euch hinausgerettet habt, stahn die Heuchler und Pharisäer und verkehren Euch. Das ist eine Garde Gottes, wie der Dömel sie sich verbitten tät. Na, wir Ketzer sein doch bessere Menschen. Wir haben Respekt vor was. Vor der Persönlichkeit. Das sein die Heiligen, die wir verehren. Aber darzue muß man Kopf und Herz weit machen.“

Auch die Oberhofmeisterin sprach: „Die Stände wer-

den siegen. Die neue Zeit kommt nit, sie ist schon da, Herzogin!“

Da wurde in der Nacht das Schloß alarmiert. Ein Reiter sprengte an, forderte schleunigst Einlaß bei der Herzogin. Sein Panzer war verbeult, sein Gesicht blutig. So stürzte er ins Gemach der Herzogin.

Dann hörte man die Verzweiflungsschreie Jakobens durchs Schloß. Krämpfe und Ohnmachtsanfälle wechselten.

Die fürchterlichste Nachricht war eingetroffen: Wirich von Dhaun war auf seinem kühnen Zuge von spanischen Horden angegriffen und auf die grausamste Art zu Tode geschleift worden.

Das Spiel verloren. Rette sich, wer kann! Wer darf gegen die Macht an, die das Schwert Gottes voranträgt? Sie ist die schwarze Gewitterwolke, hinter der sich das Antlitz Gottes vermuten läßt. Und die schwarze Wolke war über dem Erdball.

„Ich muß den Kaiser versöhnen!“ Und keinen Ausweg sonst wußte mehr die stolze Herzogin.

Mit klugem Eifer nahm der Cölner Kurfürst diese günstige Wendung wahr, griff wiederum in das abwärts rollende Rad der rheinischen Geschichte ein. Er schrieb an seinen bayerischen Bruder:

„Wiewohl wir für unsre Person nicht hoffen wollen, daß die Fürstin, die von unserm Haus entsprossen und katholisch erzogen ist, sich so weit vergessen sollte, so geben doch die Historien allenthalben genugsam Zeugnis, was ein erzürntes Frauenbild für kurze Sinne und wie es sich vielerorts Rache zu nehmen unterstanden hat.“ Befürwortete daher, sie endgültig in die Regentschaft zu bringen und den Kaiser zu unverzüglichem Entschluß zu drängen.

Da kam endlich der zögernde Kaiser zur Tat. Die Gesandtschaft hielt er zurück, nachdem die fürchterliche Anklageschrift eingelaufen, aber er sandte den Speierer Domherrn Metternich, vormals Mönch Henricus, in intimmem Auftrage an die Herzogin.

Wie ein Bußprediger kam Metternich. Von München aus ward ihm eingeschärft, nicht allzuviel Rücksicht auf die Herzogin zu nehmen. Bei Gott! Er wollt's nicht tun, er wollte sie schon den Fallstricken des Satans entreißen, wie er ihr ehemals die glänzende Bahn an den Rhein wies.

Steif stand er, und sein erstes Wort noch vor der Begrüßung war: „Sind wir allein?“

„Wie Ihr seht, ja.“

„In diesem Zimmer freilich.“

Da schickte die Herzogin aus dem kleinen Saal die dürstige Gruppe ihrer letzten Freunde hinaus. Nur der Narr blieb unter dem Tische liegen, sprach:

„Verzeiht, ich bin ein schlafender Hund und belle nur, wenn man mir uff den Schwanz tritt.“

Mit verächtlichem Blick auf ihn begann Metternich seine Mission, sagte, daß er im indirekten Auftrage der Kaiserlichen Majestät, im direkten des bayerischen Hofes komme.

Die Herzogin unterbrach ihn: „Ihr kommt von Verwandten, diesen Auftrag möchte ich vorerst hören.“

„Ich habe keinen.“

Ein leises Zucken sprang über ihr Gesicht. Dann wieder gefaßt sagte sie förmlich: „Was hat der bayerische Hof mir zu melden?“

„Nehmt's wie eine Mahnung des Himmels, wenn noch ein Fünkchen bayerischer Erziehung in Euch ist, läßt der



Better jagen, und Ihr Euch nit ganz und gar zu exorbitieren vorgenommen habt, so ermahne man Euch dringend zur Umkehr aus der gefährlichen Lage, in die Euch Euer unverständiger Haß und Euere Verblendung gestürzt.“

„Ist sie gefährlicher als die, der ich entronnen?“

„Rechtfertigt sie, dem Kaiser vorzugreifen und den Herzogstuhl unterm Schutz feindlicher Lanzen zu besteigen?“

„Ich habe auf den Kaiser gewartet. Der Marschall stand bereit, über mich hinwegzusetzen. Davor mußt ich mich bewahren.“

„Und — habt Ihr Euch davor bewahrt?“ Der Hieb traf. Erschüttert von den vorangegangenen Ereignissen wandte sich die Herzogin ab und weinte. Befriedigt von diesem Anblick fuhr er eifriger fort: „Wer kann wider die strafende Hand des Himmels angehen! Erkennet, wie tief Euer Fall ist. Zum Erzengel mit flammendem Schwert, der den Hort unsers heiligen Glaubens schützt, waret Ihr berufen. Aber Euer unseliger Haß gegen den Marschall trieb Euch schließlich zum Haß gegen die katholische Sache. Hexbrüder habt Ihr um Euch gehabt, Freunde des Satanas. Sie haben Euch Demut und Gehorsam ausgeredet und den luziferischen Hochmut einblasen. Und der kalvinisch Pfalzgraf — Gott straf ihn! — hat das höllisch Feuer stocht.“

„Ksch! Ksch!“ zischte der Narr unterm Tisch.

„Was tuest, Frage du?“

„Ich schnarcke.“

Erzürnt zur Herzogin: „Das ist auch so einer, ein Teufelsbraten und lutherischer Unflath wie der Pfalzgraf. O der! Aufwühler und Unruhestifter im Bund mit den Regern in Holland und Frankreich. Nicht genug, daß er

sein Land, das gottlob nit groß ist, aus dem Luthertum in die Calvinisterei, also noch zehn Staffel tiefer in die Höll stürzt hat, ist er auch überall der geheime Antreiber. Seht Euch vor, man werd ihm ein Gebiß anlegen, man werd diesen unruhigen Kopf aus Düsseldorf ausweisen. Vertraut also auf diese Hilf nit mehr.“

„Ich vertraue auf keine Hilf mehr, ich habe von der Welt genug. Wenn Euch das freut, so sagt Amen.“

„Amen, Fürstin, von ganzem Herzen. Gottlob, nun spricht der demütige Geist aus Euch. Doch was man spricht, ist Schall. Schreibt Euer Demut und Gehorsam nieder. Worte können wie eine Tat wirken. Schreibt, daß Ihr ganz der katholischen Sache gehören wollt. Schreibt, es kann Euch noch retten.“

„Ihr wollt noch Worte von mir, Metternich, noch mehr der Worte und Schwüre? Überallhin hab ich meine Schwüre gesandt. Wenn man mir glauben will, so glaube man diesen.“

„Andere Schreiben von frummer Hand haben die Eurigen überholt, Schreiben, die Euch schwer anklagen.“

Da reckte sie sich wieder auf zu stolzer Höhe.

„Nicht an den Kleidersaum einer Prinzessin möcht ich streifen, die so unredliche Geschäfte macht.“

„Es möcht sich ein Stein erbarmen, daß dieser heiligmässigen Person so schlimm von Euch zugefetzt werd. Wie wahr das Wort an Euch ward: Ein Schaf, das die Hürde verläßt, werd eine Wölfin.“

„Von einem Schaf mag das gelten, Hochwürden.“

„Herzogin, ich kam nit, um zu streiten, sondern zu versöhnen. Schreibt ein Wort —“

Da erhob der Narr ein fürchterliches Gebell.

Wütend fuhr ihn Metternich an: „Was heulst du, Höllehund?“

„Ihr habt mir uff den Schwanz treten, und dieser Muskel ist die empfindlichste Fortsetzung meines Menschengestells.“

„Herzogin,“ wandte er sich zwingend an diese, „Ihr seid schwer beim Kaiser angeklagt. Der Kaiser wird Euer Richter sein. Es ist unklug, seinen Richter zu mißstimmen.“

Er drückte ihr den Stift in die Hand. Das formulierte Schreiben hatte er schon mitgebracht. Da wollte sie nicht mehr nachdenken und unterschrieb. Winselnd wand sich der Narr unterm Tische heraus.

Schnell legte Metternich nun ein zweites Schreiben vor.

„Die hochherzige Kaiserliche Majestät weist Euch den letzten Weg zur Rettung. Unterschreibt den Verzicht auf die Regentschaft, erkennt eine neue Regimentsordnung an, wonach unter Euerem völligen Ausschluß die Regierung in alter Weise weitergeht. Nur so können weitere Verwicklungen in der bestehenden Wirrnis vermieden werden.“

„Und welche Rechte löse ich für das bindende Wort ein?“

„Man werd Euch gebührend respektieren. Weitere Rechte habt Ihr nit, da die Ehe kinderlos ist.“

„Hab ich denn noch ein Recht?“ fragte sie in bitterer Ironie.

„Das Recht bedingungsloser Unterwerfung nach all den Heimsuchungen.“

„Der Wurm soll sich nicht einmal krümmen.“

„Seid untertan und laßt von Euerem Haß.“

„Mit allen Verjöhnung, mit e i n e m — nicht.“

„Wir fordern völlige bedingungslose Verjöhnung.“

„Nie!“

„Der Marschall ist bereit, Euch die Hand zu bieten, doch unterschreibt.“

„Nie!“

„Seid demütig, der Strick ist um Euern Hals.“

Da griff sie sich an den Kopf: „Wollt Ihr auch mich toll und unsinnig wie den Prinzen machen?“

„Ich will Euer Retter sein. Ich werde das Gemach nit eher verlassen, bis Ihr unterschrieben!“

Da stürmte sie fassungslos an die Türe.

„Wache! — Der Domherr wünscht zu gehen.“

Im Spalier ordneten sich der Doktor, Graf Broich, die Oberhofmeisterin, die Kämmerlinge. Als Besiegter stürzte der Domherr durch diese via crucis. O, er wird's ihr anschreiben, dieser Herzogin! Gedemütigt soll sie werden, daß bettelnde Hunde verweigern, Brot aus ihrer Hand zu nehmen. Denn: dem! Stolzen widerstehet Gott!

Von Prag kam hierauf der Entscheid: der Herzogin von Jülich ist der Prozeß gemacht. — —

Der Junker trat heftig erregt beim Doktor ein:

„Sie empfängt mich nit mehr. Sie schließt sich ab. Sie will fort aus dem Land.“

Der Doktor stand ruhig und mit verschränkten Armen:

„Ohn Agitation, Herr Junker — man laßt sie nit furt. Man werd keine Löwin aus dem Käfig lassen. Schinfern wird's nit. Sie wird, wann sie erst frei ist, ihm die ganz Landmannschaft und die Fürsten an den Hals heßen. Bei Gott! Sie ist wahrhaftig ein Zauberin.“

„Ja, sie ist's,“ stöhnte der Junker, schwankte wie ein

Betäubter ans Fenster, zuckte dann mit zorniger Gebärde auf. Drunten sah er die Prinzessin mit einem Geleit von zwei Junkern und Pagen von ihrem etwas festlichen Ausgang zum Siechenhaus zurückkommen. In rasender Wut knirschte er:

„Ich muß diese bigotte Hyäne im Schlaf würgen, ich will mit Wollust unters Beil, wann ich ihr was antan hab —!“

Da stieß ihm der Doktor an die Schulter: „Einen Gedankenzettel muß sie haben.“ Lachte sein spitzbübisch Schmunzeln. „Ich will mein graues Haar vergessen und eine verruchte Narretei machen. Kommt!“

Sie zogen auch den Hans Schalk hinzu, und vor Nacht war die Intrige ausgesponnen. Ein Page wurde zum Haushofmeister Offenbroich geschickt mit dem Bescheid, sich unverzüglich in der Kammer der Prinzess einzufinden, es sei Zeitung von Prag kommen. Die Prinzessin war am Entkleiden, als er einschlich. Hinter ihm schob der Doktor den Riegel vor. Aufschreiend wollte Prinzess nach ihren Kleidern greifen, doch hatte man die Kammerfrau bestochen, sie zu entfernen. Inzwischen drang der Junker mit zwei Stallmeistern als Zeugen ein. Der Geheimschreiber setzte ein Protokoll des Vorfalles auf, und am Frühmorgen hing schon der derbe Pasquillus in den Straßen Düsseldorf's.

Am Nachmittage desselben Tages erhielt Offenbroich ein Kuvert von der Prinzess mit dem inliegenden Zettel: „Ich hab, weiß Gott, große Furcht, daß bei der steigenden Erbitterung des Volks es zum Blutvergießen komme, was der gnädige Gott verhüte, und ich daher in dringendsten Vorschlag bringen möcht, noch vor Eintreffen der zur Führung des Prozesses beordneten commissarii die Herzogin

— sicher zu stellen. Si non, renvoyez ces tablettes par ce porteur, der druff warten soll.“

Von hämischem Lächeln innerlich geschüttelt, murmelte Offenbroich: „Wir wollen allerdings die Herzogin — sicher stellen. Ach, ein Weibsgedanke, vor dem die Hölle selbst schuldigen Respekt hat.“ Rief Karl Sakai herbei. Er sollte im Auftrage des Doktors der Herzogin die Tabletten zur Beruhigung bringen, sie sollte zwei davon in Rheinwein nehmen. Als ihr der Schlafrunk kredenzt wurde, rief Gerhardgen plötzlich verstört: „Mit — main Gott, nehmt es nit!“ Und stand angstzitternd vor der Herzogin und wußte doch nicht, warum sie von jäher Unruhe geworfen war. Ach Gott, ach Gott, sie hatte die Herzogin, die nun wie ein bedrohtes Marmorbild auf der gefährlichen Höhe stand, an ihrer Brust genährt, sie hatte Teil an diesem stolzen Leben, auch an den Schrecknissen ihres Geschicks, und sie fühlte es, guter Gott, sie fühlte es, dieser Becher —. Da hatte sie ihn der Herzogin entrisen und ausgegossen. Auf dem Boden blieb der gepulverte Schleim zurück, der sich langsam grün färbte.

„So weit sind wir nun,“ sagte tonlos die Herzogin.

Man arbeitete auf das gewaltsame Ende der rheinischen Tragödie hin. Aber Jakobe fühlte im Sturz noch neue Kräfte, fühlte sie erst im Sturz. Schinkern hieß von allem Anfang an ihr Schicksal, mit ihm stand und fiel die verhängnisvolle Macht gegen sie. Er oder sie. Das war nun das schreckliche vabanque.

Sie berief Graf Broich und den Doktor. Derzeit schwazte der Narr sein Hiftörlein.

„War ein Truhherr Dunnermund, hat sein Fraue eungespunnt —.“

„Die Geschichte ist alt.“

„Berzeiht, sie ist neu geflickt, denn nirgendwo steht geschrieben, daß dieser Dunnermund den einzigen Ausgang aus dem Kerker mit Bestien verwehren ließ.“

„Nun und die Burgfrau fütterte die Bestien zahm. Das ist der Sieg der Frauen.“

„Sie ließ sie aushungern.“

„Und ergöhte sich an ihrem Geheul. Auch diese Art fällt in die Frauengeschichte.“

„Sie wartete, — bis sie sich auffraßen.“

„Du glaubst also —?“

„Daß der schönste Sieg der ist, die Feinde sich selbst zu überlassen.“

„Wir wollen den Käfig zimmern.“

„Er steht schon da.“

Da war der Plan fertig, ein Schachzug wars, den vier Köpfe mit Weisheit, Gewalt, Frauenlist und Narrheit ausspannen. Schinkern wich nicht von der Jülicher Festung trotz der Kommandantur des Junkers, gut, so sollte er bleiben, aber seinen Soldaten sperrte man die Löhnung aus den herzoglichen Kassen. Was sind Söldner ohne Sold? Empörer. Eine Revolte in der Festung würde der Funke zum großen Brande sein, der das Angesicht der rheinischen Erde erneuerte. Nur durch ein elementares Ereignis konnte dies Land noch errettet werden.

So wurde der Befehl: die herzoglichen Kassen für die Löhnung der Jülicher Festung zu schließen!

Was würde die Antwort des eisernen Mannes von Hambach sein?

Da war der Tag vor Ostern. Im Alkoven hingestreckt lag wachend die Herzogin. Ihr Gesicht, ihre Ge-

danken in hellem Hochen. Schinkern würde Antwort senden, und sie harrete. Ihr Herz lag kalt, aber zuckte in eisigen Fiebererschauern. Sie wußte nun, daß sie die Antwort dieses Mannes ersehnte. Mit jenem totkalten Sehnen, das hassende Liebe ausstrahlt.

Der Junker stürzte herein. Sein Haar wirt, die dunkelglühenden Augen verstört in dem fahlen Gesichte. Er sank vor ihr nieder, wühlte sein Gesicht in ihren Schoß.

„Was ist's, das mir den Junker verwandelt?“ fragte sie ohne Erstaunen, denn sie kannte seine Heftigkeit. Da hob er den Kopf, sprach mit gepreßten Lippen vor sich hin:

„Ich bin leidlich klug durch die Welt kommen, ich habe mich an der Fraße Mensch nicht zu Tode enttäuscht, aber mir graut nun vor dem, was ich vergaß in den Grund zu lachen. Ach, Domina, der Mensch ist ein Tier, das reden und schreiben lernt.“

„Junker, deutlich!“

„Der Marschall hat auf seine Stunde gewartet in Hambach mit einer Langmut, wie Teufel warten auf die arme Seele. Nun ist seine Stunde da. Der Marschall setzt in der Osternacht über den Rhein. Die Kreatur Ratterbach ist beordert, mit achtzig Mann dem Marschall voranzuziehen und das Schloß zu besetzen —!“

„Junker! Euere Phantasie ist wild.“

„Der Marschall braucht eine schuldige Herzogin, hat Euere Diener in peinliche Verhöre genommen, droht ihnen Tortur an. Jakobe!“ er umklammerte ihre Knie, „flieht! Flieht vor diesem Manne! — Flieht mit mir!“

Sie drängte ihn von sich, richtete sich halb auf. So hatte er sie nie gesehen.



„Ich werde den Marschall erwarten.“

Sprach sie das? Was sprach sie? Er griff sich an den Kopf.

„Das ist Selbstmord! Jakobe —!“ Er starrte sie entgeistert an. „Was kommt in Euch?“

Da war sie von seinem Ruf wie wachgeschüttelt. Sie stand auf, sagte ruhig:

„Nicht zehn Schritte über den Rhein würde meine Flucht gehen, und des Marschalls Hand griff mich auf. Laßt den Gedanken fahren.“

Er sah sie düster und bedeutsam an: „Wißt Ihr, daß man auch mich zum Zeugen sucht? Ich bin ein Kostbares in den Plänen des Marschalls worden — ich bin der Beweis Euerer Schuld.“

Sie hielt auch diesem Schlag mit ungeheurer Selbstbeherrschung stand. Eine weiche Rührung floß in ihre Stimme.

„Dann muß ich Euch in Sicherheit bringen, eh es zu spät.“

Mit einer verächtlichen Handbewegung wehrte er.

„Mir ist's nit so viel drum, ein wenig weiter zu leben bloß um der guten Verdauung willen. Bleibt Ihr, so bleib auch ich.“

„Und könnt mir hie nicht nützen und helfen.“ Sie neigte sich zu ihm und sagte zwingend: „Ihr müßt fort, um meinetwillen.“ Und fast flüsternd an seinem Ohr: „In Italien sind badische Besitzungen. Ein Schloß — Wenn ich Euch dort weiß, kann ich hie ruhig die Dinge erwarten. — Ich befehle es, Junker!“ Streichelte über seinen Kopf hin. „Einen Menschen wenigstens aus dieser Wirrung retten, der mir Wohlthaten vergilt.“ Hielt inne, denn sie

wollte nicht schwach sein, und zwang ihre Stimme klar: „Ihr habt eine Mutter. Sie hat auch ein Anrecht auf Euch.“

Da trat in sein Gesicht ein Ausdruck, den sie sich nicht erklären konnte. Er stand auf und wehrte sich nicht mehr.

„Geht,“ drängte sie, „es darf kein Augenblick für mich verloren gehen. Der Marschall rüstet. — Ich erwarte den Marschall.“

Eine Sekunde hing sein Blick an ihr fest. Es war ein Klang in ihrer Stimme —. So mochte die gepanzerte Brunhilde mit hassender Blut den erwartet haben, den sie lieben wollte.

Zorniges Weh zerriß ihn. Er war diesem Weibe der Starke, dem es gehörte, nicht, nur der, der ihm gehörte. Der Mensch für Augenblicke und gute Stunden — das war er ihr.

Und er hatte ihr seine wahnsinnige Leidenschaft gegeben.

Er fühlte ihre Hand mit weichem Druck auf seiner, sie führte ihn in ihrer feinen verabschiedenden Art zur Türe. Der alte Raufsch wollte ihn werfen, sich erniedrigen, betteln könnte er vor ihr — er mußte fort, aus dem Hauch ihres Atems, um sich wiederzufinden.

Sie gab Karl Lakai Auftrag, den Junker unter Verkleid durch den Garten Raabahn aus dem Schloß und auf eine Rheinfähre zu bringen. Dann winkte sie Hall noch zu — was lag in seinem letzten Blick? — — Befreiung. — Sie atmete tief. Nun mußte auch dieser arme Schein eines Glücks für sie nie gewesen sein. — — —

Sie ließ den Doktor rufen. Der Marschall ziehe

in der Osternacht über den Rhein. Das war sein Ostern für sie. Ah, er sollte die Löwin auf ihrer letzten Insel kämpfen sehen!

Der Doktor berichtete, daß der Pfalzgraf noch in Düsseldorf sei. Der Pfalzgraf sollte sich mit einem Reitertrupp dem Marschall entgegenwerfen. Der Pfalzgraf hatte im Gefolg nur zehn Reiter. Mit der Schloßwache war Katterbach dem Marschall zugezogen. Da sammelten sie im Schloß die Stallmeister und Bereiter. Einen Kurier mit geheimer Botschaft sendete der Pfalzgraf an die Herzogin von Preußen; wenn jetzt aus dem Scharmüzel der große Brand sich entzündete, so sollte Preußen die Verbündeten der protestantischen Union in Bewegung setzen.

In der Osternacht brachen die Reiter der Herzogin an den Rhein auf. Die Fährleute, treue Sülicher, waren für die Herzogin vereidigt. Es sollte niemand in der Osternacht übern Rhein.

So wurde das eine stille lauernde Wacht am Rhein. Und kein Meluja sang und klang.

---

## Achtes Kapitel

In der Osternacht setzte Marschall Schinkern übern Rhein.

Er umzingelte das Schloß. Die Herzogin war seine Gefangene.

Der Marschall! scholl der Ruf über den Rhein, in die Stadt, ins Schloß. Und der Ruf, der Name mähte die Menschen um.

Nun zog der Herold durch die Stadt: Schwört zur neuen Regimentsordnung!

Im Schloß hallte und schallte es: Schwört zur neuen Regimentsordnung!

Noch war der Marschall nicht ins Schloß gedrungen. Dem Doktor aber ging ein Schreiben des Marschalls zu. Wenn er die Herzogin vor dem Prozeß schützen wolle, ihr die Schmach ersparen wolle: es liege in seiner Hand, vielmehr in seiner Apotheke.

Gab umgehend der Doktor Bescheid: „Wollt lieber meines Amts, ja Lebens verlustig gehen, als meine Hand hergeben zu wälischen Praktiken, die uns vor der ganzen Christenheit infam machen. *Data est medicina ab ipso Deo mortalibus in salutem, non ad interneccionem.*“

Hierauf zog der Marschall ins Schloß ein. Wie ein Fürst und Sieger. Im Namen von Kaiser und Papst.

Graf Broich war geflüchtet. Den Doktor traf der

Marschall in seinem Wege. Seine Blicke funkelten ein ergötzliches Hohnlachen. Ein Zwerg in seinem Weg.

„So recht, Doktor; bleibt bei Eurem Latein und mischt Euch nicht in Dinge des Staats, die Ihr nicht gründlich studieret. Ihr habt der Herzogin einen schlechten Dienst erwiesen, Doktor.“

„Herr Marschall, solch schädliche Künste haben die Deutschen bisher als großes Bubenstück erachtet.“

„Ihr redet Euch ein Unglück auf den Hals!“

„Marschall! Ich lasse meiner von Gott reichlich gesegneten Kunst nicht solchen Schandfleck anhängen. Ich laß nit aus einem Hofapotheker einen Abbecker und Büttel machen.“

Mit einem langen Schritt war der Marschall dicht vor ihm, seine geballte Hand zuckte — ein Wink, und dieser krächzende Poltergeist faulte im Turn. Doch — er wollte auch für seinen Nachruf herrschen. So grollte sein heiseres Murmeln: „Es wird dieser Prozeß von hochgelahrten und verständigen Leuten geführt. Nehmt Euere Reden wohl in acht und glaubt frei, daß dies eine Sache sei, davon viel abhängt und wovon nicht jeder urteilen kann.“ Und in leiser Drohung: „Hütet Euch, das Geringste zu propagieren. Erinnert Euch, daß man der Fürsten Heimlichkeiten verschweigen soll.“

Da trat dem Doktor das Wasser in die Augen.

„Dann bleibt um der Gerechtigkeit willen des einen gewärtig: sie ist eine deutsche Fürstin.“

„Katterbach!“ rief der Marschall dröhnend, „wie lautet mein Befehl an Euch?“

Katterbach stapfte heran: „Dem Marschall den Weg übern Rhein freimachen.“

„Mein Weg ist nicht frei.“

Mit einem brutalen Stoß drängte Ratterbach den Doktor beiseite, meldete dann: „Der Weg ist frei, gnädiger Herr.“

Die Schritte des Marschalls hallten durch die Gänge. Raum vermochten ihm Offenbroich und der schwer bedrückte Kanzler zu folgen.

In dem Hallengang zu den Schwanzzimmern trat ihm die Oberhofmeisterin entgegen.

„Marschall, dieser Weg endigt in den Gemächern der Herzogin.“

Da wandte sich der Marschall zu Offenbroich: „Seid galant und führ sie aus meinem Schatten.“

Abwehrend streckte die Oberhofmeisterin die Hand aus: „Ich verwehre es. Ihr werdet nicht mit Gewalt ins Frauengemach eintreten.“

Er richtete langsam den Blick auf sie. Die Muskeln zitterten in seinem Gesicht: „Ihr habt recht, so brutal ist Marschall Schinkern nicht. Ich werde also Frau Jakobin zu mir bitten lassen.“

Mit einem Atemzug leisen Entsetzens wiederholte sie: „Ihr werdet sie — bitten lassen —?“

„Sonst noch ein Wunsch?“

„Ich möchte zur Herzogin zurück.“

Ein Wink des Marschalls, und Ratterbach mit zwei Soldaten versperrte den Zugang zu den Schwanzzimmern. Der Marschall deutete nach dem Ausgang links:

„Agnes von Thys, dieser Weg ist noch frei.“

Bestürzt stand die greise Aristokratin, dann gefaßt und mit bebender Stimme: „Marschall Schinkern, Pater patriae nennt man Euch. Aber auch die Nachwelt hat eine Stimme, und ich höre sie: Er war der Henker von Jülich!“

Gebogenes Hauptes ging sie. Finstere Gewalten tobten in den Blicken, die er ihr nachsendete:

„Frau,“ murmelte er, „ich herrsche auch für meinen Nachruhm. Stört meine Pläne nicht.“

Der Kanzler wandte sich mißbilligend ab: „Man sollte einer Unglücklichen ihre letzten Freunde nit nehmen.“

„Ei ja, es herbstet um die Herzogin, Kanzler, und ihre Freunde fallen wie Blätter.“

Er trat aus dem Hallengang und zurück zu dem Appartements des Prinzen. Sein Späherblick erhaschte Karl Sakai, der erschrocken auf der halben Wendeltreppe stehen blieb und die Mönchskappe des Junkers zu verbergen suchte. Just diese Mönchskappe griff der Marschall auf, warf sie Katterbach zu.

„Hängt den Kämmerling in Daumschrauben, vielleicht kann er uns dann sagen, wer in dem Zeugß steckt hat.“

Karl Sakai brüllte auf, da hatte ihn Katterbach schon die Wendeltreppe hinabgeschoben.

„Wir suchen Zeugen, Kanzler,“ sagte der Marschall diesem auf seine ehrliche Entrüstung.

„So sag ich Euch: bis hierher, nit weiter! Hofmarschall, ich bin Euch gefolgt in allen Dingen, die ich noch, wenn auch schwer, zum endlichen Frieden unseres Lands erkannt habe. Jetzt kann ich nit mehr mit.“

„Ja, Ihr seid müde, Kanzler, geht ausruhen.“

„Marschall! Ist das mein verdienter Lohn?“

Und eifrig der Marschall: „Ihr habt nichts verdient. Ihr seid stets hinter dem Marschall Schinkern hergegangen, so glaubte man bisweilen, Ihr wärt der Genker. Das ist alles.“

Gebrochen wandte sich der alte Mann ab: „Nun

weiß ich's: es ist mein verdienter Lohn. Ich gehe, ihr Herren, nein, ich fliehe, um das Ende dieses Tags nit zu sehen."

An ihm vorüber hallte der dröhnende Schritt des Marschalls. Im Prinzen-Vorzimmer stand er still. Offenbroich öffnete. Verstorben und leer lagen die Räume, darin einst die irren Schreie des Tobsüchtigen verhallten. An den Fenstern noch die eisernen Gitter, die Türen eisenschlagen.

Offenbroich fing den Blick des Marschalls auf.

„Die Wache?“

„Hauptmann Katterbach.“

„Wählt einen ehrlichen Namen.“

„Wer gilt für neutral?“

„Wessel von Knippenberg.“

„Gut.“

Sein Befehl berief Landhofmeister Bongart, den provisorischen Bizetkanzler, Knippenberg und den Amtmann Rolshausen.

„Ich erwarte die Herzogin,“ sprach er.

Stumm wie die Schergen des Todes standen sie und harrten. Im Vorzimmer das Klauschen von Frauengewändern. Die Kammerfrauen blieben im Vorzimmer zurück. Die Herzogin trat ein, in schwerer, schwarzer Samtrobe, den weißen Nacken von Perlen umschlungen. Die Herren verharrten, bis sie in die Mitte des Gemaches trat, in stummer Verbeugung, nur der Marschall richtete sich schnell auf, stand da, wie ein prähistorisches Denkmal. Ein leises Zittern durchschauerte die Herzogin. Aber stand wie eine Statue der Entschlossenheit.

Der Marschall begann: „Jakobe von Baden, im



Namen und Auftrage des Landes, das Ihr in Aufruhr und Wirren gestürzt, diffamiert habt durch sträflichen Lebenswandel, wie je länger je mehr publica vox et fama, habe ich mich zum Sprecher bei Kaiserlicher Majestät gemacht. Kaiserliche Majestät hat unserer Anklage Gehör gegeben, der Prozeß gegen Euch ist eingeleitet, und die kaiserlichen commissarii sein unterwegs. Er hielt inne. Die Herzogin gab ein Zeichen, sprechen zu wollen:

„Landhofmeister Bongart, wer führt augenblicks die Polizeigewalt?“

„In diesem Fall Wessel von Knippenberg.“

„Knippenberg, so verlange ich, Marschall Schinkern, die Baust abzunehmen, daß er nicht aus der Stadt entweicht, eh das Gericht zu End.“ Mit erhöhter Stimme: „Denn auch ihn habe ich beim Kaiser anzuklagen!“

Ein grauenhaftes Lächeln grub sich um seinen Mund:

„Sorgt nicht, ich werde da sein.“

Der Herzogin Blick richtete sich auf Bongart.

„Ist die Landmannschaft einig, ganz einig darin, mit den Prozeß zu machen?“

„Einig, ganz einig in dem: Schuld oder Unschuld der Herzogin an den Tag zu bringen.“

„Neunzig Anklagepunkte sind gestellt, so gönne man mir Ruhe und Zeit, auch meine neunzig defensionales den commissarii vorzubringen.“

„Ruhe und Zeit?“ fiel ihr der Marschall ins Wort. „Draußen ist die Furie des Kriegs, und langsame Tage werden niedergestampft.“

„Zielt die Eile nur auf die Herzogin? Jahre brauchte die Prinzessin, die Beschuldigungen gegen mich

zusammenzutragen. Ich fordere nicht einmal die halbe Zeitdauer.“

„Das ist nicht vorgesehen, kann nicht bewilligt werden.“

„Wer führt meine Sache vor Gericht?“

„Kein Besserer als Ihr selber.“

„Aus dem Spott höre ich nur die Weigerung —.“

„Sehr übel gedacht. Wir suchten einen Anwalt für Euch, doch ließ sich keiner finden.“

„So fordere ich, daß man nach Kurcöln um einen Anwalt für mich sende.“

„Auch diese Forderung kann von den Ereignissen überholt werden. Die kaiserlichen Commissarien sind unterwegs.“

Die schwere Türe flog auf, Offenbroich trat ein und schnell zum Marschall.

„Die Kaiserlichen sprengen soeben in die Residenz ein.“

„Ihr Herren, wollt den Kaiserlichen den Salut bringen.“

Degenklirrend verließen sie das Gemach. Der stolze Unmut funkelte im Gesichte der Herzogin. Weiß man nicht mehr, daß ihr der Vortritt gebührt? Da sie das Gemach verlassen wollte, schob sich der Marschall in seiner breiten Größe vor.

„Frau Herzogin, es wäre mir unlieb, Euch wieder hieher bitten zu müssen — so mögt nur hiebleiben.“

Wie in einer fürchterlichen Kombination seiner Worte streifte ihr Blick die drohend vergitterten Fenster. Das Herz stand ihr still. Eine Erstarrung fiel über sie.

„Marschall —!“ Und der heftige Atem erstickte ihre Worte.

Er nickte.

„Frau Herzogin ist meine Gefangene.“

Und da er dies sagte, quoll eine erschütternde Freude in ihm auf, eine Freude, so stark und mächtig, wie sie der Besitz des Köstlichen auf der Welt auslöst. Abgesperrt von allen, die sie liebten, die sie liebte. Gefangen in seiner Hand. Er besaß sie. Er allein. Sie hatte ihm widerstanden. Er tötete sie. Und hätte sie ihm nicht widerstanden — er tötete sie. Wenn er sie geliebt hätte —. Vielleicht hat er sie geliebt —

In zuckender Entschlossenheit sahen sich beide an. Ihre Gesichter waren Masken. Die verzerrte Seele glutete heraus.

Da ging er.

Man ließ ihre Frauen ein. Unter Knippenbergs Kommando zog die Wache vor der Türe und unter den Fenstern auf.

In den schnellen Schritt des Marschalls warf sich der Narr. Doch wies ihn Offenbroich aus dem Vorzimmer.

„Ist ein ebenfogroßer Narr als Hund und macht sich an den Menschen mit Narrheit bezahlt.“

Der Narr rutschte zu den Füßen des Marschalls: „Herr, es ist so viel traurig als unanständig, wenn das Vieh sich erinnert, daß man es Mensch schimpft, denn man zwingt es dann, sich vom Bauche zu erheben und auf dem Schwanze zu stehen, was ohne Beinkleider nicht schicklich ist. Verzeiht, bin ich ein Mistkäfer, daß ich frei umherlaufen darf? Sperrt mich ein, Herr, denn ich muß aus der Luft,“ kroch an die verriegelte Türe.

Hinter der breiten Stirne des Marschalls schien die große Maschinerie seiner Gedanken blitzhaft stille zu stehen

und eine Empfindung durchschlüpfen zu lassen, über die er nicht Rechenschaft geben wollte. Er winkte stumm, den Narren einzulassen.

Als der Narr einschlüpfte, waren die Frauen der Herzogin um sie. Gerhardgen weinte.

„Gute Fraue,“ rief er. „Du bist alt und hast noch weiße Zähne, das ist eine Frechheit in deinem Munde.“ Drängte sie weg und schlich flüsternd zur Herzogin: „Euer Schwager, Landgraf Leuchtenberg, kam in Düsseldorf angeritten, aber man hat ihn nit zu Euch wollen lassen. Jetzt will er sich an den Cäsar wenden und wiederkommen mit Euerer durchlauchten Schwester. Fast einen Gedanken der Hoffnung, Herzogin.“

Und an diese helle, starke Zuversicht klammerte sie sich wieder. Sie empfing die Commissarien mit einer stolzen Sicherheit. Die Herren hatten Eile. Sie mußten für die Pfingstmesse in Wien zurück sein. Die Untersuchung begann in der Gefangenschaft Jakobens. Als auch der Sessel für die Prinzessin aufgestellt wurde, wollte die Herzogin Einwand erheben, doch schwieg sie und sah über die schlüpfende Gestalt hinweg, die mit blassem zuckendem Gesichte, die Hände im Schoß gefaltet, im Sessel Platz nahm.

Die Kommission unter dem Vorsitz der Kaiserlichen bestand aus einigen Räten, darunter Pallant. Prinz Buchau begann nach der Vereidigung mit der Verlesung der Anklage. Es waren die ungeheuerlichsten Angriffe und Verdächtigungen, niedergeschrieben von der wutzitternden Hand einer aufgestachelten Frau. Die Herzogin wollte sprechen — man las weiter. Da verschaffte Pallant ihr Gehör.

„Weil wir eine gerechte Sach führen, deren Handschrift dermaleinst die Weltgeschichte nachprüfen wird, so wünsche

ich, daß in die Akten eingefügt sei: Das Verhör wurde einstweilig ohne Anwalt für die Herzogin geführt.“

Dem fügte die Herzogin bei: „Ich setze meine Hoffnung auf Cöln und erwarte, daß Seine Liebden entweder selbst herkommen oder einen Anwalt entsenden.“

Monoton floß die Anklage weiter, beginnend mit Jakobens Verlöbniß mit dem Grafen Manderscheid, in ausspionierten Kleinlichkeiten bis zur Anklage des Ehebruchs und schließend mit der stets sich wiederholenden Formel:

„Was ich solches selbstn sehen und Achtung druff geben müssen, um solche Schmach von dem fürstlich Haus Jülich abzuhalten.“

Da bäumte sich der gebietende Stolz der Herrscherin auf:

„Ich bin nicht von einem Stein entsprossen, sondern aus den Häusern Baden und Bayern, und man soll bedenken, daß auch diese vor die Schranken des Gerichts gerufen sind.“

„Mit nichts,“ lehnte der wortführende Prinz ab, „dieser Articul der Anklage trifft lediglich die Person. Briefe, schwer belastend für die — Heimlichkeiten einer Fürstin —.“

Und sie schnell: „Man lege die Briefe vor.“

„Laßt mich mit der Anklage zu Ende kommen.“

„Die Briefe, Prinz!“

„Dann zwingt man mich, über diesen Punkt der Anklage sogleich das Zeugenverhör zu eröffnen.“

Pallant erhob sich: „Wenn so, dann muß ich nach Recht und auf meine conscience feststellen, daß die Adhibierung eines in Brot und Diensten des Fräulein Sybillen stehenden Notars bei den Verhören, wodurch Aussagen der

Zeugen den andern, noch nicht gehörten, mitgeteilt werden können, unstatthaft ist.“

„Ich verweise auf den Amtseid des Notars,“ klang des Marschalls Stimme. Da behielt sich der Prinz das Zeugenverhör auf später vor, las in der Anklage weiter.

„Ich klage die Herzogin an, ihr Vaterland verraten und gemeinschaftliche Sache mit den Räkern gemacht zu haben.“

Nun sprang die Herzogin auf: „Prinzessin, das lügst Du Gott ins Angesicht!“ Trat vor und legte die Hand auf das Kreuz auf dem Tische: „Ich schwur es und schwöre noch, daß ich in meinem Glauben leben und sterben will.“

„Worte, die wir oft von Euch gehört haben,“ wandte achselzuckend der Prinz ein, „wer kann ergründen, ob nicht anders gefinnt das Herz?“

Schnell erhob sich der Marschall: „In diesem Falle zeuge ich für die Herzogin.“ Mit ungläubigem Erstaunen hingen die Blicke aller starr an ihm. Er faltete ein Schreiben auseinander:

„Hier, was die Herzogin dem Speierer Domherrn Metternich in die Hand gab, die feierlichste Versicherung, ihrer Berufung treu zu bleiben und die Räkter auszurotten, die Jesuiten auch an die Schule zu Emmerich zu bringen. — Ich geb's zu Händen Ritter Pallants.“

„Lest, Pallant,“ sagte die Herzogin ruhig, „ich will nicht davon sprechen, daß es ein Notischreiben ist, das man mir erpreßte, ich sage nur: lest und erwägt, ob nicht die Zustände dieses von Stunde zu Stunde geworfenen Landes so sind, daß ein rascher Wechsel, zwar nicht der Gesinnung, so doch der Handlungsweise geboten erschien. Wir sind immer Menschen unserer Zeit.“

Nach Pallant hin wiederholte der Marschall: „Zwar nicht der Gesinnung, bloß der Handlungsweise.“

Stumm legte darauf Pallant das Schreiben auf den Tisch zurück. Erwartungsvoll sah ihn die Herzogin an, da wandte er sich eisig ab. Dunkel rann es ihr vor die Augen, wie in einem Schwächeanfall tastete sie sich an ihren Platz zurück, niemand sprang ihr bei.

Mit niedergeschlagenen Augen hatte Sybilla gefessen, nun sah sie auf, mit stummjauchzender Genugtuung. Siehe da die arme Sünderin! Aber ihr Fall war noch nicht tief genug, sie mußte zertreten liegen an der Fußsohle Gottes.

Mit einer Regung des Mitleids fragte der Prinz: „Kann die Herzogin die weitere Anklage hören?“

Sie richtete sich auf, ihre Hände umkrampften die Lehne. Sie nickte stumm.

Nun erfolgte das, was nach dem Bibelwort unter Christen nicht einmal genannt werden soll: Eindeutig herausgesprochene Intimitäten der Mitternacht. Männer fühlten die Schamröthe heraufgepeitscht, aber eine heiligmäßige Jungfrau hatte es in wilberotischer Phantasie niedergeschrieben.

Wie unter einem Steinhagel saß die Herzogin, zusammenbrechend, mit der Verzweiflung letzter Kraft wieder sich aufrichtend — und wiederum: nieder mit ihr! Man schleppte Zeugen herein, Karl Laka mit zerschundenen ausgegrenkten Gliedern. Er hatte unter Tortur das Ungeheuerlichste ausgesagt. Aber nun unter den Augen der Domina schrie er wie ein Besessener los, sagte, der Teufel sei bei ihm im Gefängnisse gewesen und habe ihm alle Bosheiten eingeflüstert, er wisse nichts gegen die Domina, er wisse nur, was ihm die Prinzessin gesagt habe.

Daran klammerte sich die Herzogin.

„Ihr Herren, das tat eine Prinzessin!“

„Wer ist hier Angeklagte?“ zischte Sybilla mit verkniffenen Lippen, „Ihr oder ich?“

„Ihr, Sybilla, Ihr!“

„Führt die Herzogin die Verhandlung?“

Da stand der Marschall auf: „Daß der Herzogin gerade dieser Zeuge peinlich ist, fühlen wir ihr nach. Erledigt er doch den entscheidendsten und Hauptpunkt der Anklage.“ Sekundenlang hielt er inne. Nun schob er das Gesicht wie eine Kulisse: „Erwiesen ist, daß Frau Jakobete dem Gatten, der nach ihr verlangte, den in ihre Kleider verummten Kämmerling zugeschießt hat, dagegen sträflichen Umgangs mit Junker von Hall überführet ist. So klage ich sie denn im Namen des Volkes, dem sie den Erben nicht geschenkt hat, an, sich ihrer ehelichen Pflicht entzogen und somit ihren historischen Beruf nicht erfüllt zu haben! Das Wohl der vereinigten Herzogtümer erheischt deshalb Auflösung dieser unfruchtbaren Ehe und Wiedervermählung des Erbprinzen!“

Die Hände um die Sessellehne gekrampft, so daß das Zittern und Schütteln ihres Körpers in den Sessel überlief, richtete sich die Herzogin auf, ihre Augen lohten den Triumph der Sinkenden.

„Marschall Schinkern! Hier ist das Ende Euerer fürchterlichen Macht! Die Kirche heiligt mein Recht. Diese Ehe ist nach katholischem Ritus geschlossen und daher keine Scheidung möglich, so lange ich lebe.“

„So werden wir den Papst veranlassen, einen Präzedenzfall zu schaffen.“

„Das kann und darf Sr. Heiligkeit nicht!“



Da bröhnte des Marschalls Gewalthaberstimme:

„Er kann, was er will!“

„Der Prinz ist krank, unheilbar dem Wahnsinn —“

„Der Prinz ist genesen!“

„Gott! Gott! Bleibt die Ritterschaft des Landes stumm?“

Hilflos schwankte die Herzogin auf den Richtertisch zu, die gerungenen Hände gegen Pallant, Bongart, den Prinzen erhebend.

Stumm wandten sich alle von ihr ab.

Da wankte sie vor den Marschall, warf die Arme in wahnsinnigen Triumph hoch, schrie:

„Ich lebe noch, Marschall, ich lebe noch!“

Und brach zusammen, stumm, wie niedergeschmettert.

Der Prinz brach die Verhandlung ab. In fliehender Eile verließen die Ritter das Gemach. Nur Sybilla stand bei der hingestreckten Herzogin still. Ihre Blicke fielen aus halbgeschlossenen Augen. In einem kurzen harten Auflachen erstickten ihre Worte.

„Die erste Dame des Hofes!“

Ging bis zur Türe und sagte der Wache: „Man hole ihre Frauen.“

In lautem Weinen waren die Kammerfrauen um die Herzogin, knieten bei ihr, hoben ihren Kopf.

„Der kalt Schweiß uff der Stirn,“ schluchzte Gerhardgen, „nimm dein seiden Halstuchel und wisch ab, Metzgen, nimm das Best von dir, denn von ihr hast du's, — und gedankt hat's ihr keiner, auch dein Mann nit; nu, will nit davon reden, hie ist jetzt Leids genug.“

Mit starren Augen sah die Herzogin nach ihnen, sah um sich, ihre Blicke suchten.

„Wir find's, Fürstin —“

Die Herzogin versuchte eine Handbewegung nach der Türe zu machen, doch fiel ihr schlaff der Arm.

„Zur Kapelle —!“ wirrte ihr Hauch.

Auf die Frauen gestützt, richtete sie sich auf. Die Wache öffnete. Zwischen ihren Frauen wankte die Herzogin hinaus.

Ehe die Türe sich hinter ihr schloß, schlüpfte der Narr ein, schnell auf den Tisch zu, wühlte in der Mappe.

Die gefälschten Briefe und Dokumente —. Wo —? Hah, hier! Diese Dokumente, hinübergerettet in die Nachwelt, werden wie ein Fanal leuchten überm Satyrspiel in diesem Schwanenschloß.

Er steckte sie in den Brustlaß seines Narrenkleides und schlüpfte davon.

Noch hatte die Wache nicht abgeriegelt, als der Haushofmeister eiligst Einlaß forderte, und im Hintergrunde des Ganges tauchte die wuchtige Gestalt des Marschalls auf. Da dieser eintrat, stand der Haushofmeister mit allen Zeichen des Schreckens an der Mappe.

„Ich sah, daß der Prinz die Briefe wieder in die Mappe zurücklegte, jetzt sind sie verschwunden, und wenn wahrscheinlich sie nit der Teufel geholt hat —“

Der Marschall winkte ihm ab: „Auch diese Dinge sind nun nichtig geworden und rechnen nicht mehr mit. Offenbroich, wir stehen vor dem Ende!“

„Vor dem Anfang des Endes, ja. Der Kaiser wird diesen Prozeß nie zu Ende bringen lassen. Die Kaiserlichen reifen mit halber Arbeit ab, man wird sich damit begnügen, zeitlebens eine Herzogin gefangen zu halten und gute Renten beziehen zu lassen. So lange sie lebt, sind wir bedroht.“

Er wartete. Der Marschall mußte antworten.

„Wie sagte die Herzogin?“ fragte da dumpf und leise der Marschall. „Ich lebe noch!“

Die starren, unerbittlichen Blicke beider trafen ineinander. Lange . . .

Dann sprach der Marschall in grauenvoller Ruhe:

„La mort sans phrases!“

„Wann?“

„In dieser Nacht noch.“

„Und wer —?“

Da brach die jähe Stille wie ein Spalt in der Erde auf.

„— — Ich!“

Und beide verschwanden eiligst.

Die Wache hielt die Türe weit auf. Man sah aus der Tiefe des Ganges die Herzogin langsam mit ihren Frauen zurückkehren.

Der Narr schlich zu ihr, sein Flüstern schlug an ihr Gesicht:

„Euer Schwager und Schwester seind mit zwölf Reitern in Düsseldorf eingeritten. Mit List oder Gewalt werd's der Herr Schwager versuchen zu Euch einzudringen. Haltet Euch gefaßt.“ Sprang vor ihr her mit der Britsche schlagend: „Hupp Landarabei!“ kreiste toll um die Wache:

„Ich bin der Narr von Düsseldorf —  
un wär ichs nit von Düsseldorf  
so anderswo  
kafirako.

Denn nig ist in der Welt so dumm,  
es findet Pipapublikum.“

Und schnaufte seinen Atem aus und stand ernsthaft vor den langen düstern Kerlen: „Oh du, gepanzert Mannsbild, der Doktor kommt zur Herzogin. Laß ihn ein.“

„Wann der Kommandant die permission —.“

„Ei du Eisenkonstruktion mit gefülltem Gedärm, weißt nit, daß auch der Doktor bei uns eingeschlossen ist in carcere et miseria. Wart, du luftleerer Raum, der du eine Schweinsblase im Hirn hast, der Kommandant werd dir die mores blasen, daß deine gestorbenste Schwiegermutter wieder's Wein hebt.“

Und während er so sprach, war ein Mann im Doktoraltar und Kappe hinter der Herzogin eingetreten, und der Narr schlug hinter ihnen die Türe zu. Der Mann schob die Kappe zurück. Landgraf Leuchtenberg stand vor der Herzogin.

„Zu Euerer Rettung, Schwester. Ihr müßt fliehen, ohn Verzug. Werft diesen Mantel über, die Kappe. Noch ist die Verwirrung im Schloß, und der Doktor kann Euch an den Rhein bringen. Fährleute warten, treue Zülicher —“

Und dringend der Narr: „Ohne Besinnen, verlaßt ein Land, das Euch keinen Dank weiß, das zu Euerm Gefängnis werd.“

„Nit sinnen, nit zaudern, Fürstin,“ flehten die Frauen.

Da sahen sie, wie in milder Hoheit die Herzogin stand. Etwas war von ihr abgestreift — sie wußten und sahen es nicht, aber sie fühlten es.

Die Herzogin sagte: „Wenn ich schuldig bin und fliehe bis ans Ende der Welt, kann ich doch vor mir selber nicht fliehen und Ruh finden. Bin ich aber unschuldig, warum denn fliehen und den Schein der Schuld auf mich laden vor

dem Volke und der Geschichte. Ihr seht, ich kann nicht fliehen.“

„Nicht gerechte Richter sprechen Urteil über Euch, sondern an das spanische Interesse verkaufte Kreaturen. Ob Schuld oder Nichtschuld — Ihr müßt aus dem Weg geräumt werden, Schwester.“

Ein letztes Flammen ihres Stolzes: „Eine Herzogin läßt man nicht verschwinden wie ein Röhlerweib.“

Der Narr, der an der Türe horchte, winkte:

„Beilt Euch, draußen scheint's mir nit geheuer.“

Auch Gerhardgen beschwor sie: „Gott gepriesen, wann wir können ein so undankbar Land verlassen. Ihr habt gelitten, weiß Gott! Es ist alles bezahlt — alles.“

Und wieder der Landgraf: „Auch nit die Tränen Eurer Schwester rühren Euch? Sie wartet —“

Eine stumme Weile heftigen innern Ringens, dann sagte sie in milder, doch fester Entschlossenheit: „Ich habe von der Welt genug. — Ich habe mir nun eine gute Sache erkämpft. Macht mir's nicht schwer. — Ich sehe die Dinge jetzt anders, viel anders. — Ich darf nicht fliehen.“ Und mit leiser inniger Feierlichkeit: „Das — — könnt Ihr nicht verstehen.“

„Euer letzter Entschluß?“ fragte erschüttert der Landgraf.

„Verzeiht mir.“ Sie umarmte ihn: „Das für die Schwester.“

Das Schloß rasselte, die Türe flog auf. Der Haushofmeister mit Knippenberg und zwei Soldaten erschien, trat schnell auf den Landgrafen zu.

„Im Namen des Marschalls — Ihr seid gefangen.“

„Gefangen, ich?“ Er lachte auf. „Bin ein freier

Fürst, könnt nit mit mir umspringen wie mit einem Haibuck.“

„Folgt mir, Ihr könnt das mit dem Marschalk abmachen.“

„Ich folg keinem Haushofmeister. Der Haushofmeister folgt mir.“

Winkte noch der Herzogin zu und ging, die Hand am Degen, hinaus. Ihm wollte der Narr folgen, da packte ihn der Haushofmeister — hörte die Papiere an seiner Brust rascheln, stuzte, lächelte dann hämisch.

„Knippenberg, der Mann hie hat eine Sehnsucht in den Turm zurück.“

Zurück in den Turm? Auf ewig stumm machen? Der Narr sprang ans Fenster. Hinausrufen wollte er's ins Land, und wenn nur einer es hörte und seine Stimme erhob — — nur einer —

„Die Briefe sind gefälscht! Die Hand der Herzogin nachgemalt. Falsche Dokumente —“

Da riß ihn Knippenberg vom Fenster weg, und da man ihn fortschleppte, rief er zur Herzogin zurück:

„Lebt wohl! Die Vorsehung ist an mir zum Narren worden. Sie ist mir auf eine Frage die Antwort schuldig geblieben: Ist Gott zu Hause?“

Hinter ihm schlug schwer die Türe ins Schloß.

Die Herzogin stand stumm, als wäre sie keiner Erschütterung mehr fähig. Ihre Blicke gingen nach innen.

Sie setzte sich auf den Schemel vor dem Kofen nieder. Ihre Frauen horchten hin, was sie in leiser Innigkeit sprach:

„Mir ist nun sehr wohl —“

Sie streckte die Hände nach ihren Frauen aus, zog diese zu sich her.

„Ihr Lieben, ich will früh zur Ruhe —“

Rnippenberg trat ein, gefolgt von einem Diener, der den Abendimbiß trug.

„Noch einen guten rheinischen Trunk, Frau Herzogin. — Doch erlaubt, ich will kosten.“

Sie griff anfänglich verlangend nach dem Weinbecher, zögerte, nahm ihn dann doch entschlossen.

„Ich trinke, Rnippenberg. Meine Zuversicht ist größer als meine Furcht.“ Sie trank. „Das übrige nehmt zurück.“

„Es ist Befehl, daß die Frauen zur Nacht in die Schwanenzimmer zurückgahn.“

„So weit? — Doch wie Ihr wollt. Sie werden mir zur Ruhe helfen und sind entlassen.“

„Noch einen Wunsch zur Nacht?“

„Ich habe große Sehnsucht allein zu sein.“

Da winkte er dem Diener und ging.

Die Herzogin stand und sah ihm nach, bis die Thür rasselnd sich hinter ihm schloß.

Als spräche sie in eine unsichtbare Ferne, so hörte man dann ihre leisen starken Worte:

„Ich fühle es an meiner großen Zuversicht, daß es recht war, so wie ich's tat.“

Die Frauen sahen sie an. Ein Strahl mutiger Freude verklärte ihr Gesicht. War diese Frau nicht zu beugen?

Sie lösten ihr die seidene Fülle des prächtigen Haares und wuschen es mit duftenden Essenzen. Die Herzogin streckte den Arm aus.

„Hast mir die Laute mitbracht, Metgen?“

Man legte sie ihr in den Arm. Sie sah mit innigem Vertrauen darauf nieder. Ihr Flüstern war schon wie ein Lied:

„Es ist wahrhaftig etwas in mir, das ausklingen muß . . .“

Die Frauen sahen sich an.

„Herzogin Freude,“ lispelten sie und erschrakten.

Dann stand die Herzogin auf, temperamentvoll in ihrem schwebenden Gang, und auf den Bettalkoven zu. Die Frauen schoben den blutroten Vorhang zurück.

Dann spreiteten sie seidene Decken über sie. Und legten ihr die Laute in die schlanken Hände.

Und gingen und hörten noch schwerinbrünstige Hymnen. . . .

Der Wächter blies von der Turmgalerie die Nacht an. Da ward dumpfe Stille. —

Inmitten der Nacht war das. Ein kurzes Knacken an der Türe. Horch! — Eine Gestalt in schwarzem Kapuzenmantel schob sich herein. Ein Kolossal Schatten, der sich an dem dunkeln Getäfel der Wände entlang drückte — Leise — leise — Verschwunden in den Tiefschatten des Gemaches — jetzt am Alkoven — dort! steht steil, stumm lauernd — die düstere Silhouette auf dem Vorhang — Stille, ganz tote Stille. — Dann rauscht der Vorhang zurück. — Jäh auf fallen die Augen der Herzogin. — Starrt in das Gesicht Marshall Schinkerns. — Da hat er schon mit einem Ruck das Kissen unter ihrem Kopfe herausgerissen, wirft es auf ihr Gesicht, auf die heißstarrten Augen. Und darunter wühlen sich seine Hände ein. — — Man hörte keinen Schrei —

Dann stand er und atmete nicht. Die Hand lag noch gekrampft auf dem Kissen — Er! — Er allein wollte das



Strafgericht vollziehen. Und dann wenn niemand ihn sah — auch ihre Augen nicht mehr — in diesem gräßlichen Tete-à-tete die Maske fallen lassen — den dämonischen Haß zeigen, mit dem zwei Starke lieben. — In diesem gräßlichen Tete-à-tete —

Er riß das Rissen zurück — — fiel an die Wand wie ein Toter. — O Gott! So hatte er das Kunstwerk der Natur verunstaltet!

Draußen kam's Klirrklarr näher, eisenbewehrte Schritte. Die Türe flog auf, Fackelschein.

Inmitten des Gemaches stand noch Marschall Schinfern wie ein erzernes Standbild.

Knippenberg trat hastig zu ihm, starrte ihn mit grauenvoll ahnenden Blicken an:

„Kurier vom Kurfürsten von Cöln.“

Der drängte schon herein, schnarrte die Meldung:

„Seine Kurfürstlichen Gnaden lassen dringend er suchen, nichts gegen Herzogin Jakobe tätzlich zu attendieren, eh Kaiserliche Majestät gesprochen.“

Da sprach der Marschall: „Meldet dem Kurfürsten, die Herzogin ist in einer Schwäche verstorben.“ Und zu Knippenberg: „Nehmt Protokoll von diesem Vorgang.“

Dumpf verhallen ihre Schritte.

Ein Mann im Dokortalar schwankte in den Türeingang. Sein schlohweißes Haar sträubte sich am Kopfe. Er trat an den Alkoven, krampfte sich an den Vorhang fest. Weinte wie ein Kind.

„Wie auch die Dinge sein mögen — beim Himmel! sie war bessern Schicksals würdig.“

Im Burghof rasselten die Trommeln.

An das Hoflager zu Hambach wurde die Totenmeldung gegeben:

„Unfern freundlichen Gruß und Dienst zuvor.

Den edlen ehrenfesten besonders guten Freunden möchten wir nit verhalten, daß diesen Morgen umb die achte Stund die Hofdiener allhier bei der Kanzlei angezeigt, daß die Markgrävinne Jakobe durch ihre Leut tot im Bett funden —“

An den Kaiser erging die Anzeige: Romanorum Imperatori! Allergnädigster Herr! — und dies sei nun geschehen, ganz unversehender Sachen sei die Herzogin im Bett tot befunden worden, derselben der allmächtige Gott und an jenem Tage dem Leib eine fröhliche Auferstehung mit allen Christgläubigen verleihen wolle. Daneben daß der Wundarzt, welcher den Körper fürstlichen Brauchs nach balsamiert, die Relation getan, daß die Lunge mißfarben befunden und sonst inwendig kein Mangel, immassen gänzlich dafür zu halten, es werde der allmächtige Gott durch ein zugeschiedtes Accident sein göttlich Willen mit Jh. F. G. geschafft haben.

Am 10. September 1597 wurde Herzogin Jakobe in der Kreuzbrüderkirche ohne weiteres Gepränge beigesezt.

Es weinte niemand an ihrer Gruft.

---

In Düsseldorf sprang ein Gerücht auf, man las es in Pasquillen und gefährlichen Epigrammen: Henker Schinfern! Die Herzogin unschuldig ermordet! Und die zu spät erwachte Liebe des Volkes schrie in Schmerz und Empörung.

Auf diesen Ansturm lag Schinfern's Antwort bereit. Es wurde bekannt gegeben, die Herzogin sei auf Befehl des Kaisers in den Schwanzzimmern enthauptet worden.

Stumm ward das ängstlich Volk, und sein Flüstern  
wehte am Herdfeuer: — Um Mitternacht soll's sein —  
da wandelt die weiße Frau um und trägt ihr abgeschlagen  
Haupt mit güldenwallendem Haar in der Hand —

---

# Romane und Novellen

von

## C. Viebig

---

### Kinder der Eifel / Novellen

12. Auflage. Preis geb. M. 3.50; geb. M. 5.—

In diesem Werke der bisher unbekanntten Schriftstellerin offenbart sich ein siegreiches Talent, an dem nicht nur die Reife der Lebensanschauung, sondern auch die geschlossene Lebendigkeit der Darstellungskunst überrascht. Das Eifelgebirge und die aparte Natur seiner Bewohner sind mit erstaunlicher Kraft gezeichnet, und das Buch gewinnt dadurch jenen herben Erdgeruch, welcher den meisten Werken moderner Autoren fehlt.

(Internationale Literaturberichte.)

### Rheinlandstöchter / Roman

18. Auflage. Preis geb. M. 6.—; geb. M. 7.50

Realismus in der Wahrhaftigkeit der Darstellung, Idealismus in der Besinnung und Denkweise.

(St. Petersburger Zeitung.)

### Dilettanten des Lebens / Roman

5. Auflage. Preis geb. M. 3.50; geb. M. 5.—

Mit ergreifender Wahrheit malt uns Clara Viebig den Verlauf eines tragischen Geschicks, und sie entfaltet eine bedeutende Kraft und lebensvolle Anschaulichkeit.

(Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

### Vor Tau und Tag / Novellen

5. Auflage. Preis geb. M. 3.—; geb. M. 4.50

Eine überreiche Skala von Stimmungstönen steht der Verfasserin zur Verfügung, und sie macht ausgiebigsten Gebrauch davon.

(Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung.)

## Es lebe die Kunst / Roman

5. Auflage. Preis geb. M. 6.—; geb. M. 7.50

Was dem Roman einen starken Wert verleiht, ist zuerst sein typischer Gehalt: Er hat den Wert eines Kulturdokuments.

(Die Nation.)

## Das Weiberdorf / Roman aus der Eifel

27. Auflage. Preis geb. M. 3.50; geb. M. 5.—

Ein Werk, wie es in der Frauenliteratur in gleicher Wucht noch nicht geschrieben worden ist.

(Tägliche Rundschau.)

## Das tägliche Brot / Roman (Volksausgabe)

21. Auflage. Preis geb. M. 3.—; geb. M. 4.—

Das tägliche Brot ist eine der bedeutendsten sozialen Dichtungen unserer Zeit.

(Dreslauer Zeitung.)

## Die Rosenfranzjunker / Novellen

8. Auflage. Preis geb. M. 3.—; geb. M. 4.50

Herzberührend, voll mahnender Anregung sind diese Erzählungen alle, kurz angeschlagene Töne, die lange noch nachklingen in wehmütiger Trauer.

(Berliner Börsen-Courier.)

## Die Wacht am Rhein / Roman

25. Auflage. Preis geb. M. 6.—; geb. M. 7.50

Es ist ein Buch für das deutsche Volk im höchsten und besten Sinne, ein Buch, das in keinem deutschen Hause fehlen sollte, ein deutscher Roman, wie wir ihn brauchen.

(Der Tag.)

## Vom Müller-Hannes / Eine Geschichte aus der Eifel

13. Auflage. Preis geb. M. 3.50; geb. M. 5.—

Möchten recht viele den herben Eifelwind einatmen, der durch die Geschichte vom Müller-Hannes weht; er ist erfrischend und gesund.

(Rheinisch-Westfälische Zeitung.)

## Das schlafende Heer / Roman

28. Auflage. Preis geb. M. 6.—; geb. M. 7.50

Es findet sich unter den deutschen Romanbüchern der Gegenwart wohl kaum einer, der mit dieser ungewöhnlichen Kraft der Darstellung noch so viel Anmut und Schönheit verbände.

(Neue Hamburger Zeitung.)

## Naturgewalten / Neue Geschichten aus der Eifel

12. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Ein herrliches Buch, die „Naturgewalten“! Ein Buch voll wuchtiger Kraft, ein Buch — voll Schönheit. (Österreichische Rundschau.)

## Einer Mutter Sohn / Roman

27. Auflage. Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.—

Einer Mutter Sohn ist eine bange Schmerzensklage, ein zitternder Angstruf aus krankem Herzen, die ergreifende Bitte einer irre gegangenen Seele. (Frankfurter Zeitung.)

## Absolvo te! / Roman

18. Auflage. Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.—

Das ist ein Roman wie ein Sturm. Ein Föhn der Leidenschaft setzt gleich im Anfang ein und braust mit nie ermüdendem heißem Atem bis zum Schluß. (Berner Bund.)

## Das Kreuz im Bann / Roman

18. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Das Bann ist der eigentliche Held des Romanes, und aus dem Blüten der Heide, und der dörrenden Glut der Julisonne, aus dem Brausen des Schneesturms klingt eine Stimme, eindringlicher als Menschenwort, erlaucht von einer feinhörigen, überzeugten Kunst. (Berliner Tageblatt.)

## Die heilige Einfalt / Novellen

12. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Diese lautere Glut in einer Zeit, schlapp und bekenntnisfeig wie unsere, sie erzwingt sich Achtung und Bewunderung. (Die Zeit, Wien.)

## Die vor den Toren / Roman

16.—21. Tausend. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Ein groß angelegtes und glänzend durchgeführtes Kulturgemälde, das von einer Fülle scharf individualisierter, lebens echter Typen belebt wird. Es ist nicht bloß ein herbes, sondern auch ein starkes Buch, das jeden Freund einer ernsthaften epischen Kunst zu hoher Bewunderung zwingt. (Neues Tagblatt, Stuttgart.)

## Das Eisen im Feuer / Roman

1.—11. Auflage. Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.—

Wir möchten dieses Buch zu den besten rechnen, die die kraftvolle Künstlerin geschaffen hat, die, wie keine andere Zeitgenossin unentwegt ihren Platz behält, und niemals unmodern wird, weil sie nie modern sein wollte, sondern immer nur dem eigensten folgte, was sie zum Schaffen trieb. (Kölnische Zeitung.)

---

Verlag von Egon Fleischel & Co./Berlin W 9

Ausgewählte Werke  
von  
Clara Ziebig

Inhalt

Rheinlandstöchter/Kinder der Eifel/Vom  
Müller-Jhannes/Es lebe die Kunst/Die  
Wacht am Rhein /Das schlafende Heer  
Einer Mutter Sohn



Die Ausgewählten Werke umfassen 6 Bände  
Preis: eleg. in Leinen gebunden im Karton  
25 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen





Princeton University Library



32101 066907997

